

**Geschlechterstereotype und Geschlechtsidentität von Männern
mit unterschiedlichem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung**

Aleš Vápenka

Dissertationsschrift zur Erlangung des Grades
eines Doktors der Philosophie (Dr. phil.)

Eingereicht bei der Humanwissenschaftlichen Fakultät
der Universität Potsdam

Potsdam, 2011

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:
Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland
Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Erstgutachterin: Prof. Dr. Barbara Krahe
Zweitgutachterin: Prof. Dr. Birgit Elsner

Online veröffentlicht auf dem
Publikationsserver der Universität Potsdam:
URL <http://opus.kobv.de/ubp/volltexte/2011/5317/>
URN <urn:nbn:de:kobv:517-opus-53175>
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-53175>

Inhalt

<i>Tabellenverzeichnis</i>	6
<i>Abbildungenverzeichnis</i>	8
<i>Abstract</i>	9
1 Einführung	13
2 Geschlechtsidentität	18
2.1 Einführung	18
2.2 Theorien der Geschlechtsidentität	21
2.2.1 Essentialistische Ansätze	21
2.2.1.1 Biologischer Determinismus	22
2.2.1.2 Soziobiologischer Determinismus	26
2.2.1.3 Psychoanalytischer Determinismus	29
2.2.2 Soziale Lerntheorie	33
2.2.3 Kognitive Theorien	35
2.3 Entwicklung der Geschlechtsidentität – Prozessmodell von Trautner	37
2.3.1 Entwicklung der Geschlechtsidentität im Laufe der Ontogenese	40
2.4 Individuelle Ebene der Geschlechtsidentität und deren Entwicklung	43
2.4.1 Das Selbstkonzept eigener Maskulinität-Feminität (das geschlechtliche Selbstkonzept)	44
2.4.2 Auf das Geschlecht bezogene Selbst- und Fremdbewertung	45
2.4.3 Normen der Geschlechterrollen	46
2.5 Determinanten der Gestaltung der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität	49
2.5.1 Einfluss der Geschlechterstereotypen	49
2.5.2 Einfluss der Geschlechtsspezifischen Sozialisation	55
2.5.3 Einfluss der sexuellen Orientierung und der transsexuellen Identifikation	60
2.5.3.1 Sexuelle Orientierung	61
2.5.3.2 Transsexuelle Identität	71
2.6 Zusammenfassung	79
3 Identität und Selbstkonzept	81
3.1 Einführung	81
3.2 Ausgewählte Theorien der Identität	85
3.2.1 Theorie der Ego Identität	85
3.2.2 Theorie der Identität im Symbolischen Interaktionismus	88
3.2.3 Theorie der sozialen Identität	90
3.2.4 Theorie der Identität im Sozialem Konstruktivismus	93
3.2.5 Theorie der kognitiv-affektiven Konsistenz	95
3.2.6 Identity Structure Analysis (ISA)	96
3.2.6.1 Definition der Identität	97
3.2.6.2 Inhalt der Identität	98
3.2.6.3 Entwicklung der Identität	100
3.3 Gesellschaftliche und kulturelle Determination der persönlichen Identität	103
3.4 Zusammenfassung	106
4 Untersuchungsziel, Fragestellung und Hypothesen	108
4.1 Einführung	108

4.2	Untersuchungsziel	111
4.3	Fragestellung und Hypothesen	111
4.4	Zusammenfassung	117
5	<i>Methodik</i>	121
5.1	Einführung	121
5.2	Untersuchungsplan	121
5.3	Stichprobe	123
5.4	Messinstrumente	127
5.4.1	IDEXIDIO; IDEXMONO	127
5.4.2	GERO-Skala	129
5.4.3	NGRO	131
5.4.4	Soziodemographischer Teil des Fragebogens	135
5.5	Durchführung	135
6	<i>Ergebnisse</i>	136
6.1	Aufbereitung der Daten durch das Programm IDEX	136
6.1.1	Bestimmung von Cut-off Punkten	147
6.2	Deskriptive Statistiken	151
6.3	Hypothesenprüfung bezogen auf das Bewertungssystem	163
6.4	Hypothesenprüfung bezogen auf die Konstruktion des geschlechtlichen Selbstkonzepts in der Gegenwart und Vergangenheit (Selbstwahrnehmung)	164
6.4.1	Hypothesenprüfung bezogen auf die Konstruktion des geschlechtlichen Selbstkonzepts auf der persönlichen Ebene	164
6.4.2	Hypothesenprüfung bezogen auf die Konstruktion des geschlechtlichen Selbstkonzepts auf der sozialen Ebene	167
6.5	Hypothesenprüfung bezogen auf die Entwicklung des geschlechtlichen Selbstkonzepts	170
6.5.1	Hypothesenprüfung bezogen auf Sozialisationsbedingungen	172
6.6	Hypothesenprüfungen bezogen auf die stereotypische Wahrnehmung und Bewertung von Männern und Frauen (Fremdwahrnehmung und Fremdbewertung)	174
6.7	Hypothesenprüfung bezogen auf das Selbstwertgefühl	175
6.8	Hypothesenprüfung bezogen auf die persönlichen Normen des geschlechtsspezifischen Verhaltens (Normative Geschlechtsrollenorientierung)	176
6.9	Hypothesenprüfung bezogen auf die Trennungs- und Prädiktionskraft der selbstkonzeptbezogenen Variablen und Entwicklungsfaktoren	177
7	<i>Zusammenfassung der Ergebnisse, Interpretation und Diskussion</i>	183
7.1	Einführung	183
7.2	Bewertungssystem	186
7.3	Geschlechtliches Selbstkonzept	188
7.4	Entwicklung des geschlechtlichen Selbstkonzepts	193
7.5	Fremdwahrnehmung und Fremdbewertung	195
7.6	Selbstwertgefühl	197

7.7	Normen des geschlechtsspezifischen Verhaltens	198
7.8	Diskriminanzanalytische Fragestellung	199
7.9	Kritische Stellungnahme zur Studie	200
7.9.1	Stichprobe	200
7.9.2	Methodik IDEX	203
7.10	Abschließende Anmerkungen und Anregungen zur weiteren Forschung	205
<i>Literaturverzeichnis</i>		207
<i>Anhang</i>		223
Anhang A:	Fragebogen für heterosexuelle Probanden	224
Anhang B:	Fragebogen für transsexuelle Probanden	238
Anhang C:	Auflistung der Maskulinitäts- und Femininitätswerte für einzelne Stichproben	251
Anhang D:	Auflistung der relevanten IDEX-Maße für einzelne Stichproben	254
Anhang E:	Auflistung der strukturellen Stärke der maskulinen und femininen Konstrukte für einzelne Stichproben	257

Tabellenverzeichnis

Tabelle 2.1	Definitionsebenen der Geschlechtsidentität	19
Tabelle 2.2	„Optimales Geschlechtsverhalten“ hinsichtlich der Fortpflanzungsstrategie	27
Tabelle 2.3	Typische Beschreibungsmerkmale von Maskulinität und Femininität (übernommen von Trautner, 1991)	51
Tabelle 3.1	Konzeptuelle Auffassungen des Begriffs „Identität“	84
Tabelle 4.1	Unterschiede und Ähnlichkeiten in der Entwicklung der Homo-, Hetero- und Transsexuellen bezogen auf die erforschten Aspekte der Geschlechtsidentität	119
Tabelle 5.1	Erforschte Aspekte der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität – abhängige Variablen	122
Tabelle 5.2	Alter der Stichprobe in Jahren nach der psychosexuellen Entwicklung (PSE)	125
Tabelle 5.3	Ausbildungsstand der Stichprobe nach PSE	125
Tabelle 5.4	Familienstand der Stichprobe nach PSE (in %)	126
Tabelle 5.5	Zusammenleben mit dem/r Partner/in nach PSE	126
Tabelle 5.6	Spezifika der transsexuellen Probanden	127
Tabelle 5.7	„Entitäten“ (E)	129
Tabelle 5.8	„Konstrukte“ ((c), Items der GERO-Skala)	130
Tabelle 5.9	NGRO-Items mit der Polung (T = traditionell/ E = egalitär)	133
Tabelle 6.1	Identitätsindikatoren, deren Definition und Berechnung	149
Tabelle 6.2	Deskriptive Statistiken der GERO-Skala für die Stichprobe gesamt	152
Tabelle 6.3	Korrelationen für die maskulinen und femininen Werte für alle 11 Entitäten sowie die GERO-Skala gesamt	153
Tabelle 6.4	Deskriptive Statistiken der NGRO-Skala für die Stichprobe gesamt	156
Tabelle 6.5	Korrelation der NGRO-Items nach der Umpolung	158
Tabelle 6.6	Deskriptive Statistiken der Scores der relevanten IDEX-Maße für die Gesamtstichprobe	160
Tabelle 6.7	Strukturelle Stärke der einzelnen maskulinen Konstrukte für die Stichprobe gesamt	161
Tabelle 6.8	Strukturelle Stärke der einzelnen femininen Konstrukte für die Stichprobe gesamt	161
Tabelle 6.9	Korrelationen der SP für maskuline und feminine Werte	162
Tabelle 6.10	„Structural pressure on a construct“ für die maskulinen und femininen Konstrukte nach PSE	163
Tabelle 6.11	Ausprägung der Maskulinität in der Gegenwart und Vergangenheit	164
Tabelle 6.12	Ausprägung der Femininität in der Gegenwart	165
Tabelle 6.13	Ausprägung der Femininität in der Vergangenheit	165
Tabelle 6.14	Ausprägung der Maskulinität und Femininität im idealen Selbstbild	166
Tabelle 6.15	Zuwachs an Maskulinität und Femininität	167
Tabelle 6.16	Empathische Identifikation mit männlichen Personen in der Gegenwart und Vergangenheit	168
Tabelle 6.17	Empathische Identifikation mit weiblichen Personen in der Gegenwart	168
Tabelle 6.18	Empathische Identifikation mit weiblichen Personen in der Vergangenheit	169
Tabelle 6.19	Zuwachs an empathischer Identifikation mit Männern und Frauen	169
Tabelle 6.20	Idealistische Identifikation mit männlichen und weiblichen Personen	170
Tabelle 6.21	Kontraidentifikation mit weiblichen Personen	171
Tabelle 6.22	Konfliktidentifikation mit Frauen in der Gegenwart (cs) und Vergangenheit (ps)	171
Tabelle 6.23	Ego-Involvement mit männlichen und weiblichen Personen	172
Tabelle 6.24	Besseres Verhältnis zu Elternteil (in %)	173
Tabelle 6.25	Freunde in der Kindheit (in %)	173
Tabelle 6.26	Wahrnehmung der Männer und Frauen	175
Tabelle 6.27	Bewertung der Männer	175

Tabelle 6.28	<i>Selbstwertgefühl in der Gegenwart</i>	176
Tabelle 6.29	<i>Selbstwertgefühl in der Vergangenheit</i>	176
Tabelle 6.30	<i>Normative Geschlechtsrollenorientierung</i>	177
Tabelle 6.31	<i>Diskriminanzanalysen der abhängigen Variablen</i>	179
Tabelle 6.32	<i>Standardisierte kanonische Diskriminanzfunktionskoeffizienten</i>	180
Tabelle 6.33	<i>Klassifikationstabelle</i>	181
Tabelle C.1	<i>Maskulinitäts- und Femininitätswerte für Heterosexuelle</i>	251
Tabelle C.2	<i>Maskulinitäts- und Femininitätswerte für Homosexuelle</i>	252
Tabelle C.3	<i>Maskulinitäts- und Femininitätswerte für Transsexuelle</i>	253
Tabelle D.1	<i>Scores der relevanten IDEX-Maße für Heterosexuelle</i>	254
Tabelle D.2	<i>Scores der relevanten IDEX-Maße für Homosexuelle</i>	255
Tabelle D.3	<i>Scores der relevanten IDEX-Maße für Transsexuelle</i>	256
Tabelle E.1	<i>Strukturelle Stärke für maskuline Konstrukte (HT)</i>	257
Tabelle E.2	<i>Strukturelle Stärke für feminine Konstrukte (HT)</i>	257
Tabelle E.3	<i>Strukturelle Stärke für maskuline Konstrukte (HS)</i>	258
Tabelle E.4	<i>Strukturelle Stärke für feminine Konstrukte (HS)</i>	258
Tabelle E.5	<i>Strukturelle Stärke für maskuline Konstrukte (TS)</i>	259
Tabelle E.6	<i>Strukturelle Stärke für feminine Konstrukte (TS)</i>	259

Abbildungenverzeichnis

Abbildung 2.1	Prozessmodell der Entwicklung der Geschlechtstypisierung (Trautner, 1991)	39
Abbildung 6.1	Konvertierung des Ratings einer Entity mit der Polarität $P=+1$	137
Abbildung 6.2	Konvertierung des Ratings einer Entity mit der Polarität $P=-1$	137
Abbildung 6.3	Konvertierung der Ratings für das Konstrukt nicht emotional – sehr emotional	138
Abbildung 6.4	Kanonische Diskriminanzfunktion	181

Abstract

Im Rahmen eines explorativen Vergleichsuntersuchungsplans wurde untersucht, inwieweit sich die durch biologische Faktoren bedingte unterschiedliche Lebenserfahrung sowie die Sozialisationsbedingungen in der psychosexuellen Entwicklung bei hetero-, homo- und postoperativen transsexuellen Männern ($N = 191$) auf die Integration der Geschlechterstereotypen in die kognitiven (Selbst-, Fremdwahrnehmung), emotionalen (Selbst- und Fremdbewertung) und verhaltensmäßigen Aspekte (Normen der geschlechtsspezifischen Verhaltens) der Geschlechtsidentität auswirken und ob sich Identifikationsmuster der Entwicklung des geschlechtlichen Selbstkonzepts ableiten lassen.

Die Messung der kognitiven Aspekte des geschlechtlichen Selbstkonzepts (Maskulinität und Femininität) erfolgte mittels der GERO-Skala von Brengelmann und Hendrich (1990). Zur Erfassung der emotionalen Aspekte und Identifikationsmuster der Entwicklung des geschlechtlichen Selbstkonzepts wurden die Werte für die Variablen Maskulinität und Femininität zuerst mittels der computergesteuerten Methodik IDEXMONO und IDEXIDIO, die auf der Identitätsstrukturanalyse (Identity Structure Analysis) von Weinreich (2003) basiert, aufgearbeitet und weiter interferenzstatistisch ausgewertet. Weiterhin wurden der Fragebogen zur Messung normativer Geschlechtsrollenorientierung (NGRO) von Athenstaedt (2000) sowie ein ad hoc entworfener demographischer Fragebogen eingesetzt.

Die Ergebnisse zeigen, dass der Verlauf der psychosexuellen Entwicklung einen starken Einfluss auf die Integration der Geschlechterstereotypen in die geschlechtliche Selbst- und Fremdwahrnehmung hat. Im kognitiven Bereich, bezogen auf die persönliche Identität (Grad der Selbstzuschreibung männlicher und weiblicher Merkmale), stellt die Maskulinität eine stabile und erstrebenswerte Variable zur Herausbildung des geschlechtlichen Selbstkonzepts bei allen Gruppen dar. Die Femininität trägt am meisten zur Differenzierung zwischen den Hetero-, Homo- und Transsexuellen bei. Sie wird, je nach der Entwicklungsphase, unterschiedlich in das geschlechtliche Selbstkonzept integriert. Hinsichtlich der sozialen Identität (Zugehörigkeitsgefühl) lassen sich die Gruppen bezüglich der wahrgenommenen Ähnlichkeiten sowohl mit männlichen als auch weiblichen Personen, je nach der Entwicklungsphase, unterscheiden. Die soziale Wahr-

nehmung von Männern und Frauen (Fremdwahrnehmung), ist bei Transsexuellen traditioneller als die der Hetero- und Homosexuellen.

Bei der Selbst- und Fremdbewertung ergaben sich keine signifikanten Unterschiede.

Bei der Internalisierung der sozialen Normen des geschlechtsspezifischen Verhaltens zeigt sich, dass Heterosexuelle der Ausübung der Geschlechterrollen gegenüber egalitärer eingestellt sind als Trans- und Homosexuelle.

Bei den Sozialisationsfaktoren ist hervorzuheben, dass generell weibliche Identifikationspersonen einen stärkeren Einfluss auf die Herausbildung des geschlechtlichen Selbstkonzeptes hatten als männliche Identifikationspersonen. Es scheint jedoch, dass Homosexuelle bei der Entwicklung ihres geschlechtlichen Selbstkonzepts stärker unter dem Einfluss der Frauen stehen als die anderen zwei erforschten Gruppen.

Zur Beantwortung der Frage, welche selbstkonzeptbezogenen Variablen und Entwicklungsfaktoren die größte statistische Bedeutung für die Trennung und Prädiktion der einzelnen untersuchten Gruppen haben, wurde eine Diskriminanzanalyse berechnet. Die größte diskriminatorische Bedeutung besitzen die Variablen „Stereotypische Wahrnehmung der männlichen Personen“ und „Ego-Involvement mit weiblichen Personen“ für die Diskriminanzfunktion 1 (Trennung der Transsexuellen von Hetero- und Homosexuellen) und die Variablen „Empathische Identifikation mit männlichen Personen in der Vergangenheit“ und „Zuwachs an empathischer Identifikation mit weiblichen Personen“ für die Diskriminanzfunktion 2 (Trennung der Hetero- von Homosexuellen).

Gender Stereotypes and Gender Identity in Men with Different Psychosexual Development

Abstract

The aim of the present explorative-comparative study was to find out to which extent the biologically determined differences as well as socialization conditions in the psychosexual development of hetero-, homo- and transsexual men ($N = 191$) affect the integration of the gender stereotypes in cognitive (self- perception und perception of the others), emotional (appraisal of self and the others), and behavioral aspects (norms of gender behavior) of gender identity, as well as to deduce identification patterns in the development of the gender self-concept.

The GERO-scale by Brengelmann und Hendrich (1990) was used to measure the cognitive aspects of the self-concept of gender (masculinity and femininity). The collected data of masculinity and femininity were further processed using the computer-operated Identity Structure Analysis based method IDEXMONO and IDEXIDIO (Weinreich, 2003) to detect the emotional aspects and identification patterns of the development of the self-concept of gender. Furthermore, the questionnaire of normative gender role orientation by Athenstaedt (2000) and an ad hoc designed demographic questionnaire were applied.

The results show that the course of the psychosexual development has a strong impact upon the integration of the gender stereotypes in gender related self-perception and perception of others. As for cognitive aspects related to personal identity (grade of self-attribution of masculine and feminine traits), the masculinity represents a stable and desirable variable in the construction of the self-concept of gender in all samples. The femininity contributes the most to the differentiation between hetero-, homo- and transsexuals. Femininity has been integrated in the gender self-concept to a different extent, depending on the phase of the psychosexual development. As for social identity (feeling of social affiliation), there are differences among the samples in self-perceived similarities to both masculine and feminine persons, depending on the phase of the psychosexu-

al development. The social perception of men and women (perception of the others) is more traditionally oriented in transsexuals than in hetero- and homosexuals.

There are no significant differences in the appraisal of self and the others.

As for the internalization of the social norms of gender specific behavior, heterosexuals are more egalitarian in their attitude towards the practice of gender roles than homo- and transsexuals.

The examination of the socialization conditions shows that in general, feminine identification persons have a stronger impact upon the construction of self-concept of gender than masculine ones. However, it seems as though women have a stronger impact upon the construction of self-concept of gender in homosexuals than in the other groups.

A discriminant analysis was computed to answer the question which self-related variables and developmental factors have the strongest statistical importance for the division and prediction of the samples. The variables "stereotypic perception of masculine persons" and "ego-involvement with feminine persons" have the strongest discriminant importance for the discriminant function 1 (division of transsexuals from hetero- and homosexuals) and the variables "empathic identification with masculine persons in the past" and "growth of empathic identification with feminine persons" for the discriminant function 2 (division of heterosexuals from homosexuals).

1 Einführung

Gegenstand meiner Untersuchung ist die individuelle Ebene der Geschlechtsidentität - das geschlechtliche Selbstkonzept - bei Männern mit unterschiedlicher psychosexueller Entwicklung. Um einen Beitrag zur Diskussion der Entwicklung des geschlechtlichen Selbstkonzepts und deren Zusammenhang mit der Entwicklung und Hervorsage sexueller Orientierung und sexueller Identität zu leisten, wurden drei Gruppen von Männern untersucht: heterosexuelle, homosexuelle Männer und Männer mit transsexueller Biographie (postoperativen Frau-zu-Mann Transsexuellen). Im Vordergrund steht die Frage, ob im Hinblick auf die gesellschaftliche Liberalisierung der Geschlechterstereotype und Geschlechterrolle Unterschiede im geschlechtlichen Selbstkonzept bestehen und ob diese mit Sozialisationsbedingungen in Zusammenhang gebracht werden können. Anbei soll die Identifikationshypothese geprüft und die innovative Forschungsmethodik IDEX angewandt werden. Die bestehenden Untersuchungen auf dem Gebiet werden durch die vorliegende Arbeit um die Perspektive der sozialen Identität sowie kognitiv-affektive und entwicklungspsychologische Aspekte erweitert.

Die Geschlechtsidentität stellt ein bio-psycho-soziales Phänomen dar, in dessen Rahmen man zwischen dem biologischen Geschlecht (sex) und dem psychosozialen Geschlecht (gender) unterscheidet. Der Begriff sex wird ausschließlich in Zusammenhang mit Unterschieden in den Fortpflanzungsorganen und ihrer Funktion bei Männern und Frauen oder in Zusammenhang mit genetisch bedingten Geschlechtscharakteristika benutzt. Gender bezieht sich ausschließlich auf die sozialen und psychologischen Aspekte des Mann- bzw. Frau-Seins, was zwangsläufig mit den kulturell bedingten Vorstellungen über angemessene Eigenschaften und Verhaltensweisen von Mann und Frau, also Maskulinität und Femininität, einhergeht. Phänomenologisch lassen sich somit die sog. geschlechtsspezifischen und geschlechtstypischen Merkmale unterscheiden (u. a. Désirat, 1985; Trautner, 1991). Unter geschlechtsspezifischen Merkmalen werden jene verstanden, die ausschließlich bei einem Geschlecht vorkommen. Sie sind überwiegend an das biologische Geschlecht gebunden. Merkmale, die nach Intensität und Häufigkeit unterschiedlich stark bei den Geschlechtern auftreten (d. h. sie variieren stärker zwischen den Geschlechtern als innerhalb eines Geschlechts), sind geschlechtstypisch. Sie sind weniger stark oder auch überhaupt nicht an die biologischen Variablen (genetische

bzw. morphologische) gebunden. Da die Merkmalszuschreibungen aufgrund der Gruppenzugehörigkeit (biologische Geschlechtsgruppe) einer Person – ohne Berücksichtigung individueller Charakteristika – vorgenommen werden, und da die Geschlechtstypisierung der Merkmale kulturell normiert ist, spricht man im Fall der geschlechtstypischen Eigenschaften meistens von Geschlechter- oder Geschlechtsrollen-Stereotypen (Trautner, 1991). Inwieweit man sich mit den kulturellen Konzepten der Maskulinität und Femininität identifiziert, bestimmt das geschlechtliche Selbstkonzept - das subjektive Bild, welches das Individuum von sich selber unter dem Gesichtspunkt der eigenen Geschlechtsidentität hat. Unser Selbstkonzept, das durch Entwicklungsfaktoren beeinflusst wird, stellt somit ein individuelles Wert- und Identifikationssystem dar und hilft uns Unterschiede in der Konstruktion der Gestaltung der Geschlechtsidentität auf der individuellen Ebene zu verstehen (Thorton, 2000).

Das geschlechtliche Selbstkonzept (Selbstkonzept eigener Maskulinität-Femininität) ist Gegenstand zahlreicher psychologischer Untersuchungen. Obwohl die Unabhängigkeit der Konzepte der Maskulinität-Femininität vom biologischen Geschlecht bewiesen wurde, lassen sich zweifelsohne Unterschiede im Selbstkonzept der Männer und Frauen feststellen (Alfermann, 1987; Brengelmann, 1990). Der Grund dafür liegt in den Theorien der Geschlechtsidentität nach in der unterschiedlichen Art und Weise, wie Männer und Frauen in unserer Gesellschaft sozialisiert werden, wobei die Identifikationshypothese eine zentrale Rolle spielt.

Weiterhin wurden Unterschiede im geschlechtlichen Selbstkonzept bei Personen mit unterschiedlichem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung festgestellt. Vor allem konzentrierte man sich auf die Unterschiede auf Grund der sexuellen Orientierung, d.h. zwischen Heterosexuellen und Homosexuellen. Vor allem die Auffälligkeiten im Sinne des geschlechtsuntypischen Verhaltens in der Kindheit der meisten Homosexuellen zeugen von einem Zusammenhang zwischen dem geschlechtsuntypischen Verhalten in der Kindheit und der späteren sexuellen Orientierung (Friedman, 1993; Zucker und Green, 1992). Der Mittelwert für den Zusammenhang zwischen dem geschlechtsuntypischen Verhalten in der Kindheit und der späteren sexuellen Orientierung hat sich als groß erwiesen: Cohen's $d=1.31$ für Männer; Cohen's $d=.96$ für Frauen (Lippa, 2000). Im Erwachsenenalter finden die Unterschiede zwischen Hetero- und Homosexuellen

auch ihren Ausdruck im geschlechtlichen Selbstkonzept. Da man aus einer biologischen Veranlagung der sexuellen Orientierung ausgeht (obwohl ein eindeutiger Beweis nach wie vor fehlt), aber die Konstruktion des Selbstkonzepts psychosozialen Faktoren zuschreibt, lassen sich unterschiedliche Sozialisationsmuster bezogen auf die Gestaltung des geschlechtlichen Selbstkonzepts sowohl bei Homosexuellen als auch bei Heterosexuellen vermuten.

Gewisse Belege gegen die psychosozialen Theorien der Geschlechtsidentität liefern die Studien der Personen mit Intersex-Syndromen oder Transsexualität. Bei Personen mit unterschiedlichen Intersex-Syndromen konnte man feststellen, dass sich das geschlechtliche Selbstkonzept und das geschlechtliche Verhalten im Sinne des biologischen Fundaments trotz des Erziehungsstils entwickelten (Bosinski, 2000). Bei Transsexuellen konnte gezeigt werden, dass die Größen der Maskulinität-Femininität während der hormonellen Behandlung noch stärker in die Richtung des Identifikationsgeschlechts verschoben als vor der Behandlung (Pfäfflin, 1993).

Hierbei stößt man auf einen Konflikt zwischen den biologischen und psychosozialen Theorien. Die biologischen Theorien setzen genetische Faktoren, hormonelle Einflüsse und neuronale Strukturen voraus, die eine zentrale Rolle in der Entwicklung des geschlechtstypischen Verhaltens und der geschlechtstypischen Wahrnehmung spielen. Die psychosozialen Theorien betonen die Wichtigkeit der psychologischen und environmentalen Faktoren, wie z. B. Sozialisation und Einfluss wichtiger Anderer.

Falls die Hypothese der psychosozialen Determination des geschlechtlichen Selbstkonzepts gilt, müsste man spezifische Sozialisationsbedingungen bei Heterosexuellen, Homosexuellen und Transsexuellen feststellen können. Falls diese nicht vorhanden wären, müsste man die Mitverursachung der biologischen Faktoren bei der Gestaltung des Selbstkonzepts einbeziehen.

Die vorliegende Untersuchung konzentriert sich daher auf die Analyse des geschlechtlichen Selbstkonzepts und weitere Variablen der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität sowie deren Entwicklungsdeterminanten bei heterosexuellen und homosexuellen Männern sowie Männern mit transsexueller Biographie (postoperativen

Frau-zu-Mann Transsexuellen). Es sollen die Fragen beantwortet werden, ob sich vor dem Hintergrund des bestehenden Wandels der Geschlechterstereotypen immer noch Unterschiede zwischen Männern mit heterosexuellen, homosexueller und transsexueller Entwicklung in ihrem geschlechtlichen Selbstkonzept, Selbstwertgefühl, Wahrnehmung und Bewertung von Frauen und Männern sowie in Einstellungen zu Geschlechterrollen feststellen lassen und ob sich unterschiedliche Identifikationsmuster im Rahmen ihrer Sozialisation ableiten lassen, die zu den Unterschieden führen.

Da sich dem heutigen Mann und der heutigen Frau angesichts des wissenschaftlichen Fortschritts und der damit einhergehenden gesellschaftlichen Liberalisierung ein breiter Freiraum zur Selbstdarstellung und somit zum subjektiven Verständnis und zur Gestaltung der Geschlechtsidentität bietet, sind die traditionellen Messinstrumente zur Erfassung Maskulinität-Femininität für die Erforschung des geschlechtlichen Selbstkonzepts (BSRI und PAQ) schwierig anzuwenden. Sie erfassen die Variablen auf rein kognitiver Ebene, lassen den kognitiv-affektiven Aspekt außer Acht, weiterhin ermöglichen sie nicht, das Ausmaß der Identifizierung mit den geschlechtstypischen Eigenschaften sowie die entwicklungsmäßige Perspektive direkt zu erfassen. Weiterhin erfolgt die Auswertung der erhobenen Daten auf den Skalen Maskulinität und Femininität meist mittels Mediansplit, wobei Mittelwerte der gesamten Gruppe eingehen. Die Einteilung in androgyn, maskulin, feminin und undifferenziert ist also immer stichprobenabhängig. Es wird daher ein neueres Instrument zur Messung der Maskulinität-Femininität die GERO-Skala von Brengelmann und Hendrich (1990) benutzt, deren Auswertung:

1. deskriptiv erfolgt, um die Beweiskraft der Differenzierung der Skalen bezogen auf die sexuelle Orientierung und Transsexualität zu überprüfen
2. mit der Methodik IDEXMONO und IDEXIDIO erfolgt, um den Anteil der Geschlechterstereotypen in der Konstruktion der Geschlechtsidentität sowie die Identifikationsmuster in der Entwicklung der Geschlechtsidentität zu erfassen

Die Arbeit gliedert sich in einen theoretischen und empirischen Teil. Im theoretischen Teil wird zuerst in Kapitel 2 das Konzept der Geschlechtsidentität als bio-psycho-soziales Phänomen vorgestellt. Es werden die traditionellen Theorien der Geschlechtsi-

dentität und die Ontogenese der Geschlechtsidentität dargestellt. Der Schwerpunkt liegt auf der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität und deren multifaktoriellen Determination. Es wird der Zusammenhang mit der sexuellen Orientierung und Transsexualität diskutiert.

Da es keine universale Methodik zur Erforschung der einzelnen Aspekte der Geschlechtsidentität gibt, und die traditionellen Instrumente zur Messung der Maskulinität-Femininität zum Erreichen der Ziele dieser Arbeit nicht ausreichend sind, werden in Kapitel 3 die Theorien der Identität bzw. des Selbstkonzepts vorgestellt, die den theoretischen Hintergrund der Identitätstheorie „Identity Structure Analysis“ von P. Weinreich (2003) bilden, auf deren Basis die hier benutzte Methodik IDEX entstand.

Im empirischen Teil werden in Kapitel 4 ausführlich die Ziele, die Fragestellung und die Hypothesen dieser Arbeit dargestellt. In Kapitel 5 werden Stichprobe und Methodik beschrieben. Es folgt die Präsentation der Ergebnisse in Kapitel 6 und abschließend die Diskussion in Kapitel 7.

2 Geschlechtsidentität

2.1 Einführung

Die Geschlechtsidentität stellt „a major subsystem of one’s identity“ dar (Doctor, 1988, S. 82). Sie wird allgemein definiert als „one’s sense of being male or female“ (Deaux und LaFrance, 1998, S. 798). Dieses Gefühl erlaubt es dem Individuum, sich selbst und andere Menschen als einen Mann oder eine Frau zu bezeichnen, und sich selbst und anderen Menschen die dem Geschlecht entsprechenden Eigenschaften und Rollen zuzuordnen. „Die Geschlechtsidentität gibt das subjektiv wahrgenommene Gefühl wieder, mit dem eigenen Körper, seinen primären und sekundären Geschlechtsmerkmalen sowie der sozialen Rolle, die dem jeweiligen Geschlecht zugeschrieben wird, übereinzustimmen oder im Gegenteil diese abzulehnen“ (Procházka und Weiss, 2002, S. 13)¹. Senf und Strauß (2009) definieren die Geschlechtsidentität im engerem Sinne als „Integrität und Kontinuität des Selbstkonzeptes Mann oder Frau, also die Einheitlichkeit des eigenen emotionalen und kognitiven Erlebens und Definierens des eigenen Geschlechtes als weiblich oder als männlich mit objektivierbaren Manifestationen der Geschlechtlichkeit“ (S. 4). Zu den objektivierbaren Manifestationen der Geschlechtlichkeit zählen die Autoren biologische Faktoren wie äußere Geschlechtsmerkmale bis hin zu Chromosomenkonstellation, aber auch geschlechtstypische Verhaltens- und Erlebensweisen.

Die Entwicklung der Geschlechtsidentität wird also von verschiedenen Faktoren determiniert, da „die Geschlechtsidentität eines Individuums auf der Basis der biologischen Geschlechtszugehörigkeit sozial hergestellt und im Entwicklungsverlauf individuell konstruiert wird“ (Trautner, 1986, S. 9). Dementsprechend lassen sich drei aufeinander aufbauende Definitionsebenen der Geschlechtsidentität unterscheiden (s. Tabelle 2.1):

¹ „Pohlavní identita vyjadřuje subjektivně vnímaný pocit sounáležitosti či naopak rozporu s vlastním tělem, s jeho primárními a sekundárními pohlavními znaky, i se sociální rolí přisuzovanou danému pohlaví“ (Übersetzung aus dem Tschechischen, Vápenka).

Tabelle 2.1 Definitionsebenen der Geschlechtsidentität

Definitionsebene	Komponente
biologische	Chromosomengeschlecht Gonadengeschlecht Hormongeschlecht Hypothalamusgeschlecht morphologisches Geschlecht
soziale	Zuweisungsgeschlecht Erziehungsgeschlecht
individuelle	<i>kognitive</i> (Selbstkonzept eigener Maskulinität-Feminität) <i>emotionale</i> (Selbst- und Fremdbewertung) <i>verhaltensmäßige</i> (geschlechtstypische Einstellungen und Bewertungen sowie die Äußerung individuellen geschlechtsbezogenen Verhaltens; persönliche Normen der Geschlechterrollen)

Die Geschlechtsidentität mit ihrem biopsychosozialen Fundament nimmt eine besondere Stellung im Identitätskonzept ein und stellt eine besondere Herausforderung für die theoretische Modellierung und empirische Forschung dar. Die theoretische Auffassung der Geschlechtsidentität als eines biopsychosozialen Phänomens ist in der Sexualwissenschaft zwar weitgehend etabliert, nach wie vor wird allerdings die Komplexität der Geschlechtsidentität in der empirischen Forschung unterlassen. Es bleibt also immer noch unklar, wie genau bestimmte Merkmale der Geschlechtsidentität entstehen und wie die einzelnen Komponenten sich gegenseitig in ihrer Entwicklung genau beeinflussen.

In der angelsächsischen Literatur wird zwischen dem biologischen Geschlecht (*sex*) und dem psychosozialen Geschlecht oder auch Geschlechtsidentität (*gender*) unterschieden. Der Begriff *sex* wird ausschließlich in Zusammenhang mit Unterschieden in den Fortpflanzungsorganen und ihrer Funktion bei Männern und Frauen (Eierstöcke vs.

Hoden; Vagina vs. Penis) oder in Zusammenhang mit genetisch bedingten Geschlechtscharakteristika (z. B. durchschnittliche Größe oder Muskelkraft) benutzt. *Gender* bezieht sich ausschließlich auf die sozialen und psychologischen Aspekte des Mann-, bzw. Frau-Seins (Gleitman, 1983). *Gender*, bzw. *gender identity* beschreibt Doctor (1988) folgendermaßen: „Gender identity refers to those theories of ourselves that reflect masculine or feminine characteristics as judged within a given cultural framework. The most important aspect of gender identity is not overt behavior, but the inner, private, self-perception and self theory an individual maintains pertaining to his or her masculinity or femininity” (S. 82). Es handelt sich somit um eine biologische Unterschiedlichkeit im ersten Fall und eine soziale Konstruktion im zweiten Fall (Durkin, 1995). Diese Dichotomisierung und die sozialkonstruktivistische Theorie werden vor allem in den feministischen Ansätzen wahrgenommen. Geschlecht im Sinne von *gender* wird als Strukturprinzip auf der kulturellen, interpersönlichen sowie individuellen Ebene des menschlichen Lebens betrachtet. Man bildet Urteile und misst die Eigenschaften sich selbst und den Anderen bei auf Grund des eigenen Geschlechts, des Geschlechts der Anderen sowie der Verhaltensweisen, die man für adäquat für die Angehörigen des jeweiligen Geschlechts hält. Maskulinität und Femininität werden mit Hilfe von Sprache sozial konstruiert und durch soziale Prozesse in die soziale Struktur und somit in die individuelle Identität eingebaut (Thorton, 2000). Bezogen auf die Tabelle 1 entspricht dem *gender* die individuelle Definitionsebene der Geschlechtsidentität. Die soziale Definitionsebene bildet den gesellschaftlichen und kulturellen Rahmen für ihre Entwicklung.

Im deutschsprachigen Raum sind die Auffassungen etabliert, die die sog. geschlechtsspezifischen von geschlechtstypischen Merkmalen auseinanderhalten (u. a. Désirat, 1985; Trautner, 1991). Unter den geschlechtsspezifischen Merkmalen werden jene verstanden, die ausschließlich bei einem Geschlecht vorkommen. Sie sind überwiegend an das genetische und morphologische Geschlecht gebunden (entspricht dem biologischen Geschlecht – *sex*). Merkmale, die nach Intensität und Häufigkeit unterschiedlich stark bei den Geschlechtern auftreten (d. h., sie variieren stärker zwischen den Geschlechtern als innerhalb eines Geschlechts), sind geschlechtstypisch. Sie sind weniger stark oder auch überhaupt nicht an das genetische und morphologische Geschlecht gebunden (entspricht teilweise dem psychosozialen Geschlecht – *gender*). Sich als ein Mann oder eine Frau zu empfinden und wahrnehmen „ist mehr als nur die Sum-

me geschlechtsspezifischer und geschlechtstypischer Unterschiede“ (Bosinski, 2000, S. 100).

Im Rahmen der Identitätsforschung sind spezifische theoretische Ansätze entwickelt worden, die sich auf bestimmte Teilaspekte der Geschlechtsidentität und ihrer Genese konzentrieren. Sie erklären entweder die geschlechtstypischen Unterschiede oder erleuchten die Hauptmechanismen, die die Wahrnehmung der Individuen von sich selbst als Mann oder Frau bestimmen. Im Folgenden werden die Ansätze der Essentialisten und der traditionellen psychologischen Schulen vorgestellt. Weiterhin werden die einzelnen Komponenten der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität – der eigentliche Gegenstand meiner Studie - ausführlicher behandelt und ihre gesellschaftliche und kulturelle Determination diskutiert.

2.2 Theorien der Geschlechtsidentität

2.2.1 Essentialistische Ansätze

Für Essentialisten sind die geschlechtsspezifischen sowie geschlechtstypischen Merkmale eine Summe von fundamentalen Eigenschaften, die stabil und im Prinzip unabhängig vom soziopolitischen Lebenskontext sind. Basis für die Entwicklung der geschlechtsspezifischen sowie geschlechtstypischen Merkmale (die in der Auffassung der Essentialisten nicht eindeutig auseinander gehalten werden) bilden biologische Einflüsse, die den kulturellen Einflüssen vorangehen und ihre Effekte limitieren. Auf Grund der biologischen Unterschiede zwischen Mann und Frau wird die Geschlechtsidentität von Männern und Frauen als unterschiedlich, einander entgegengesetzt und gleich in allen Kulturen betrachtet (Sian, 1994; Wallston und O'Leary, 1981).

Wie allerdings bereits oben erwähnt, beziehen sich die essentialistischen Ansätze mehr oder weniger auf die Erklärung der geschlechtsspezifischen Variabilität und nur in einem beschränkten Ausmaß auf geschlechtstypische Eigenschaften bzw. Geschlechtsidentität.

Der Essentialismus geht entweder vom biologischen, bzw. soziobiologischen oder psychoanalytischen Determinismus aus.

2.2.1.1 *Biologischer Determinismus*

Vertreter des biologischen Determinismus führen die Bildung der Geschlechtsidentität primär auf somatische Geschlechtsdifferenzierung zurück. Die biologischen Geschlechtsmerkmale werden in einen direkten Zusammenhang mit psychologischen Charakteristika der Männer und Frauen und ihrem psychosozialen Geschlecht gebracht.

Eindeutig nachweisbar ist der Einfluss der Differenzierung der Geschlechtschromosomen in XX und XY auf die Entwicklung des Sexualdimorphismus der Fortpflanzungsorgane. Die embryonale und fetale Geschlechtsentwicklung vollzieht sich in drei Schritten. Am Ende jedes Schrittes steht die Differenzierung eines Aspektes des Gesamtgeschlechts: genetisches oder chromosomales Geschlecht, gonadales Geschlecht, morphologisches oder somatisches (äußeres und inneres) Geschlecht. Die jeweils vorangegangene Phase determiniert in der Regel die folgende (Garrels, 1999).

Zunächst erfolgt die Festlegung des chromosomalen oder genetischen Geschlechtes durch die Vereinigung von Ei- und Samenzelle. Die Eizelle enthält als Geschlechtschromosom ein X-, die Samenzelle ein X- oder ein Y-Chromosom. Kommen in der Befruchtung zwei X-Chromosomen zusammen, so ist das genetische Geschlecht weiblich, bei einem X. und einem Y-Chromosom männlich.

In der zweiten Phase vollzieht sich die Entwicklung des gonadalen Geschlechts. Die Gonadenanlage (Keimdrüsen) des Embryos ist in beiden Fällen zunächst gleich. Ab der siebten Schwangerschaftswoche führt dann die im Y-Chromosom verankerte Erbinformation beim männlichen Embryo zur Hodenbildung. Die Ausbildung eines Ovars erfolgt in allen Fällen des Fehlens eines Y-Chromosoms. Somit ist der direkte Einfluss der Geschlechterchromosomen auf die somatische Geschlechterdifferenzierung beendet. Die weitere Steuerung erfolgt über die von den Gonaden produzierten Hormone. Analog zur Wirkung des Y-Chromosoms ist für eine männliche Differenzierung die Produktion von Androgenen erforderlich. Sowohl Männer als auch Frauen produzieren sowohl Androgene (männliche Geschlechtshormone) als auch Östrogene (weibliche Geschlechtshormone). Wichtig ist die spezifische Konstellation beider Hormongruppen, durch die das männliche bzw. weibliche Geschlecht gekennzeichnet ist.

In Abhängigkeit von der Art der Geschlechtshormone, ihrer Menge und der Sensitivität der Empfängerorgane entwickelt sich im dritten Schritt das hypothalamische und morphologische Geschlecht. Die Entwicklung der inneren und äußeren Geschlechtsor-

gane (primäre Geschlechtsmerkmale) wird vollzogen. Die pränatal organisierten Sexual- und Paarungszentren im Hypothalamus bestimmen zusammen mit dem unterschiedlichen Verhältnis und der Menge der Geschlechtshormone den unterschiedlichen Beginn und Verlauf der Pubertät bei Jungen und Mädchen (u. a. bilden sich männliche oder weibliche sekundäre Geschlechtsmerkmale aus).

Inwieweit sich die biologischen Faktoren (geschlechtsspezifische Unterschiede) während der Fötalzeit und der Pubertät auf das Zentrale Nervensystem (Gehirn) und – darüber vermittelt – auf das spätere Sozial- und Sexualverhalten, bzw. Erleben der Geschlechtsidentität (geschlechtstypische Unterschiede) tatsächlich auswirken, lässt sich derzeit noch nicht abschließend beantworten (Bosinski, 2000; Trautner, 1991). Die Beantwortung der Frage ist nämlich mit hohen methodischen Ansprüchen an die Durchführung einschlägiger Forschungen verbunden. Laut Bosinski (2000) müssen folgende Aspekte der Befunde erfüllt werden, um eine biologische Mitverursachung geschlechtstypischer Unterschiede im Sinne einer Prädisposition bestätigen zu können, (d. h. aber nicht im Sinne einer alles erklärenden Ursache):

1. Artvergleichs-Aspekt

Der Unterschied findet sich in gleicher Richtung bei anderen Säugetierarten, insbesondere bei nicht-menschlichen Primaten und/oder er ist dort durch definierte biologische Variationen in seiner Ausprägung (bis hin zur Umkehr) veränderbar.

2. Transkultureller Aspekt

Der Unterschied findet sich in gleicher Richtung (nicht aber unbedingt in gleicher Ausprägung) zu verschiedenen Zeiten, in Kulturen und Ethnien unterschiedlicher Entwicklungshöhe und mit verschiedenen kulturellen Regelungen für den Umgang der Geschlechter.

3. Sozialisationsaspekt

Der Unterschied ist zwar in seiner Ausprägung durch psychosoziale Faktoren beeinflussbar, nicht aber durch einheitlich beschreibbare psychosoziale Faktoren produzierbar oder gar umkehrbar.

4. Intraspezifischer, humanbiologischer Aspekt

Es existieren beim Menschen biologische Veränderungen (z. B. in der somatosexuellen Differenzierung), die mit einer Veränderung der Unterschiedstendenz einhergehen.

Dieser Aspekt kann in zwei Richtungen geprüft werden:

- a) Es können Probanden mit Unterschieden in den bekannten geschlechtstypisch verteilten Leistungsbereichen danach untersucht werden, ob sie in bestimmten, funktionell bedeutsamen biologischen Parametern ebenfalls Unterschiede aufweisen.
- b) Es können Probanden mit Abweichungen in der somatosexuellen Differenzierung (i. e. Intersex-Syndrome) danach untersucht werden, ob sie in den bekannten geschlechtstypisch verteilten Leistungsbereichen ebenfalls Unterschiede aufweisen.

Aus dem Bereich der Kognition, der Emotion oder des Verhaltens konnten beim Menschen lediglich folgende geschlechtstypische Eigenschaften gesichert werden, bei denen ausreichende Aussagen über das Vorliegen biologischer Prädispositionen bezogen auf ihre qualitative Ausprägung gemacht werden konnten.

1. räumliche Fähigkeiten

Männer zeigen durchschnittlich bessere Leistungen in einigen Aspekten des räumlichen Vorstellungs- und Orientierungsvermögens, insbesondere beim sog. Mental Rotation Test als Frauen (Trautner, 1991).

2. Aggression

Männer zeigen durchschnittlich mehr unprovokiertes fremdverletzendes Verhalten als Frauen (Trautner, 1991).

3. prosoziales Verhalten

In Gruppenkooperationstests weisen Frauen durchschnittlich ein stärker gruppenzentriertes und demokratisches, Männer hingegen ein stärker aufgabenzentriertes und autokratisches Verhalten auf. Darüber hinaus sind Frauen stärker auf soziale Interaktionen, die dem Wohlbefinden anderer dienen, orientiert (sog. nurturing activities), Männer auf solche, die der Leistungs- und Ansehensmaximierung dienen (Durkin, 1995).

4. sexuelle Orientierung

Typischerweise fühlen sich Männer durch Frauen und Frauen durch Männer sexuell-erotisch angezogen (Bosinski, 2000; Hyde und DeLamater, 2003)

Dabei scheint die Höhe des pränatalen Androgens einen wesentlichen Einfluss auf die spätere Verhaltensentwicklung in der Weise zu haben, dass pränatal wirksamer „männlicher Androgenspiegel“ auch mit höherer Wahrscheinlichkeit eine „männliche Tendenz“ der Merkmalsausprägung zur Folge hat (Bosinski, 2000; Désirat, 1985). Bei der sexuellen Orientierung scheint die Differenzierung des Hypothalamus mit seiner Einbindung in das limbische System eine wesentliche Rolle zu spielen (Bosinski, 2000).

Obwohl gewisse Beweise für den Einfluss des erhöhten pränatalen Androgenspiegels auf die postpubertal eher maskuline Ausprägung eines geschlechtstypisch verteilten Merkmals bei den Probanden mit Intersex-Syndrom und Transsexuellen bestehen, lässt sich der Einfluss nicht für unilinear halten (Bosinski, 2000; Désirat, 1985). Bei Frauen mit Adrenogenitalem Syndrom (AGS)² lässt sich zwar das sog. Tomboy-Verhalten³ beobachten, ihre Geschlechtsidentität bleibt bei der Mehrheit jedoch weiblich. Ebenso lehnen die meisten Patienten, bei denen es im Gefolge einer Penisamputation zur Aufzucht als Mädchen kam, die weibliche Identität nicht ab. Bei Frau-zu-Mann Transsexuellen (FzMTS) fallen das gehäufte Auftreten eines hyperandrogenämischen Zustandes und eine deutliche Maskulinisierung der Körpersilhouette auf. Es lässt sich ebenso wie bei Frauen mit dem AGS ein ausgeprägtes Tomboy-Verhalten in der Kindheit beobachten. Auffällig sind jedoch auch die Sozialisationsbedingungen der FzMTS: sie stammten häufiger aus unvollständigen und/oder durch erhebliche elterliche Dysbalancen gekennzeichneten Familien als die nichttranssexuelle Probanden (Bosinski, 2000; Fajkowska-Stanik, 2001).

Die meisten Forscher auf dem Gebiet der Geschlechtsdifferenzierung und Geschlechtsidentität einigen sich darauf, dass die biologischen Faktoren, vor allem Hormone, die Reaktionsbereitschaft auf bestimmte Reizmuster beeinflussen, diese aber nicht selbst unmittelbar Verhalten auslösen. Sie haben einen entscheidenden Einfluss auf die kognitive Leistung, Reifungstempo und sexuelle Orientierung, auf die Entwick-

² Beim AGS handelt es sich um einen autosomal-rezessiv vererbten Enzymdefekt in der Steroidbiosynthese der Nebennierenrinde. Es kommt zur massiven Überproduktion der adrenalen Androgene. Dies führt bei chromosomal, gonadal und gonoduktal unauffällig entwickelten weiblichen Feten zu einer genitalen Virilisierung bis hin zur Bildung eines „Pseudo-Penis“ und Labienfusion (Bosinski, 2000).

³ Das Tomboy-Verhalten bezeichnet sehr jungenhaftes Verhalten eines Mädchens (Désirat, 1989).

lung der Geschlechtsidentität per se und ihrer individuellen Definitionsebene jedoch eindeutig nicht. Man kann höchstens auf eine Mit-Verursachung schließen, während der Geschlechtszuweisung bei der Geburt und den daraufhin erfolgenden Sozialisationsprozessen als Mädchen oder Junge die überwiegende Bedeutung zukommt (Désirat, 1985). Sich als ein Mann oder eine Frau zu empfinden und wahrnehmen „ist mehr als nur die Summe geschlechtsspezifischer und geschlechtstypischer Unterschiede“ (Bosinski, 2000, S. 100).

2.2.1.2 *Soziobiologischer Determinismus*

It pays males to be aggressive, hasty, fickle and undiscriminating. In theory it is more profitable for females to be coy, to hold back until they can identify males with the best genes ... Human beings obey this biological principle faithfully. (Wilson, 1978, S. 125)

Soziobiologen und Evolutionspsychologen versuchen die Evolutionstheorie von Darwin auf Formen des Sozialverhaltens anzuwenden. Die Evolutionstheorie erklärt die Phylognese von Lebewesenarten aus einfachen Grundformen zu hochentwickelten, differenzierten Formen und Unterarten als Ergebnis eines durch Mutations- und Selektionsprozesse bestimmten Evolutionsdruckes (Fröhlich, 1997). Die Soziobiologen und Evolutionspsychologen glauben dementsprechend, dass „our ‘adaptation’ is an inherited characteristic which came into existence as a feature of a species through natural selection, because it helped to facilitate reproduction during the period of its evolution“ (Thorton, 2000, S. 16).

Es wird davon ausgegangen, dass die geschlechtstypischen Verhaltensweisen und Präferenzen genetisch prädisponiert sind und als Resultat einer differentiellen natürlichen Selektion⁴ in der evolutionären Vergangenheit des Menschen entstehen. Die geschlechtstypischen Eigenschaften, Verhaltensweisen und Präferenzen werden mit den Unterschieden und grundlegender Asymmetrie in den Fortpflanzungsorganen in Zusammenhang gebracht: ein Mann produziert wesentlich mehr Spermien als eine Frau

⁴ Natürliche Selektion bezeichnet einen Prozess der Auslese von Organismen, die am besten an die jeweiligen Umweltbedingungen angepasst sind. Deren Merkmale bleiben also erhalten; die anderen gehen verloren und scheiden aus der Population aus (Hyde und DeLamater, 2003).

Eizellen. Ein Mann kann daher theoretisch mehr Kinder zeugen, als eine Frau gebären. Hieraus lässt sich ableiten, wie sich Männer und Frauen verhalten sollen, um die Zahl genetisch Verwandter, insbesondere eigener Kinder und deren Kinder (sog. inklusive Fitness) unter den ökologischen Bedingungen der evolutionären Vergangenheit zu maximieren. Die natürliche Selektion habe dann dafür gesorgt, dass sich langfristig „optimale Verhalten“ in Form genetisch fixierter geschlechtstypischer Verhaltenspräferenz herausgebildet haben (Asendorpf, 1996). Die Tabelle 2.2 bietet einen Überblick über „das optimale Geschlechtsverhalten“, das hinsichtlich der Fortpflanzungsstrategie empirisch bestätigt wurde (Buss und Schmitt, 1993; Trivers 1972).

Tabelle 2.2 „Optimales Geschlechtsverhalten“ hinsichtlich der Fortpflanzungsstrategie

Verhaltenform	Geschlecht	
	Männer	Frauen
Fähigkeit Kinder zu zeugen	Theoretisch häufiger und längere Zeit	1-2 im Jahr
Priorität bei der Kontakthäufigkeit	Quantität: viele Kinder mit mehreren Frauen ohne Sorge um einzelne Kinder	Qualität: weniger Kinder und mehr Sorge um jedes einzelne
Kriterien der Partnerwahl	Jugend und gutes Aussehen als Indikator der Fruchtbarkeit und Gesundheit	Ressourcen für Kinder, sozialer Status
Anzahl der Ehepartner	Polygynie ist öfter	Polyandrie ist seltener
Beteiligung an Kindererziehung	Weniger	Mehr
Ansprüche an Geschlechtspartner	Wenig wählerisch	Sehr wählerisch
Eifersucht	Wegen sexueller Seitensprünge	Wegen emotioneller Beziehung

Obwohl die in der Tabelle 2.2 aufgelisteten Verhaltensweisen weitgehend empirisch bestätigt wurden, lassen sich außer den soziobiologischen Erklärungsansätzen auch Alternativerklärungen in Betracht ziehen. Die höhere Polygynierate bei Männern lässt sich dadurch erklären, dass Männer aufgrund ihrer körperlichen Überlegenheit über mehr

Ressourcen verfügen als Frauen und daher leichter mehrere Partner ernähren können (Asendorf, 1996). Lees (1993) weist darauf hin, dass Männer aufgrund der historisch-kulturellen Bedingungen öfter bereit sind, über ihre sexuellen Erfahrungen zu sprechen und dabei auch stärker übertreiben als Frauen. Zur Fähigkeit Kinder zu zeugen bemerkt Romito (1997), dass Frauen von Soziobiologen durch die Fähigkeit definiert werden, Kinder tragen und bekommen zu können, auch wenn sie unfruchtbar sind. Weiterhin wird nicht erklärt, warum eine bemerkenswerte Minorität der Frauen auf Kinder verzichtet, oder sich für weniger Kinder entscheidet, bzw. ihre Kinder alleine erziehen will.

Ein weiterer Ansatz der Soziobiologen beruht darauf, dass ein männlicher Körper im Durchschnitt kräftiger als ein weiblicher Körper ist. Darüber hinaus ist der weibliche Körper für Schwangerschaft und postnatale Versorgung des Kindes besser ausgestattet als der männliche Körper. Mit Hinblick auf die Annahme, dass die dominante Lebensweise unserer Vorfahren die Jäger-Sammler-Kultur war, behaupten die Soziobiologen, dass es zu einer starken geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung kam: der Mann war für die Jagd und somit für die Versorgung der Familie besser geeignet als die Frau. Frauen waren für Kinderbetreuung und Sammeln zuständig. Auf Grund der körperlichen Merkmale und der darauf basierenden Arbeitsteilung haben sich geschlechtstypische psychologische Eigenschaften entwickelt wie z. B. bessere mentale Rotation, größere Aggressivität und Rivalität bei Männern, größerer Sinn für Fürsorge und Kooperation bei Frauen (Siann, 1994).

Die Jäger-Sammler-Kultur ist allerdings erst seit ca. 40 000 Jahren eindeutig nachweisbar. Für die Zeit davor beruht die Jäger-Sammler-Hypothese auf indirekter Evidenz. Wenn wir annähen, dass die Jagd erst mit dem Auftreten des Homo sapiens vor ca. 100 000 Jahren oder später entstand, erscheint es fraglich, ob die Kultur lange genug vorhanden war, um einen Selektionsdruck zur Ausbildung von Geschlechtsunterschieden durch genetische Konsequenzen der Arbeitsteilung ausüben zu können. Außerdem gilt z. B. der Unterschied in mentaler Rotation nicht für alle Kulturen: vor allem gilt es nicht für Jäger-Fischer-Kulturen wie bei den Eskimos und den Cree-Indianern mit starker Arbeitsteilung, die vermutlich eine besonders ungebrochene Tradition in der Jagd haben (Asendorpf, 1996).

Insgesamt wird auf den soziobiologischen Erklärungsansätzen folgende Kritik ausgeübt (Asendorpf, 1996):

1. Nicht alle bestimmten Wechselwirkungen zwischen ökologischen Bedingungen der Vergangenheit und Fortpflanzungsstrategien wurden berücksichtigt.
2. Geschlechtsunterschiede können auch auf singulären Ereignissen in der Evolution beruhen.
3. Derzeit sind keine Gene oder vermittelnden Mechanismen zwischen der Aktivität dieser Gene und Verhaltensdispositionen für Geschlechtsunterschiede bekannt.
4. Es gibt eine kulturpsychologische Alternative.

Die soziobiologischen Erklärungsansätze können zwar teilweise bei gewissen Verhaltensmustern und –präferenzen zwischen den Geschlechtern begründet sein. Da die vermittelnden Gene und ihre Wirkungen nicht bekannt sind, wird die Soziobiologie als spekulativ betrachtet. Weiterhin gibt es keine zufriedenstellenden Erklärungen für die Verhaltensvarianz innerhalb des jeweiligen Geschlechts, für neue Tendenzen im geschlechtstypischen Verhalten sowie für die Unterschiede in den individuellen Komponenten der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität zwischen und innerhalb der Geschlechter.

2.2.1.3 Psychoanalytischer Determinismus

Freud (1905, 1924, 1925) versuchte als erster mit Hilfe der von ihm entwickelten psychoanalytischen Theorie die Frage zu beantworten, wie aus biologisch männlichen und biologisch weiblichen Individuen maskuline und feminine Persönlichkeiten werden. Er glaubte, dass die anatomischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern die Ursache der unterschiedlichen psychologischen Reaktionen und Erfahrungen zwischen Männern und Frauen sind.

Die Entwicklung der Geschlechtsidentität wird mit der Übernahme der Geschlechtsrolle und der Festlegung der sexuellen Orientierung gleichgesetzt. Beides entwickelt sich in der sog. phallischen Phase im Alter von ca. 3; 0 bis 6; 0 Jahren, in der die Genitalien zur wichtigsten Quelle der Triebbefriedigung werden. Durch die erhöhte Aufmerksamkeit für die Genitalien entdeckt das Kind die anatomischen Geschlechtsunterschiede. Mädchen empfinden die Penislosigkeit als Folge einer Kastration. Dies führt zu einer unterschiedlichen Geschlechtsentwicklung.

Beim Jungen richten sich die phallischen Triebimpulse im Rahmen des sog. Ödipuskomplexes auf die Mutter. Der Vater wird als Rivale erlebt, der beim Jungen Angst vor Kastration auslöst. Die Angst wird bewältigt, indem der Junge sich mit den Forderungen des als Aggressor wahrgenommenen Vaters identifiziert und seine Triebimpulse gegenüber der Mutter aufgibt und in Zärtlichkeit verwandelt. Auf die Art und Weise wird in der Kindheit die heterosexuelle Orientierung aufgebaut, die dann in der Pubertät mit der Aufnahme sexueller Beziehungen zum anderen Geschlecht manifestiert wird. Falls der Vater kein angemessenes maskulines Modell ist, häufig von zu Hause abwesend oder nicht bedrohlich genug ist, um eine starke Identifikation auszulösen, kommt es zu Geschlechtsidentitätsstörungen oder homosexuellen Neigungen.

Beim Mädchen richten sich die phallischen Triebimpulse im Rahmen des sog. Elektrakomplexes auf den Vater. Die Mutter wird als Rivalin erlebt. Das Mädchen empfindet Penisneid und lastet diesen Mangel der Mutter an. Zunächst wünscht sich das Mädchen den Penis des Vaters zu besitzen, was später durch den Wunsch ersetzt wird, vom Vater ein Kind zu bekommen. Die Zuwendung zum Vater wird durch Identifikation mit der Mutter gefördert. Die Identifikation mit der Mutter wird mit der Angst vor Liebesverlust und Strafe seitens der Mutter verstärkt. Zu Geschlechtsidentitätsstörungen kommt es, wenn die Mutter kein angemessenes feminines Modell abgibt oder wenn sich das Mädchen mit dem Vater überidentifiziert.

Die klassische Freudsche Auffassung der Geschlechtsidentitätsentwicklung stößt heutzutage auf massive Kritik seitens empirischer Forscher. Die Gründe liegen vor allem in den theoretischen und methodischen Mängeln der Psychoanalyse. Sie postuliert Phänomene, die sich kaum empirisch testen lassen, weil die meisten im Bereich des Unterbewussten liegen. Trautner (1991) listet folgende Einwände auf:

1. Es gibt keine empirischen Belege für die Bedeutung der Entdeckung genitaler Unterschiede in der Kindheit für die Entwicklung der Geschlechtsidentität. Eher andere geschlechtstypische Merkmale – Haartracht, Kleidung, Größe, Stimmlage – scheinen eine wichtigere Rolle zu spielen.
2. Das Konstrukt des Ödipus- bzw. Elektrakomplexes lässt sich nach heutigem Wissen nicht mehr aufrechterhalten.
3. Die Geschlechtsidentität etabliert sich wahrscheinlich früher als in der phallischen Phase.

Es hat sich eine Reihe sog. neoanalytischer Ansätze entwickelt, die bestimmte Mängel der Freudschen Auffassung überholen. Der Ansatz von N. Chodorow wird in Kapitel 3.3 vorgestellt.

Nach Stoller (1968 in Springer, 1981) steht am Anfang der individuellen Entwicklung der Geschlechtsidentität die Ausbildung der „nicht infrage zu stellenden Gewissheit einer Person ausschließlich zu einem von beiden bestehenden Geschlechtern zu gehören“ (S. 11) – der sog. Kerngeschlechtsidentität (core gender identity). Sie entwickelt sich aufgrund des komplexen Zusammenwirkens von biologischen und psychischen Einflüssen ab der Geburt eines Kindes, wenn die Eltern mit ihrer Geschlechtszuweisung zumeist geschlechtstollenstereotyp auf ihre Kinder als Junge oder Mädchen reagieren, und ist gegen Ende des zweiten Lebensjahres als relativ konfliktfreie Gewissheit etabliert.

Auch Mahler (1968) und Jacobson (1964) heben die Bedeutung präödipler Entwicklung hervor, in der die Identifikationsprozesse zu den Voraussetzungen für die Entstehung der Geschlechtsidentität gehören. Es muss die Ich-Identität herausgebildet werden – erst nach der erfolgreichen Ich-Identifizierung, kann sich das Kind mit dem eigenen Geschlecht identifizieren.

Mahler (1968) stützt sich auf ihre experimentellen Forschungsprojekte, im Rahmen derer sie das Verhalten von Säuglingen und Kleinkindern sowie das Verhalten ihrer Mütter und die Interaktion zwischen beiden über einen langen Zeitraum beobachten konnte. Nach der Geburt erlebt der Säugling die symbiotische Phase, in der er „sich so verhält und wahrnimmt, als ob er und seine Mutter ein allmächtiges System darstellen“ (Mahler, 1968, S. 14). Danach ab drittem Lebensmonat beginnt der Säugling allmählich wahrzunehmen, dass die Befriedigung seiner Bedürfnisse von einem bedürfnisbefriedigenden Teilobjekt kommt. Mit der beginnenden Wahrnehmung von Lust und Unlust, Innen und Außen, Ich und Nicht-Ich kommt es zur Entwicklung des Körperschemas. Zwischen dem vierten und fünften Monat fängt das Kind an, sich aus dem symbiotischen Umkreis zu lösen und sein Selbst vom Liebesobjekt (Mutter) zu differenzieren. Dieser Entwicklungsabschnitt wird Phase der Separation genannt.

Während der frühen Kindheit liefert das Kind eine Vielfalt von Signalen, um Bedürfnisse und Spannung anzuzeigen. Die Mutter reagiert nur selektiv auf bestimmte Signale. Unter dem Einfluss dieser selektiven Reaktionen ändert das Kind sein Verhal-

ten. Es werden jene Verhaltensmuster aktiviert und gefördert, die mit den spezifischen unbewussten Bedürfnissen der Mutter (z.B. Wunsch nach einem Mädchen bzw. Jungen, Zufriedenheit mit der eigenen Geschlechtsidentität und Geschlechtsrolle) übereinstimmen.

Nach dem Prozess der Individuation kommt das Kind in die Phase der Wiederannäherung, in der es anfangs ständig zwischen dem Wunsch nach Nähe und dem Bedürfnis nach Selbständigkeit schwankt. In dieser Phase ist es entscheidend, dass die Mutter die Bedürfnisse ihres Kindes optimal im Einklang mit seinem biologischen Geschlecht befriedigt. Kommt es zur Ablehnung oder Zurückweisung seitens der Mutter, kann das Kind die Signale mütterlicher unbewusster Feindseligkeit als Ablehnung gegenüber der eigenen Geschlechtszugehörigkeit interpretieren.

Jacobson (1964) hält ebenso die präödipale Phase für die Entwicklung der Ich-Identität für entscheidend. Zunächst kann der Säugling nicht zwischen selbst herbeigefügten lustvollen Empfindungen und den Objekten, von denen die Befriedigungen stammen, unterscheiden. Etwa mit drei Monaten ist er in der Lage, Befriedigung und Frustration mit einem Objekt in Verbindung zu bringen. Dies ist die Voraussetzung für die Entwicklung getrennter Selbst- und Objektrepräsentanzen. In dieser symbiotischen Beziehung wird das Liebesobjekt imitiert. Dieses imitatorische Nachahmen ist der Vorläufer späterer Ich-Identifizierungen.

Die Basis jeglicher Beziehungen zu anderen Objekten bildet die Identifizierung mit der Mutter. Jacobson unterscheidet eine „phallische“ Mutter und eine „kastrierte“ Mutter. Unter „phallisch“ versteht Jacobson eine Mutter, die männliche Verhaltensweisen aufweist, aber dennoch ein positives Verhältnis zu ihrem weiblichen Geschlecht hat und diese bejahende Einstellung ihrem Kind auch vermittelt. Eine „kastrierte“ depressive Mutter demonstriert unbewusst nach außen, dass sie unter ihrem Geschlecht leidet und vermittelt dadurch ihrem Kind, dass das weibliche Geschlecht nicht wertvoll und erstrebenswert ist.

Etwa im Alter von zweieinhalb Jahren kann die Entwicklung der Identität vollzogen werden. Dieses bedeutet jedoch nicht, dass die Identität komplexer und konstanter Natur ist. Später in der beginnenden ödipalen Phase wird die Identitätsbildung von dem wachsenden genitalen Interesse beeinflusst, was zur Entdeckung sexueller Identität führt. Das aufgrund der Unterschiede im Gesichts- und Genitalbereich entstehende Körper-Selbst spielt eine entscheidende Rolle bei der Herausbildung der Geschlechtsidentität. Der

Junge erreicht seine Geschlechtsidentität leichter als das Mädchen, „das mehr Zeit braucht, um von seinem Genital eine realistische Imago zu bilden, d. h. es zu akzeptieren und damit auch seine weibliche Identität anzunehmen“ (Jacobson, 1964, S. 83). Für das Mädchen ist die Mutter das wichtigste Vorbild, die ihm dazu verhilft, die weibliche Anatomie zu akzeptieren, während bei gleichzeitiger Rivalität und Bewunderung der Vater für den Jungen zum zentralen Identifizierungsobjekt wird. Außer dem Vergleich der Sexualorgane beruht die Entwicklung der Geschlechtsidentität weit umfassender auf der Wahrnehmung fremder und eigener Verhaltensweisen und Merkmale und auf den präödiptalen und ödiptalen Identifizierungen.

Der Beitrag der Theorien von Stoller, Mahler und Jacobson besteht vor allem darin, dass sie auf die Wichtigkeit der präödiptalen Phase und der etablierten Ich-Identität für die Entwicklung der Geschlechtsidentität hinweisen. Wie bei Freud ist es allerdings schwierig, die in den Theorien enthaltenden Thesen empirisch zu testen. Trotzdem werden die Konzeption der Kerngeschlechtsidentität (Vgl. Trautner, 1991) sowie die Betrachtung der Geschlechtsidentität als Teilaspekt der Ich-Identität (Vgl. Weinreich, 2003 oder Molinski, 1986) heutzutage relativ weitgehend anerkannt. Aus der transsexuellen Forschung geht z. B. hervor, dass manche Transsexuelle bereit mit drei Jahren das Gefühl haben, im „falschen“ Körper geboren zu sein (Fifková et al., 2002; Sigusch, 2001).

2.2.2 Soziale Lerntheorie

Theoretiker der sozialen Lerntheorie konzentrieren sich entsprechend dem behavioristischen Grundsatz auf das Entstehen geschlechtstypischen Verhaltens. Das geschlechtstypische Verhalten – Geschlechtsrolle – wird von einem der bedeutsamen Vertreter dieser theoretischen Richtung Money (1975) als „die Manifestation der Geschlechtsidentität nach außen“ (S. 147) betrachtet. Der Aufbau des geschlechtstypischen Verhaltens wird auf die geschlechtsbezogenen Erziehungspraktiken und Verhaltensdifferenzierungen der sozialen Umwelt zurückgeführt.

Geschlechtsidentität wird von Money als eine unlöschbare und irreversible Prägung verstanden. Der Begriff „Prägung“ geht auf Experimente von Konrad Lorenz mit frisch geschlüpften Graugänsen zurück. Bietet man einem Tier in den ersten Stunden nach seiner Geburt einen großen und/oder Geräusche von sich gebenden Gegenstand dar, so verhält es sich nachher diesem Gegenstand gegenüber wie zu einem Artgenossen. Die-

ser Prozess ist in speziesspezifischer Weise an bestimmte Entwicklungsphasen gebunden, die meist unmittelbar nach der Geburt auftreten (Fröhlich, 1997). Money sieht den Erwerb der Geschlechtsidentität analog zur Prägung. Die Kerngeschlechtsidentität wird durch soziale Interaktion gelernt, wenn das Kind durch das Sprachverständnis ein Selbstkonzept von sich entwickelt. Das Kind wird mit zwei Geschlechtern konfrontiert, auf die es unterschiedlich reagiert: mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil identifiziert es sich, gegenüber dem gegengeschlechtlichen Elternteil wird es sich komplementär verhalten. Wichtig für die Entwicklung einer eindeutigen Geschlechtsidentität ist, dass die Modelle für Geschlechtsidentifizierung und –komplementierung klar voneinander abgegrenzt sind. Wie Stoller ist Money der Meinung, dass die Entwicklung der Kerngeschlechtsidentität mit ca. zweieinhalb Jahren vollzogen ist.

Allgemein wird das geschlechtstypische Verhalten von Lerntheoretikern mit Hilfe von Bekräftigung und Imitation erklärt. Die Bekräftigungstheorie beruht auf der Annahme, Jungen und Mädchen würden für gleiches Verhalten in Abhängigkeit von ihrem Geschlecht unterschiedlich bekräftigt, in ihrem geschlechtstypischen Verhalten belohnt und geschlechtsuntypisches Verhalten würde ignoriert oder bestraft. Die Imitationstheorie geht davon aus, dass Kinder geschlechtsspezifisches Verhalten durch Imitation erlernen, wobei Modelle des eigenen Geschlechts bevorzugt imitiert werden. Als Modelle können nicht nur reale Personen (Eltern, Spielkameraden, Lehrer), sondern auch symbolische Figuren (aus Büchern, Medien) dienen.

Die Bekräftigungstheorie scheint durch zahlreiche Untersuchungen unterstützt zu werden, die belegen, dass Eltern bzw. andere Personen in der sozialen Umwelt unterschiedliches Verhalten von Jungen und Mädchen im Sinne des in der jeweiligen Kultur verbreiteten Geschlechtsstereotyps erwarten (Trautner, 1991). Allerdings lassen die Studien, die sich mit Fragen nach Unterschieden im Verhalten der Identifikationspersonen gegenüber den Kindern in Abhängigkeit vom Geschlecht der Kinder oder nach der tatsächlichen Beeinflussung des Verhaltens von Kindern durch die differenziellen Erwartungen beschäftigen, keine eindeutigen Schlüsse zu. Der überwiegende Teil der einschlägigen Untersuchungen beschäftigt sich nur mit drei Bereichen geschlechtstypischen Verhaltens: Aggressivität, Abhängigkeit und Spielverhalten. Es fehlen vor allem systematische Beobachtungen im Längsschnitt.

Die Imitationstheorie wird ebenso nur zum Teil bestätigt. Es wurde zumindest für Erwachsene nachgewiesen, dass die Beobachtung und Nachahmung sich stärker auf

gleichgeschlechtliche Personen richtet. Bei Kindern lässt sich eine derartige Selektivität der Nachahmung erst ab Ende des Vorschulalters festlegen, d. h. in einem Alter, in dem das Geschlechtskonstanzverständnis festgelegt ist (Trautner, 1991).

Es ist sicher, dass die Identifikationspersonen unterschiedliche Erwartungen an Kinder in Abhängigkeit vom biologischen Geschlecht der Kinder haben. Inwieweit die Kinder diese verinnerlichen, lässt sich mit Hilfe der Bekräftigung oder Imitation jedoch nicht vollkommen beantworten. Es bleiben auch die Fragen offen, wie das Kind die richtige Identifikationsperson erkennt und ob das Verhalten der Erwachsenen den Kindern für ihr Verhalten als relevant erscheint.

2.2.3 Kognitive Theorien

Die kognitive Theorie von Kohlberg (1966) basiert auf der Wahrnehmung und fortschreitenden Urteilsbildung bezüglich der Geschlechtstypisierung der sozialen Umwelt und der eigenen Person. Im Mittelpunkt steht das Stufenmodell der Entwicklung des Geschlechtskonstanz-Verständnisses, die in drei Schritten erfolgt:

1. Geschlechtsetikettierung (gender labeling)

In der Phase (von Geburt an bis 3;6) lernt das Kind zu erkennen, dass es zwei Geschlechter mit unterschiedlichen Aufgaben gibt. Am Ende der Phase ordnet sich das Kind einem der beiden Geschlechter zu.

2. Geschlechtsstabilität (gender stability)

Im Laufe dieser Stufe (ca. 3,6 – 4,6) wird die zeitliche Invarianz der eigenen Geschlechtszugehörigkeit erkannt. Sie beruht allerdings immer noch auf einem physischen Geschlechtskonzept. Manche Kinder glauben noch, dass der Wunsch, dem anderen Geschlecht anzugehören, erfüllbar ist. Ebenso sind sie noch nicht sicher, dass bei der Übernahme von Attributen des anderen Geschlechts das ursprüngliche Geschlecht beibehalten wird.

3. Geschlechtskonstanz (gender consistency)

Mit etwa 4,6 bis 7;0 Jahre erkennt das Kind, dass man sein Geschlecht nicht mehr ändern kann, auch wenn man dies wünscht oder wenn man sich so kleidet wie das andere Geschlecht.

Nach dem vollzogenen Aufbau der Geschlechtskonstanz versucht das Kind, seine Geschlechtszugehörigkeit zu bekräftigen. Es sucht aktiv Information über sein Geschlecht, indem es geeignete Verhaltensmodelle aussucht, die seiner Geschlechtsidentität entsprechen und diese bestätigen. Am häufigsten identifiziert sich das Kind mit dem Elternteil desselben Geschlechts, später mit anderen gleichgeschlechtlichen Personen.

Kohlbergs Verdienst besteht darin, Zusammenhänge zwischen der kognitiven Entwicklung und der Übernahme der Geschlechterrolle herausgearbeitet zu haben. Es wird davon ausgegangen, dass das Erreichen einer bestimmten kognitiven Entwicklungsreife das Kind in die Lage versetzt, eine affektive Wertung des eigenen Geschlechts zu treffen. Es ist aber eher davon auszugehen, dass sich kognitive Reifungsschritte und affektive Wertungen gegenseitig beeinflussen (Désirat, 1985). Der kognitiv-affektive Charakter der Aufbauprozesse der Identität wird außer Acht gelassen. Weiterhin wurde empirisch nachgewiesen, dass sich Kinder geschlechtstypisch verhalten, bevor sie sich ihrer Geschlechtszugehörigkeit bewusst sind und die Geschlechtskonstanz erreicht haben.

Innerhalb der kognitiv orientierten Psychologen entstanden auch die sog. Informationsverarbeitungs-Theorien (Bem, 1981; Martin und Halverson, 1981). Im Zentrum der Theorien steht der Schema-Begriff als „an organized body of knowledge about the attributes behaviors and associated with a specific gender“ (Durkin, 1995, S. 182). Das Schema bildet eine Basis für die Interpretation der Umwelt und (für) die Wahl der entsprechenden Verhaltensformen. Auf diese Art und Weise wird die Selbstwahrnehmung geschlechtsspezifisch.

Martin und Halverson (1981) unterscheiden in ihrem Schema-Verarbeitungsmodell zwischen einem allgemeinem Schema von männlich und weiblich (Overall ingroup – outgroup schema) und einem spezifischem Schema des eigenen Geschlechts (own-sex schema). Zunächst wird das allgemeine Schema auf Grund der vom Kind in der sozialen Welt wahrgenommenen physischen und psychischen Geschlechterdifferenzierung und der sozialen Etikettierungsprozesse herausgebildet. Das Schema enthält alle Informationen, die die Kategorisierung von Aktivitäten, Eigenschaften und der Rolle für Männer oder Frauen betreffen. Daran knüpfen die Selbsteinordnung auf der Dimension männlich-weiblich und die Anwendung des Kriteriums der Geschlechtsangemessenheit auf die eigene Person an. Die damit einhergehende erhöhte Beschäftigung mit der eigenen Geschlechtsgruppe führt zur Ausbildung eines elaborierten Schemas des eigenen Geschlechts. Gleichzeitig mit der Elaboration des „own-sex schema“ tritt das Phänomen

der Höherbewertung der eigenen Gruppe auf. Es verstärkt sich die Tendenz zur Bevorzugung gleichgeschlechtlicher Interaktionspartner und geschlechtstypischer Aktivitäten.

Im Zentrum der Geschlechts-Schema-Theorie von Bem (1981) steht die Bereitschaft des Individuums, Informationen bevorzugt nach der Kategorisierung in männlich oder weiblich aufzunehmen und zu verarbeiten. Zunächst entsteht ein Geschlechtsrollenkonzept, das als kognitives Schema dient. Dies enthält die wahrgenommenen kulturell vorgegebenen Geschlechterdifferenzierungen und ihre soziale Betonung. Im nächsten Schritt wird das Selbstkonzept eigener Maskulinität-Femininität an das gegebene Geschlechtsrollenkonzept assimiliert. Wie stark sich ein Individuum dabei an das Geschlechtsrollenkonzept anlehnt, darin unterscheiden sich verschiedene Individuen, je nach den sozialen Erfahrungen. Bem unterscheidet stark geschlechtstypisierte Personen (maskulin oder feminin), wenig geschlechtstypisierte Personen (untypisiert) und androgyne Personen (verbinden maskuline und feminine Eigenschaften in einem Schema).

Die Position der Informationsverarbeitungs-Theorien über die schemakonsistente und schemainkonsistente Informationsverarbeitung scheint gut empirisch gestützt zu sein (Markus et al., 1982; Trautner, 1991). Offen bleiben jedoch die Fragen, unter welchen Bedingungen sich Individuen schemakonsistent bzw. schemainkonsistent verhalten und welche Variablen die Bedeutsamkeit der Geschlechtervariablen determinieren. Darüber hinaus wird die kulturelle bzw. subkulturelle Variabilität nicht wahrgenommen. Ähnlich wie bei Kohlberg wird das Kind bzw. der Mensch auf eine Art „informationsverarbeitenden Apparat“ reduziert (Winkelmann, 1993, S. 28). Es fehlt ein Einblick in komplexe inter- und intrapsychische Prozesse.

2.3 Entwicklung der Geschlechtsidentität – Prozessmodell von Trautner

Die Prozesse des Aufbaus der Geschlechtsidentität sind hoch komplex und integrativ. Sie sind interaktiv, wie die psychodynamischen Theorien betonen (u. a. Freud, 1905, 1924, 1925; Jacobson, 1964; Mahler, 1968; Stoller, 1979), beinhalten jedoch eine passive Seite, die von der sozialen Lerntheorie betont wird (Money, 1975), sowie eine aktive Seite, die von der Kognitiven Entwicklungstheorie (Kohlberg, 1966) und Informationsverarbeitungs-Theorien (Bem, 1985; Martin und Halverson, 1981) herausgestellt wird.

Darüber hinaus lässt sich die Entwicklung der psychosozialen Geschlechtsidentität von der Entwicklung der Ich-Identität und von kulturell-historischen sowie kontextuellen Einflüssen nicht trennen. Die Theorien zur Geschlechtsidentität bilden immer nur Ausschnitte der Entwicklung der Geschlechtsidentität ab. Es scheint also unmöglich eine universale Geschlechtsidentitätstheorie zu entwickeln. Trautner (1991) versucht in seinem Prozessmodell der Entwicklung der Geschlechtstypisierung (s. Abbildung 2.1) darzustellen, wie die verschiedenen Komponenten der Geschlechtsidentität und -typisierung miteinander und mit anderen Entwicklungsvariablen zusammenhängen. „Die Geschlechtstypisierung (eng. sex-typing) umfasst sowohl Geschlechtsunterschiede in physischen Merkmalen, in der äußeren Erscheinung und im Verhalten, als auch Kognitionen, Einstellungen und Verhaltensmuster, die sich auf die vom Individuum wahrgenommene Geschlechtsdifferenzierung in diesen Merkmalen beziehen“ (Trautner, 1991, S. 322).

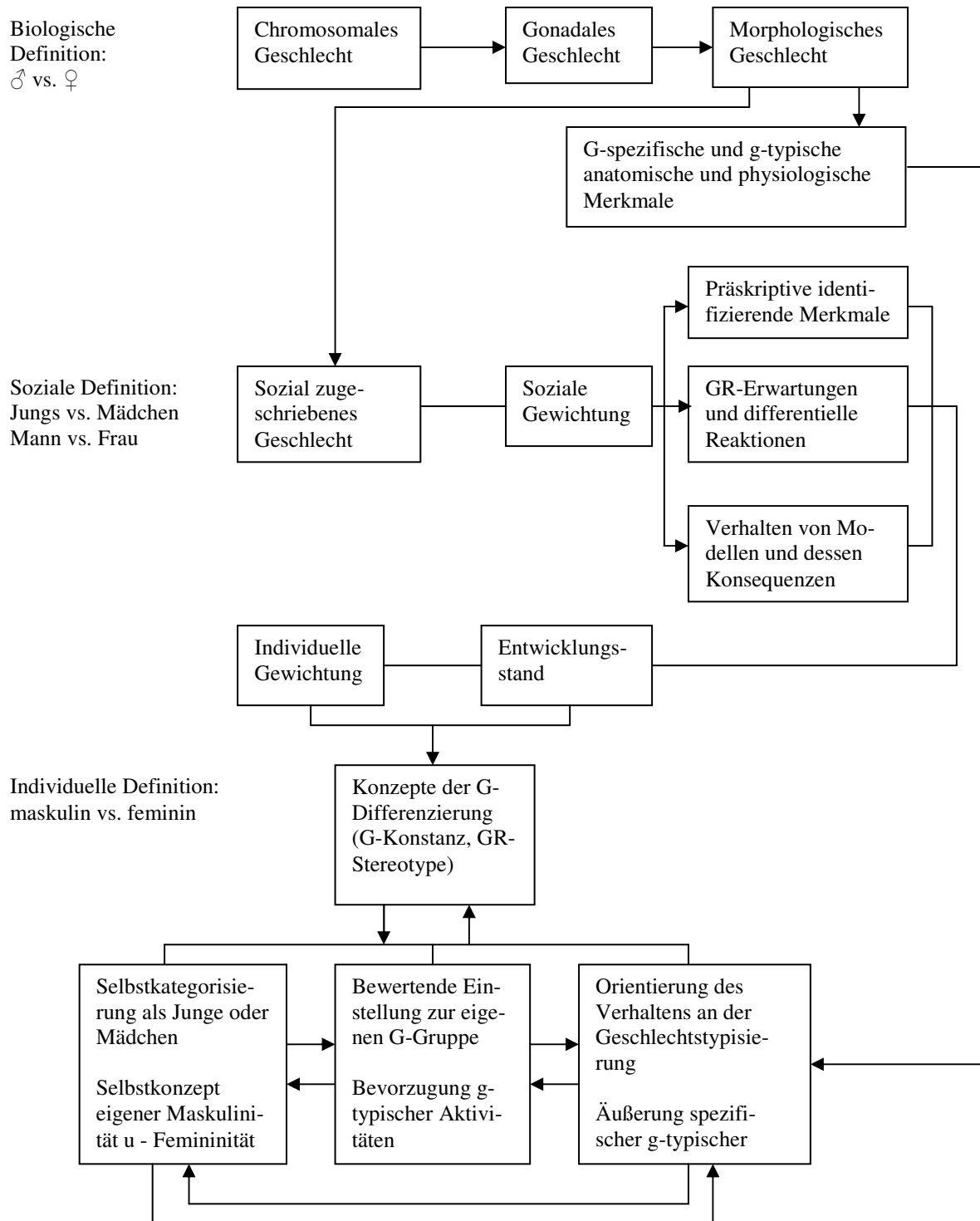


Abbildung 2.1 Prozessmodell der Entwicklung der Geschlechtstypisierung (Trautner, 1991)

Das Prozessmodell beschreibt und erklärt das Zusammenwirken biologischer, sozialer und individueller Faktoren bei der Hervorbringung intraindividuelle Veränderungen und interindividueller Unterschiede in den verschiedenen Komponenten der Geschlechtsidentität. Während die Entwicklung der geschlechtsspezifischen Merkmale eng

an biologische Voraussetzungen gebunden ist, erfolgt die Entwicklung der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität jedoch überwiegend als individuelle Verarbeitung der in der sozialen Umwelt wahrgenommenen Unterschiede und ihrer sozial zugeschriebenen Bedeutung.

2.3.1 Entwicklung der Geschlechtsidentität im Laufe der Ontogenese

Ausgehend von den Konzepten von *sex* und *gender*, lässt sich die Entwicklung der Geschlechtsidentität grob in zwei aneinander anknüpfende Phasen teilen: Entwicklung des biologischen Geschlechts (*sex*) und des psychosozialen Geschlechts (*gender*).

In der pränatalen Phase wird die Entwicklung der Geschlechtsidentität ausschließlich von biologischen Faktoren gesteuert. Das *biologische Geschlecht* wird herausgebildet. Bei der Geburt entscheidet das Aussehen der Geschlechtsorgane, ob ein Kind als männlich oder weiblich bezeichnet wird. Die Entwicklung wird gleichsam von der inneren biologischen auf die äußere psychosoziale Umwelt übertragen. Sofern im Verhalten von Neugeborenen Geschlechtsunterschiede festzustellen sind, werden sie vermutlich durch biologische Faktoren (z. B. hormonelle Einflüsse oder Reifungsunterschiede) und/oder soziale Faktoren (z. B. differentielle Interaktionsmuster) bedingt.

Die *Entwicklung des psychosozialen Geschlechts* fängt somit nach der Geburt mit der Zuweisung der Geschlechtskategorie männlich oder weiblich an. Die Geschlechtszugehörigkeit gehört schon sehr bald zu den bevorzugten Merkmalen der Selbstkategorisierung. Bereits am Ende des ersten Lebensjahres findet man Hinweise auf die Selbstkategorisierungsprozesse (Lewis und Brooks-Gunn, 1979 in Trautner, 1991). Die auf das Geschlecht bezogene Selbstkategorisierung basiert auf drei Entwicklungsvoraussetzungen:

1. Die eigene Person und die Umwelt müssen voneinander getrennt erlebt werden (es muss eine gewisse Ich-Identität ausgebildet sein)
2. Es müssen einige geschlechtsdifferenzierende Merkmale erkannt werden
3. Die eigene Person muss hinsichtlich der wahrgenommenen geschlechtsdifferenzierenden Merkmale eingeordnet werden

Bis ins dritte Lebensjahr werden allerdings die Kategorien männlich – weiblich nicht als erschöpfende Klassen erkannt, in die alle Menschen eingeordnet werden können. Es fehlt das Verständnis der Geschlechtskonstanz über die Zeit sowie unabhängig von Wünschen oder Veränderungen des äußeren Erscheinungsbildes. Die Wahrnehmung beschränkt sich auf Merkmale der äußeren Erscheinung. Trotz dieser kognitiven Defizite kommt es zur Herausbildung einer Kerngeschlechtsidentität, die resistent gegen Änderungen im späteren Alter ist (Stoller, 1968 in Springer, 1981).

Im Vorschulalter (etwa zwischen drei und sechs Jahren) wird die Unterscheidung von Personen, Gegenständen und Aktivitäten sowie die Selbsteinschätzung nach maskulin oder feminin zunehmend bedeutsamer. Da die Geschlechtsvariable aufgrund ihrer Invarianz und sozialen Markierung in besonderem Maße als Klassifikationsmerkmal benutzt wird, kommt es zur Herausbildung der Geschlechtsrollenkonzepte (des Wissens über die soziale Erwünschtheit/Angemessenheit der Eigenschaften und Aktivitäten für das jeweilige Geschlecht). Die Geschlechtskonzepte dienen als kognitive Schemata, die Informationen aus der sozialen Umwelt organisieren und strukturieren. Motiviert durch das Bedürfnis nach kognitiver Konsistenz bilden sich nun ausgeprägte Geschlechtsrollen-Präferenzen aus und die Geschlechtstypisierung und Geschlechtsrollenrigidität nimmt zu. Die Entwicklung der Geschlechtskonstanz ist beendet.

Im Grundschulalter (etwa zwischen sieben und elf Jahren) werden die Kenntnisse über die biologische Fundierung des Geschlechts vertieft. Das früher Erworbene wird elaboriert und die Geschlechtsrollen-Präferenzen werden flexibler. Neben Geschlechtsunterschieden werden auch Geschlechtsgemeinsamkeiten erkannt – Geschlechtsrollen werden nicht mehr als Naturgesetze, sondern als soziale Konventionen angesehen (Carter und Peterson, 1982 in Trautner, 1991).

In der Adoleszenz spielt die Anpassung an die in der Pubertät begonnen körperlichen Veränderungen vor allem für das geschlechtliche Selbstkonzept eine besondere Rolle. Die eingetretenen Veränderungen werden zunächst häufig ambivalent erlebt. Neben dem Gefühl einer positiv empfundenen Annäherung an den Erwachsenenstatus lösen die Veränderungen auch Ängste, Sorgen oder Scham aus (Ewert, 1983). Im Rahmen der allgemeinen Identitätsentwicklung kommt es zur Überarbeitung der frühkindlichen Identifikationen und zur Etablierung neuer Verpflichtungen. Die Formierung eines maskulinen, femininen bzw. androgynen geschlechtlichen Selbstkonzepts hängt von den

in der sozialen Umwelt vorherrschenden Reaktionen und Bewertungen der Anpassung an oder der Abweichung von Geschlechtsrollenstandards ab (Bem, 1983).

Die heute vorhandene gewisse soziale Toleranz gegenüber den Geschlechterrollen führt dazu, dass die Geschlechtsvariable auch im Erwachsenenalter wieder Bedeutung für die Persönlichkeit erhält. Vor allem dauerhafte Partnerbeziehung, Übernahme elterlicher Pflichten und Ausfüllung einer Berufsrolle stehen im Selbstkonzept im Vordergrund. Da immer mehr Frauen frühere Männerrollen (und umgekehrt) übernehmen, sollten die Geschlechterstereotype tendenziell an Einfluss verlieren. Die Geschlechterstereotype besitzen jedoch immer noch genug Macht, damit Frauen wie Männer oft in gravierende Rollenkonflikte stürzen (Joan, 2001). Die fest etablierte Kerngeschlechtsidentität wird zwar nicht in Frage gestellt, vor allem aber die Frauen geraten in Konflikt zwischen dem geschlechtlichen Selbstkonzept (das nach wie vor bei den meisten an traditionellen Standards orientiert ist und somit teilweise als unangemessen, weil benachteiligt, angesehen wird) und den individuellen Präferenzen und Lebenszielen (oft in Richtung einer höheren Bewertung traditionell männlicher Rollenmerkmale). Es wird nämlich ein starker Druck auf Frauen ausgeübt, ihre Karriere und Mutterschaft gleichzeitig meistern zu müssen. Obwohl die Frauen in der Lage sind, beide Verpflichtungen zu bewältigen, haben sie bei Arbeitsgebern meist keine guten Karten. Eine Studie des Wissenschaftszentrums Berlin zu den Karrieremöglichkeiten weiblicher Führungskräfte in der Bankwelt belegt, dass mehr als die Hälfte der Befragten in Deutschland alleinstehend, geschieden oder verwitwet ist und nur 8% Kinder haben. Wenn sich die Frauen gegen Kinder entscheiden, riskieren sie allerdings, stigmatisiert zu werden. Trautner (1991) weist auf folgende Veränderungen bei der Frauenrolle hin: eine stärkere Ausrichtung auf den Beruf, ein höherer Anteil der Frauen an höheren Ausbildungsgängen, ein Hinausschieben des Heiratsalters, ein Absinken der Kinderzahl. Komplementäre Veränderungen der Männerrolle sind allerdings nicht im selben Ausmaß festzustellen. Für Frauen ist „zweifelloso die Wahl zwischen Karriere und Familie anstrengender und der Preis, den sie für ihre Wahl zu bezahlen haben, manifester als für Männer“ (Joan, 2001, S. 274).

Im Laufe der Ontogenese nimmt die Bedeutung der biologischen Faktoren an die Entwicklung der Geschlechtsidentität ab. Gestaltung der individuellen Komponenten der Geschlechtsidentität an Anlehnung an die soziale Umwelt oder Ablehnung durch diese steht im Vordergrund. Da die individuelle Ebene der Geschlechtsidentität der ei-

gentliche Gegenstand meiner Arbeit ist, werden nun im nächsten Abschnitt die einzelnen Komponenten der Individuellen Ebene der Geschlechtsidentität und deren Entwicklung ausführlicher vorgestellt.

2.4 Individuelle Ebene der Geschlechtsidentität und deren Entwicklung

Die Ausbildung der einzelnen Komponenten der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität basiert auf die sog. Gewichtung der Geschlechterdifferenzierung – zuerst auf einer sozialen, später auf einer individuellen Ebene (Trautner, 1991). Auf der sozialen Ebene der Gewichtung der Geschlechterdifferenzierung werden die Unterschiede zwischen den Geschlechtern, die auf der Fortpflanzungsfunktion basieren, durch zusätzliche Unterscheidungsmerkmale entsprechend dem kulturellen Hintergrund sozial herausgestellt und verstärkt. Dies geschieht in dreierlei Form:

1. durch die soziale Normierung von der Geschlechtsidentifizierung dienenden Merkmalen (Name, Kleidung),
2. durch geschlechtsbezogene Rollenerwartung sowie
3. durch die Verhaltensdifferenzierung männlicher und weiblicher Modelle in der sozialen Umwelt (dies bezieht sich nicht nur auf reale Personen, sondern auch auf die Darstellungen der Personen in Medien).

Art und Grad der sozialen Gewichtung der Geschlechterdifferenzierung dürften wesentlich darüber bestimmen, inwieweit das Geschlecht später eine zentrale Bedeutung für die Selbstdefinition des Individuums erhält (Bem, 1981, 1983).

An die soziale Gewichtung knüpft eine individuelle Gewichtung der Geschlechterdifferenzierung an. Nicht nur auf Grund der Art und des Grades der sozialen Gewichtung der Geschlechterdifferenzierung, sondern vor allem auf Grund der individuellen Entwicklungsverläufe und des kognitiven Entwicklungsstands werden die individuellen Komponenten der Geschlechtsidentität – geschlechtliches Selbstkonzept, auf das Geschlecht bezogene Selbst- und Fremdbewertung sowie Normen der Geschlechterrollen - inhaltlich ausgebildet.

2.4.1 Das Selbstkonzept eigener Maskulinität-Femininität (das geschlechtliche Selbstkonzept)

Das Selbstkonzept einer Person besteht aus der Repräsentation individueller persönlicher Merkmale sowie der Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen (Tajfel, 1981). Dementsprechend kann man im Rahmen des geschlechtlichen Selbstkonzepts – also des subjektiven Bildes, welches das Individuum von sich selber unter dem Gesichtspunkt der eigenen Geschlechtsidentität hat - eine persönliche und eine soziale Ebene unterscheiden. Unter dem geschlechtlichen Selbstkonzept als persönliche Identität versteht man hier den Grad der Selbstzuschreibung männlicher und weiblicher Merkmale. Unter dem geschlechtlichen Selbstkonzept als soziale Identität versteht man hier den Grad des Zugehörigkeitsgefühls zur Gruppe der Männer, bzw. Frauen: „...a person creates psychological links between the self and one or more other people“ (Deaux und Lafrance, 1998, S. 798).

Unterschiedliche selbst-relevante Informationen werden im Selbstkonzept je nach Inhalt und Bedeutung in kognitiven Strukturen, sog. Selbst-Schemata, organisiert. Für ein Individuum ist das Selbst-Schema eine Richtlinie dafür, welche Informationen in der Umgebung als selbst-relevant und wichtig wahrgenommen werden (Markus et al., 1982).

Das Entstehen des geschlechtlichen Selbstkonzepts gründet in der Wahrnehmung der Geschlechterdifferenzierung in der sozialen Umwelt, dem darauf bezogenen Vergleich mit Merkmalen der eigenen Person und (Selbst)-Kategorisierung (Deaux und Lafrance, 1998). Die Entwicklung des Selbstkonzepts ist somit vom gesellschaftlichen und kulturellen Kontext abhängig. Wenn die Rede vom geschlechtlichen Selbstkonzept ist, ist es nämlich zweckmäßig, von den Konzepten der Maskulinität und Femininität auszugehen.

Die Konstruktion des geschlechtlichen Selbstkonzepts unterliegt allerdings zwei Voraussetzungen:

1. es muss eine gewisse Ich-Identität ausgebildet sein
2. man muss über das Bewusstsein der Begriffen männlich – weiblich verfügen

Das geschlechtliche Selbstkonzept (als bewusste Reflexion der Geschlechtsidentität) ist ein Teilaspekt der Ich-Identität; desjenigen Bildes also, welches das Individuum von sich selbst hat. Es kann daher kein geschlechtliches Selbstkonzept geben, bevor sich nicht eine gewisse Ich-Identität ausgebildet hat, bevor sich das Individuum seines Selbst bewusst ist (Molinski, 1986). Anschließend erwirbt man allgemein verbreitete Vorstellungen von maskulinen und femininen Eigenschaften und Verhaltensweisen – ein allgemeines Schema von männlich – weiblich entsteht. Dies gewährleistet jedoch noch nicht die Übernahme der Geschlechterstereotypen in das eigene Bewertungssystem, Selbstbild und Rollenrepertoire. Erst unser individuelles Geschlechtsschema beeinflusst durch Entwicklungsfaktoren gibt wieder, inwieweit man sich mit den kulturellen Vorstellungen über Männlichkeit und Weiblichkeit identifiziert und sich auf eine geschlechtsstereotypische Art und Weise verhält. Unser Selbstkonzept stellt somit ein individuelles Wert- und Identifikationssystem dar und hilft uns Unterschiede auf der individuellen Ebene zu verstehen (Thorton, 2000).

2.4.2 Auf das Geschlecht bezogene Selbst- und Fremdbewertung

Mit der Entwicklung des Selbstkonzepts geht die Entwicklung des Selbstwertgefühls, also der Bewertung dessen, was man bei sich selbst entdeckt hat, und der Fremdbewertung, also der Bewertung der Gruppen, zu denen man sich zugehörig fühlt sowie Fremdgruppen, einher.

Auf der Ebene der persönlichen Identität zeigen die Forschungen zum Verhältnis zwischen Geschlechtskonformität und Selbstwertgefühl eindeutig, dass Androgyne und Maskuline das höchste (stärkste), Undifferenzierte das niedrigste (schwächste) Selbstwertgefühl aufweisen, und Feminine entweder einen mittleren Platz einnehmen oder ein ähnlich niedriges Selbstwertgefühl wie die Undifferenzierten haben. Es hat sich erwiesen, dass es vorwiegend die Maskulinitätskomponente ist, die zum höheren Selbstwertgefühl der Androgynen beiträgt (Lubinski et al. 1983; Taylor und Hall 1982 in Bierhoff-Alfermann, 1989). Dies wird darauf zurückgeführt, dass die Übernahme maskuliner Eigenschaften im Allgemeinen auf eine positive und bestärkende Reaktion der Gesellschaft trifft, etwa in Form von sozialer Anerkennung, von Erfolgen. Diese positive Bekräftigung wirkt auf das Selbstwertgefühl zurück. Eine solche Verbindung der Erfah-

rungen von positiver Bekräftigung und Selbstwertgefühl scheint hingegen für Femininität zu fehlen (Bierhoff-Alfermann, 1989).

Auf der Ebene der sozialen Identität wird die Gruppe, zu man sich zugehörig fühlt, favorisiert und wesentlich positiver bewertet als eine andere Gruppe. Das Individuum minimalisiert Unterschiede innerhalb der eigenen Gruppe und maximalisiert die Unterschiede zwischen der eigenen Gruppe und den anderen Gruppen. Dies hat eine stereotypisierte Wahrnehmung der eigenen und der anderen Gruppe zur Folge (Tajfel und Turner, 1986).

Bohner und Sturm (1997) haben die evaluativen Aspekte sozialer Identität bei Frauen und Männern untersucht. Es wurde davon ausgegangen, dass das Erleben und Bewerten der sozialen Identität des Einzelnen in hohem Maße auch von der jeweils herrschenden Gesellschaftsstruktur abhängt, deren Normen und Institutionen den relativen sozialen Status von Frauen und Männern definieren. Mit Hilfe einer Skala des kollektiven Selbstwertes (KSW-G) wurden bei Männern und Frauen folgende evaluative Aspekte der sozialen Identität verglichen: die Bewertung der eigenen Person in Bezug auf die Gruppen, denen man angehört; die persönliche Bewertung der eigenen Gruppen; die angenommene Bewertung der eigenen Gruppen durch andere; die Bedeutsamkeit der Gruppen, denen man angehört, für die eigene Identität. Wie erwartet hat sich gezeigt, dass Frauen die Bedeutung ihres Beitrags zur Gruppe der Frauen und die Gruppe selbst positiver, die öffentliche Bewertung ihrer Geschlechtsgruppe jedoch signifikant negativer einschätzen, als Männer dies für ihre eigene Geschlechtsgruppe taten.

2.4.3 Normen der Geschlechterrollen

Die Geschlechterrolle ist bestimmt von sozial definierten geschlechtsspezifischen Normen, deren Einhaltung von den Angehörigen dieses Geschlechts erwartet wird. D.h.: es gibt bestimmte Erwartungen in der Gesellschaft, wie man sich als Mann bzw. als Frau verhalten soll (Bierhoff-Alfermann, 1997; Trautner, 1991). Die Normen der geschlechtsbezogenen Verhaltensweisen werden von den Identifikationspersonen vertreten (Weinreich, 1989).

Ähnlich wie im Fall der Entwicklung des Selbstkonzepts erwirbt man zunächst allgemein verbreitete Vorstellungen von „typisch männlichen“ – maskulinen, und „typisch weiblichen“ – femininen Verhaltensweisen, die in Form von Geschlechtererwartungen

als Forderungen an das einzelne Individuum gerichtet werden. Dies gewährleistet jedoch die Übernahme dieser Stereotypen in das eigene Rollenrepertoire noch nicht. Als Personen bzw. Institutionen mit dem größten Einfluss auf die Sozialisation gelten die Eltern, Gleichaltrige, Schule und die Medien.

Die Beziehung zwischen dem Selbstkonzept und den Normen der Geschlechterrollen in Form des geschlechtsspezifischen Verhaltens ist theoretisch nicht eindeutig geklärt. Es gibt zwei unterschiedliche Ansätze bezüglich dieser Beziehung. Spence und Helmreich (1978) gehen davon aus, dass beide Merkmalsklassen unabhängig voneinander sind (ein feminines Selbstbild führe nicht notwendig zu femininem Rollenverhalten). Demgegenüber vertritt Bem (1974) die Ansicht, dass das Selbstbild das Rollenverhalten beeinflusst. Ihre zentrale These geht dahin, dass Androgyne, also diejenigen, die in ihrem Selbstbild sowohl die maskulinen als auch die femininen Eigenschaften integrieren, einen größeren Verhaltensspielraum und größere Flexibilität offenbaren. Sie sollen maskuline (stereotypisch männliche) und feminine (stereotypisch weibliche) Charakteristika in sich vereinen. Sie sollen also maskuline sowie feminine Geschlechterrollen ausüben und egalitäre Normen einstellen. Je mehr man sich den Randpolen der Maskulinität – Femininität nähert, desto konservativere Normen der Geschlechterrollen treten auf.

Die Normen der Geschlechterrollen lassen sich auch der Geschlechterrolleneinstellung entnehmen. Mit der Geschlechterrolleneinstellung wird „das Ausmaß der Internalisierung sozialer Normen, die die Geschlechtsrolle betreffen“ gemeint (Athenstaedt, 2000, S. 92). Alfermann (1996) spricht über „einen Satz der Annahmen (beliefs) über die Angemessenheit von Geschlechtsrollenerwartungen“ (S. 47) Je nachdem, mit welchen sozialen Normen eine Person konform geht oder nicht, spricht man von einer eher traditionellen bzw. einer eher egalitären Geschlechtsrollenorientierung. Im Allgemeinen kann man sagen, dass Personen mit traditioneller Geschlechtsrollenorientierung die herkömmliche Arbeits- und Machtaufteilung zwischen Frauen und Männern für richtig halten, während Personen mit egalitärer Geschlechtsrollenorientierung eine Gleichstellung der Geschlechter für wünschenswert halten. Empirische Befunde deuten auf einen Zusammenhang von Geschlechterrolleneinstellung und mehreren psychologischen, sozialen und Sozialisationsvariablen. Es zeigt sich, dass Männer, ältere Personen und weniger gebildete Personen sich traditioneller äußern als Frauen, jüngere Personen und Personen mit höherer Bildung. Weiter besteht ein Zusammenhang zwischen traditi-

oneller Geschlechtsrolleneinstellung und Konservatismus, Rigidität, Machiavellismus, politischer Gesinnung und der Zugehörigkeit zu einer christlichen Glaubensgemeinschaft (Athenstaedt, 2000). Es ist zugleich zu vermuten, dass Geschlechter- und Generationsunterschiede in der Geschlechtsrolleneinstellung eine größere Rolle spielen als Bildungsunterschiede (Alfermann, 1996). Von den Sozialisationsbedingungen ist vor allem das Elternhaus zu betonen. Elterliche Erziehung und Einstellungen wirken sich auf die Einstellungen der Kinder aus. Untersuchungen zeigten, dass Kinder von berufstätigen Müttern und alleinerziehenden Eltern weniger traditionell eingestellt sind (Athenstaedt, 2000). Studien, die Kinder aus „fortschrittlichen“ und traditionellen Familien hinsichtlich ihrer Einstellungen zum anderen Geschlecht, ihrer Überzeugungen bezüglich geschlechtsspezifischen Aussehens, geschlechtsspezifischer Beschäftigung und zu Persönlichkeitsmerkmalen verglichen, kamen zum Ergebnis, dass 70% der Kinder aus den „fortschrittlichen“ Familien Antworten gaben, die nicht im Einklang mit herkömmlichen Stereotypen standen, während Kinder aus traditionellen Familien das nur in 40% der Fälle taten. Interessanter Weise hat sich auch herausgestellt, dass wenn die Kinder aus den „fortschrittlichen“ Familien zusammen mit den Kindern aus „konventionellen“ Familien waren, beide Gruppen bei der Auswahl von Spielzeug und weiteren Beschäftigungen Verhaltensweisen zeigten, die voll im Einklang mit den üblichen Stereotypen standen. Offenbar verfügen die „fortgeschrittenen“ Kinder über mehr als ein Geschlechtsschema und Kriterien, die sie in die Lage versetzen, entweder ein konventionelles oder ein anderes Schema zu erkennen und anzuwenden (Weisner und Wilson-Mitschell, 1990 in Mietzel, 2002). Paley (1986 in Mietzel, 2002) hat in ihrem einjährigen Versuch Anstrengungen unternommen, um geschlechtsstereotypischem Spielverhalten von Vorschulkindern entgegenzuwirken. Es ist ihr zwar gelungen, aber nur solange die Kinder unter ihrer Aufsicht waren. Sobald aber diese Kontrollen nachließen, verhielten sich die Kinder wieder so, wie es den vorherrschenden Stereotypen entsprach.

2.5 Determinanten der Gestaltung der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität

Merz (1979) schreibt: „Die Natur bestimmt, ob wir männlich oder weiblich sind, die Kultur legt fest, was es bedeutet, männlich oder weiblich zu sein“ (S. 9)

Im Prozessmodell der Entwicklung der Geschlechtstypisierung nach Trautner (1991) wird das Zusammenspiel bio-psycho-sozialer Faktoren in Betracht gezogen. Es wird betont, dass der Identitätsinhalt sowohl durch die biologische Veranlagung, als auch interpersonal sowie kulturell und historisch determiniert wird. Im nächsten Abschnitt wird der Einfluss der Geschlechtsstereotypen und Sozialisationsfaktoren sowie der sexuellen Orientierung und sexuellen Identität auf die geschlechtstypische, bzw. geschlechtsuntypische Entwicklung diskutiert.

2.5.1 Einfluss der Geschlechterstereotypen

Maskulinität und Femininität sind sozial konstruierte Identitäten, deren inhaltliche Grundlage die Vorstellungen darüber bilden, in welchen Merkmalen bzw. Merkmalsausprägungen sich beide Geschlechter unterscheiden. Da die Merkmalszuschreibungen aufgrund der Gruppenzugehörigkeit (biologische Geschlechtsgruppe) einer Person – ohne Berücksichtigung individueller Charakteristika – vorgenommen werden, und da die Geschlechtstypisierung der Merkmale kulturell normiert ist, spricht man meistens von Geschlechter- oder Geschlechtsrollen-Stereotypen (Trautner, 1991).

Inhaltlich konnte Deaux (1984 in Hyde, 1990) vier Komponenten der Geschlechterstereotypen nachweisen:

1. Persönlichkeitseigenschaften (z.B.: emotionelle Expressivität bei Frauen und hohes Selbstvertrauen bei Männern)
2. Verhaltensrolle (z. B.: Kinderbetreuung bei Frauen und Hausreparaturen bei Männern)
3. Beruf (z. B.: Krankenschwester bei Frauen und Bauarbeiter bei Männern)
4. Physisches Aussehen (z. B.: kleine, zierliche Frauen und große, breitschultrige Männer)

Eine Faktoranalyse aller Geschlechterstereotype ergab drei Faktoren: soziale Bewertung, Aktivität und Stärke (Asendorpf, 1996).

In allen Kulturen der Welt werden männliche und weibliche Stereotypen unterschieden. Williams und Best (1982) führten die wohl umfangreichste Untersuchung über Geschlechterstereotype durch. Es zeigte sich eine erstaunlich hohe Übereinstimmung zwischen den Kulturen. Männer werden generell für stärker, dominanter, unternehmungslustiger und unabhängiger gehalten; Frauen für gefühlsbetonter, submissiver und abergläubischer. Darüber hinaus ergaben sich durchaus deutliche Unterschiede zwischen den Kulturen in der sozialen Bewertung des männlichen bzw. weiblichen Stereotyps. Der männliche Stereotyp war besonders erwünscht in Japan, Nigeria und Südafrika; der weibliche Stereotyp war besonders erwünscht in Italien und Peru. Obwohl sich ein universeller Geschlechtsstereotyp der Art zeigt, dass Männer für aktiver und stärker gehalten werden, lässt sich jedoch im Mittel aller Kulturen keine Bevorzugung des männlichen Stereotyps nachweisen. Wie weit die Geschlechterstereotype für das eigene Handeln als verbindlich erachtet werden, variiert allerdings stark von Kultur zu Kultur. Williams und Best (1990) zeigten in ihrer Untersuchung, die in 14 Ländern bei 1563 Studenten durchgeführt wurde, dass in Ländern mit hohem Bruttosozialprodukt, einem hohen Anteil an Protestanten, einem hohen Anteil weiblicher Studenten und mit hoher Wertschätzung von Individualismus eine eher egalitäre Einstellung gegenüber den Geschlechterstereotypen bei den Studenten herrscht, d. h. man fühlt sich dem Geschlechterstereotyp nicht so stark verpflichtet wie in den übrigen Ländern (z. B. in Nigeria, Pakistan, Indien und Japan).

Alfermann (1996) weist auf folgende interkulturelle Gemeinsamkeiten hin:

1. Geschlechtstypische Machtteilung im öffentlichen und religiösen Leben (in allen bekannten Nationen und Kulturen sind Männer die dominante Gruppe)
2. Geschlechtstypische Machtteilung im privaten Leben (in einer Mehrzahl der Kulturen ist die Frau dem Mann untergeordnet; auch wenn in einigen Kulturen das Prinzip der gleichberechtigten Partnerschaft gepflegt wird, ordnet sich in keiner der Mann der Frau unter)
3. Geschlechtstypische Arbeitsteilung (Kinderpflege und -betreuung ist primär eine Aufgabe der Frauen, Unterschiede in der Arbeitswelt - sie wurden teilweise sogar per Gesetz geregelt: bis zum Jahr 2000 war es in Deutschland gesetzlich ausge-

schlossen, dass Frauen Dienst an der Waffe leisten. Sie waren nur zum Sanitätsdienst und Musikkorps zugelassen (Joas, 2001))

Trotz der Gemeinsamkeiten findet man auch interkulturelle Unterschiede in den Geschlechterstereotypen, die von der sozialen Konstruktion der Maskulinität und Femininität am besten zeugen. Zu den Klassikern zählt man das Werk von Margaret Mead. Sie erforschte u. a. drei Tribes auf der Insel Neu Guinea: Mundugumor, Arapesh und Tschambuli. Sie konnte feststellen, dass bei den Mundugumoren extreme Aggressivität bei beiden Geschlechtern zum Ausdruck kam. Der maskuline Stereotyp erwies sich bei beiden Geschlechtern als erwünscht. Die Arapesh waren hingegen alle nicht aggressiv, gefühlsvoll und betreuungsvoll. Aus der Sicht unserer Kultur also eher feminin. Beim Tschambuli-Tribes waren die Geschlechterrollen ganz umgekehrt definiert: Die Frauen waren dominant, gingen angeln und stellten verschiedene Sachen für den täglichen Bedarf her; die Männer waren hingegen passiv und künstlerisch tätig.

Die Tabelle 2.3 enthält typische (traditionelle) in unserem Kulturkreis geltende Beschreibungsmarkmale von Maskulinität und Femininität.

Tabelle 2.3 Typische Beschreibungsmarkmale von Maskulinität und Femininität (übernommen von Trautner, 1991)

Maskulinität	Femininität
Aggressiv, aktiv, dominant, ehrgeizig, erfolgreich, grob, kompetent, leistungsorientiert, mutig, rational, selbstständig, selbstsicher, sorglos, stark, unternehmungslustig	Ängstlich, beeinflussbar, emotional, empfindsam, freundlich, passiv, redelustig, sozial orientiert, schüchtern, schwach, submissiv, unselbstständig, verträumt, warmherzig, zärtlich

Der Ursprung der Geschlechterstereotype – also dessen, warum Frauen und Männern bestimmte Cluster von Eigenschaften zugeschrieben werden – liegt höchst wahrscheinlich in der biologischen Differenz zwischen Männern und Frauen. Da die Männer physisch stärker sind als Frauen, hatten die Männer die Frauen anfangs beherrscht. Je länger dieser Zustand andauerte, desto mehr Ressourcen konnten die Männer akkumulieren und desto größer wurde daher die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern. Männliche

Dominanz wurde ein Teil der Gesellschaftsstruktur, untermauert sowohl von kulturellen Normen, Religion und Werten als auch von physischer Stärke oder Macht (Joas, 2001).

Die physische Überlegenheit der Männer gegenüber Frauen sowie die biologischen Voraussetzungen der Frauen für die Geburt und Ernährung der Kinder veranlassten geschlechtstypische Arbeitsteilung – in den in unserer Vorgeschichte überwiegenden Jägerkulturen gingen Männer auf die Jagd, Frauen blieben demnach im heimischen Raum und kümmerten sich um die Nachwuchsbetreuung. Die traditionelle Arbeitsverteilung stellt laut der „social role theory“ von Eagly (1987) den Haupteinflussfaktor auf die Gestaltung der Vorstellungen über Eigenschaften und Verhalten von Männern und Frauen dar. Die Geschlechterstereotype weisen eine hohe Übereinstimmung und Ähnlichkeit mit Geschlechterrollen auf. Der männliche Stereotyp entspricht der instrumentellen und der weibliche Stereotyp der expressiven Rolle. Die Berufe, die Männer und Frauen ausüben, enthalten oft Anforderungsprofile, die sich mit den Stereotypen überschneiden. Man bewegt sich in einem Kreis: die Stereotype rühren aus den gängigen Geschlechterrollen her und umgekehrt stützen die bestehenden Rollen die Stereotype (Alfermann, 1996).

Die Stereotype korrelieren nicht nur mit den gängigen Geschlechterrollen, sondern diese stehen wiederum in Wechselbeziehung mit den Statuspositionen. Geschlecht ist somit nicht nur eine biologische Kategorie, sondern auch eine Statusvariable. Neben der geschlechtstypischen Arbeitsteilung im Sinne unterschiedlicher Tätigkeiten, die man als horizontale Strukturierung der Berufswelt bezeichnen kann, gibt es auch eine vertikale Strukturierung, die darin widerspiegelt, dass der relative Frauenanteil immer weiter absinkt, je weiter wir in der Berufshierarchie nach oben steigen. In den Führungsetagen von Politik, Wirtschaft und Wissenschaft stellen Frauen immer noch eine verschwindende Minderheit dar (Alfermann, 1996; Joas, 2001). Das Geschlecht als sozialer Stimulus beeinflusst in einem erheblichen Ausmaß die Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie die Selbst- und Fremdbewertung.

Die Erfassung der Maskulinität und Femininität in der Psychologie entsprach ursprünglich der klassischen Vorstellung von den Polaritäten der Geschlechter - die M-F Skalen wurden als gegensätzliche Pole einer Dimension konzipiert. Dieses Herangehen geht vor allem auf Strong (1927), Terman und Miles (1936) sowie Hathaway und McKindley (1943) zurück. Erst seit den 70er Jahren werden Maskulinität und Femininität als zwei voneinander unabhängige Dimensionen aufgefasst (Bem, 1974; Spence und Helm-

reich, 1979). Man geht davon aus, dass Menschen gleichzeitig sowohl maskuline als auch feminine Eigenschaften besitzen können. Solche Menschen werden als androgyn bezeichnet.

Parallel dazu vollzog sich ein Wandel in der Beurteilung des Verhältnisses zwischen der Art maskuliner – femininer Selbstbeschreibung und einer adaptiven, gesunden Persönlichkeit. Nicht mehr die mit dem biologischen Geschlecht übereinstimmende ausgeprägt maskuline oder feminine Selbstbeschreibung wird als adaptiv angesehen, sondern die psychische Androgynität. Es wird heutzutage weiter gegangen, indem man die Lösung der Selbst- und Fremdwahrnehmung vom Kriterium der Geschlechtsbezogenheit als erstrebenswert propagiert (Trautner, 1991).

Die klassischen Skalen zur Erfassung der eigenen Maskulinität – Femininität (BRSI von Bem, 1974; PAQ von Spence und Helmreich, 1979) und deren klassische Auswertung (median-split oder t-Test Methoden) stoßen heutzutage auf Kritik. Es wird nämlich davon ausgegangen, dass die Items – die Stereotypen – automatisch ein fester Bestandteil der Geschlechtsidentität sind. Es wird nicht danach gefragt, inwieweit man die Geschlechterstereotypen tatsächlich mit seiner Geschlechtsidentität assoziiert, inwieweit man die Geschlechterstereotype in sein geschlechtliches Selbstkonzept als fester Bestandteil implementiert oder inwieweit man die Geschlechterstereotype für die Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie Selbst- und Fremdbewertung benutzt.

Es hat sich bis jetzt gezeigt, dass die Skalen der Maskulinität – Femininität eher eine Aussage über Instrumentalität – Expressivität treffen als über geschlechtsbezogene Domänen. Weiterhin wird auf die Multidimensionalität des Konzeptes Maskulinität – Femininität hingewiesen sowie auf die Rolle und Komplexität der individuellen Entwicklung. Es wurde nur teilweise erforscht, wie kontextuelle Entwicklungsunterschiede (z. B.: soziale Schicht, Ethnien oder Psychosexualität) und verschiedene Sozialisationsagenten die Gestaltung des individuellen Bewertungssystems beeinflussen (Deaux und LaFrance, 1998; Hoffman, 2001).

Obwohl neuere Studien (z. B. Thorton, 2000; Wager, 2003) einen Trend zur Überlappungen im Selbstkonzept der heterosexuellen Männer und Frauen belegen, wird bei genauerer Analyse klar, dass dies vom Lebenskontext der Probanden abhängig ist (z. B. Religion, soziodemografischer Hintergrund) und dass die Ergebnisse daher nicht verallgemeinert werden können. Es ist weiterhin davon auszugehen, dass zweifelsohne Unterschiede im männlichen und weiblichen Selbstkonzept sowie der Geschlechterrollenprä-

ferenz bestehen (Bierhof-Alfermann, 1987; Brengelmann, 1990). Dies wird vom psychoanalytischen Standpunkt aus entwicklungspsychologisch wie folgt erklärt: Mädchen bzw. Frauen entwickeln ihre Geschlechtsidentität im Rahmen der Bindung an die Mutter, indem sie sich als ihren Müttern gleichend betrachten und als weiblich identifizieren. Jungen bzw. Männer entwickeln hingegen ihre Geschlechtsidentität im Kontext des Trennungsvorgangs von der Mutter, Autonomie und Individuation sowie der Identifikation mit dem Vater (Chodorow in Gilligen, 1984).

Kimmel (1987) weist darauf hin, dass die Konstruktion der maskulinen Identität vor allem darauf beruht: nicht feminin und nicht homosexuell zu sein. Trotz einer gewissen Wandlung von Normen der Geschlechterrollen beweisen neuere Befunde auf dem Gebiet der Geschlechterstereotypenforschung Unterschiede im Sinne der Stereotypen im Selbstbild von Männern und Frauen (Bačová, 1999; Bierhoff-Alfermann, 1997; Brengelmann, 1990) sowie im Selbstbild von hetero- und homosexuellen Männern (Bem, 1996). Die neusten Befunde einer für Deutschland repräsentativen Langzeitstudie des Instituts für Konflikt- und Gewaltforschung belegen sogar einen kontinuierlichen leichten Anstieg der Homophobie, und dass Homophobie eine Männerdomäne. Außerdem würde jeder fünfte Deutsche seine Wohnung nicht an Homosexuelle vermieten, über ein Drittel findet es ekelhaft, wenn sich Homosexuelle in der Öffentlichkeit küssen. Die Homo-Ehe wird von 40,5 % der Befragten abgelehnt. Jugendliche im Alter 16-21 Jahre finden Homosexualität fast ebenso häufig unmoralisch wie Menschen über 65 (Heitmeyer, 2004, 2005, 2009). Die traditionellen maskulinen Eigenschaften werden immer noch im allgemeinen positiver geschätzt als die femininen (Golombok und Fivusch, 1994) und feminine Verhaltensweise ist bei Männern mit strengeren Sanktionen verbunden als maskuline Verhaltensweise bei Frauen (Robinson und Howard-Hamilton in Scott Robinson, 2001). Dies spiegelt sich in einem höheren Selbstwertgefühl der geschlechtstypischen Männer im Vergleich mit Frauen und geschlechtsuntypischen Männern wider.

Auch auf dem Gebiet der Geschlechtsstereotypen und -rollenforschung stellt Joan (1993) fest, dass 80% der Bevölkerung in Deutschland dem Satz zustimmen: „Frauen denken, empfinden ganz anders als Männer.“ Der Studie nach werden Interesse an Technik, Handwerk und Politik, aber auch Ehrgeiz und Durchsetzungswünsche und -fähigkeiten als männliche Eigenschaften empfunden und Einfühlungsvermögen, Gefühlsbestimmtheit und Nachgiebigkeit als weiblich. Weiter weist er darauf hin, dass

trotz der Tatsache, dass Frauen immer mehr frühere Männerrollen (und umgekehrt) übernehmen, die meisten Männer überwiegend „Männerberufe“ wählen, und die meisten Frauen immer noch mehr für die Kinderbetreuung und Hausarbeit verantwortlich sind.

2.5.2 Einfluss der Geschlechtsspezifischen Sozialisation

Die Sozialisation umfasst alle Prozesse, in denen das Normen- und Wertesystem, die Regeln und Erwartungen der Gesellschaft tradiert werden und von der jungen Generation eine gewisse Anpassung eingefordert wird. Dieser Prozess unterscheidet sich je nach Zeit, Geschlecht, Sozial- und Bildungsschicht. Bilden (1991) versteht die geschlechtsbezogene Sozialisation als „den Prozess, in dem aus einem Neugeborenen ein in seiner Gesellschaft handlungsfähiges Subjekt wird (und bleibt). Sie findet statt, indem das sich bildende Individuum zunehmend aktiv teilhat an den sozialen Praktiken, in denen die Gesellschaft sich selbst produziert und verändert. Es ist in diesen sozialen Praktiken und in der Übernahme und Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlich Vor-Strukturieren (nicht einfach fix vorgegeben), dass wir Frauen und Männer werden.“ (S. 279) In dieser Dynamik entsteht und verändern sich durch soziale Praktiken die Bedeutungen von Geschlecht und die geschlechtsbezogenen Bedeutungen.

Die sozialen Praktiken, also die symbolischen Interaktionen sowie die gegenständlichen Tätigkeiten, sind geschlechtsbezogen und bringen in unserer Gesellschaft das Geschlecht als ein dichotomes Symbolsystem hervor. Das Zwei-Geschlechtersystem wird durch die in der jeweiligen Gesellschaft geltenden Geschlechterstereotypen und Geschlechtererwartungen geprägt, und strukturiert grundlegend Gesellschaft, Interaktion und individuelle Psychodynamik. Dieses System durchwirkt den Alltag mit polaren Deutungsmustern, Zuschreibungen und Erwartungen, die Gleiches verschieden bewerten lassen bzw. verschiedene Verhaltensmodalitäten als Darstellung der Geschlechtszugehörigkeit erfordern. Der Code dieses Systems wird dem Kind über die Sprache sowie nonverbal frühzeitig vermittelt. Es stellt eine Matrix dar, die als Vorlage für die Konstruktion der Geschlechtlichkeit dient (Bačová, 1999; Bierhoff-Alfermann, 1997).

Erwartungen und Überzeugungen können im Zusammenhang mit dem Geschlecht zur sich selbst erfüllenden Prophezeiung werden. Man stellt sich auf das Geschlecht des Kindes bereits vor seiner Geburt ein. Die Einstellung mündet in Erwartungen, Verhal-

tensinterpretationen und Interaktionsformen, die mit dem angenommenen Geschlecht des Säuglings variieren. Sobald das Geschlecht des Säuglings bestimmt ist, beginnt die soziokulturelle Welt, in der er oder sie hineingeboren wurde, ihn oder sie in männliche bzw. weibliche Rollen zu sozialisieren. Das haben die verschiedenen „Baby-X“-Studien gezeigt, in denen Erwachsene, oft selbst Eltern, mit einem unbekanntem Säugling, die einmal als Mädchen, ein andermal als Junge eingeführt wurde, interagieren (zum Überblick: Wallston und O’Leary, 1981). Zwar erlebt man kulturelle Normen und Werte in allen sozialen Interaktionen, doch die wichtigsten Instanzen der Geschlechtersozialisati- on sind die Eltern, Gleichaltrigen, Schule und die Massenmedien.

Aufgrund der Metaanalysen wurde geschlossen, dass Eltern Jungen und Mädchen in vielen Hinsichten gleich behandeln (Golombock und Fivusch, 1994). Bei Metaanalysen fehlt aber meist der Vergleich der Sozialisationspraktiken bei verschiedenen Alters- gruppen. Es hat sich daher weiter gezeigt, dass trotz der geringen gefundenen Unter- schiede in Kommunikation, Körperspiel, Wärme und Verständnis, Leistungsförderung oder Strenge und Disziplin die Wahrnehmung der Kinder von ihren Eltern jedoch ge- schlechtbezogen und geschlechtsstereotypisch bleibt und dass die meisten Eltern ge- schlechtsangepasste Aktivitäten fördern (Joas, 2001). Ein Vergleich der Sozialisations- praktiken bei verschiedenen Altersgruppen hat deutlich gezeigt, dass Jungen und Mäd- chen bis zu einem gewissen Grad doch unterschiedlich behandelt werden und ihr ge- schlechtstypisches Verhalten verstärkt wird. Vor allem bis zum 5. Lebensjahr erhalten Jungen häufiger positive Reaktionen für das Spiel mit maskulinem Spielzeug und auf aggressives Verhalten als Mädchen. Jungen erhalten sogar negative Reaktionen, wenn sie versuchen, Kommunikation aufzunehmen (Fagot und Hagan, 1991). Auch Langlois und Downs (1980) bewiesen ein deutliches Verstärkungsverhalten der sozialisierenden Partner. Die Mütter belohnten häufiger als Väter und nur geschlechtstypisches Verhal- ten der Mädchen, während die Väter ein klares geschlechtsstereotypes Erziehungsver- halten zeigten. Sie belohnten ihren Sohn bzw. ihre Tochter bei geschlechtstypischem Verhalten und bestrafte sie bei gegengeschlechtlichem Verhalten. Väter handeln mit den Kindern wesentlich deutlicher als Mütter im Sinne von Geschlechterstereotypen mit besonderem Interesse an der Erziehung des Sohnes. Jungen, die "weibliches" Spielzeug bevorzugen, werden durch die Väter sanktioniert und durch deren Teilnahme am Spiel den geschlechtsspezifischen Erwartungen gemäß beeinflusst. Mädchen erhalten weitaus seltener Unterstützung durch ihren Vater - weder in die eine noch in die andere Rich-

tung. Geschlechterrollenabweichendes Verhalten wird von den meisten Müttern akzeptiert.

Ein deutlicher Unterschied in der Erziehung von Jungen und Mädchen ist in der Bindung an das Haus zu erkennen. "Die unterschiedliche Behandlung von Jungen und Mädchen wird bewusst durch die mehr oder weniger starke Sorge um Gefahren des sexuellen Missbrauchs motiviert bzw. gerechtfertigt" (Hagemann-White, 1984, S. 52). Somit sind kleine Mädchen fast ständig im Haus und damit sowohl eher als Jungen in häusliche Pflichten eingebunden als auch mit den täglichen Normen vertraut, was den größeren Gehorsam bei Mädchen erklärt. Jungen dagegen sind durch ihren Aufenthalt im Freien und der damit verbundenen ständigen Erweiterung ihrer Umgebung autonomer und in der Entwicklung ihrer Selbstbehauptung bevorzugt. Sie sind den Pflichten entbunden, entgehen vielen Normen und entwickeln ihre eigene Durchsetzungskraft deutlich stärker als Mädchen. Die heutigen Eltern ermuntern Mädchen häufiger zu sportlichen Aktivitäten als frühere Elterngenerationen und tolerieren Aggressionen bei Söhnen etwas weniger häufig. Doch andere Formen stereotypischer Geschlechtererziehung bestehen noch immer: „Eltern, die ihrem Mädchen einen Laster oder ihrem Sohn eine Puppe schenken, sind tatsächlich selten“ (Joan, 2001, S. 276).

Trotz gewisser Liberalisierung der Geschlechterrollen in der Gesellschaft, hat nach wie vor das Kind nach der Geburt eine engere Beziehung zur Mutter. In vielen Gesellschaften wird fast ausschließlich Fürsorge und Beziehung in der ersten Zeit nach der Geburt durch die Mutter gewährleistet. Damit das Kind ein Bewusstsein seiner selbst entwickeln kann, muss die enge Verbindung zur Mutter gelöst werden. Laut Chodorow (1985) ist dieser Ablösungsprozess bei Jungen und Mädchen verschieden. Auch die Auffälligkeiten in der Sozialisation der Homosexuellen und Transsexuellen lassen vermuten, dass die Eltern eine wichtige Rolle bei der Entwicklung der geschlechtsbezogenen Inhalte spielen.

Gleichaltrige üben einen enormen Einfluss auf die geschlechtliche Sozialisation aus. Wenn die Kinder heranwachsen, formen Gruppen Gleichaltriger (Peer-groups) die Einstellungen zur Sexualität und zum Sexualverhalten, beeinflussen Berufswahl und Ziele. Rawlins (1992) fand heraus, dass die Geschlechterausrichtung in Freundschaften bei Kindern schon vor dem zweiten Lebensjahr stattfindet. Das Geschlecht spielt eine große Rolle in Kinderfreundschaften. Der gleichgeschlechtliche Spielkamerad/in ist der/die gut bekannte gleiche Andere. Die Präferenz für gleichgeschlechtliche Freundschaft zieht

sich durch die Kindheit und das Interesse am anderen Geschlecht taucht erst wieder in der frühen Jugend auf. Winstead et al. (1997) untersuchten den Zusammenhang zwischen den Geschlechtsunterschieden in Freundschaften und der Geschlechtersozialisation. Mädchen sind in der Sozialisation voneinander abhängig, kooperativ und emotional zu anderen Mädchen. Jungen dagegen sind unabhängig, konkurrenzartig und dominant. Beide Geschlechter lernen unterschiedlich, was in Freundschaft wichtig ist. Kinder neigen bis zur Adoleszenz eher dazu, mit gleichgeschlechtlichen Freunden zu spielen. Da das Spiel der Mädchen mehr von Intimität geprägt ist als das der Jungen und Jungen schon früher auch eine größere Anzahl von Spielkameraden bevorzugen, lernen sie nicht so leicht wie Mädchen, was Intimität in Freundschaften bedeutet bzw. lernen eine andere Form der Intimität. Jungengruppen sind eher altersheterogener und eher hierarchisch organisiert als die von Mädchen. Es wird um Status und Dominanz in der Gruppe viel gekämpft. Jungen spielen häufiger wettbewerbsorientierte Spiele, favorisieren Bewegung, Raufereien, Prügeleien und Sport. Die Gruppen von Mädchen funktionieren eher auf der Basis von Gleichheit; die Spiele sind eher kooperativ. Die Jungen grenzen sich von den Mädchen ab, grenzen die Mädchen aus, indem sie exklusiv „männliche“ Spiele, Aktivitäten, Bereiche definieren. Spott und Prügel gegen Außenseiter, später auch Homosexualitätsverdacht für Jungen, die nicht so richtig mitziehen wollen, stellen Gruppen- und Männlichkeitszwang her. Jungen bauen ihre Männlichkeit mehr oder weniger gegenüber den Mädchen als negativer Bezugsgruppe auf.

Die Erziehung in öffentlichen Einrichtungen findet naturgemäß in der Gruppe statt und ermöglicht nur in einem eingeschränkten Rahmen Individualität. Mehrheiten entscheiden über Verhaltensausrprägungen; Wünsche und Fähigkeiten des einzelnen Kindes müssen hinter die Gruppe zurücktreten. Dabei unterscheiden bereits die Erzieherinnen in ihren Anweisungen pauschal zwischen der Gruppe der Mädchen und der Gruppe der Jungen, und zwar auch bei Tätigkeiten, die keine Unterscheidung erforderlich machen, wie etwa Aufräumen oder Jacken ausziehen. Kinder werden also meistens als Gruppe nach Geschlecht getrennt angesprochen und insbesondere gemaßregelt bzw. gelobt. Spätestens dabei entwickelt sich das Bewusstsein der "Gruppe Jungen" oder der "Gruppe Mädchen" anzugehören, was bei den Jungen häufig den Effekt hat, alles Weibliche abzuwerten und abzulehnen. Verhalten nach dem männlichen Stereotyp erhält mehr Unterstützung, die indirekt sogar der von Lehrern geäußerten Missbilligung zu entnehmen ist. Mädchentypisches Verhalten wird den Jungen zwar bezogen auf Gehorsam und

Fleiß nahegelegt, umgekehrte Anregungen für Mädchen zur Orientierung an jungentypischem Verhalten sind jedoch nicht zu finden. Da Jungen aufgrund der frühkindlichen Erziehung mehr Schwierigkeiten in der Gruppe haben, wird auf ihr Verhalten eingegangen, während Mädchen keine besondere Förderung erhalten, da ihr Verhalten und ihre Leistungen den Ansprüchen gruppenkonformer Verhaltensmuster genügen.

Auch Lektionen in Geschlechtsrollen sind Bestandteil der Sozialstruktur der typischen Schule. So sind in Bayern 68% der Volksschullehrer weiblich, aber nur 28% haben eine Leitungsfunktion inne (Joas, 2001).

Geschlechtsspezifische Merkmale werden Kindern aber auch durch Medien, wie das Fernsehen oder Kinderbücher vermittelt. Medial vermittelte und konstruierte Bilder von Männern und Frauen beeinflussen und prägen auf nicht unerhebliche Weise die Entstehung von Mann-/Frau-Bildern und damit die Identitätsentwicklung und das Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Dabei geschieht die Orientierung an Vorbildern häufig unbewusst. Vor allem bei Jugendlichen fällt auf, dass für sie in der Phase der Pubertät Vorbilder und Idole eine wichtige Rolle spielen, ohne dass in der Regel eine reflektierende Auseinandersetzung damit erfolgt. Sie signalisieren dies z.B. durch die Übernahme von Gestik, Kleidung und Wortwahl nach außen hin (Buschmeyer und Kocot, 1999).

Nach Mühlen-Achs (1998) hat die empirische Medienforschung gezeigt, dass "Frauen [...] durch die stereotype Art ihrer Darstellung und durch eingeschränkte Rollenzuweisungen trivialisiert, entindividualisiert und somit als Gruppe diskriminiert" werden (ebd., S. 10). Die eklatante Ungleichbehandlung der Geschlechter in den Medien und durch die Medien hängt ihrer Meinung nach stark mit der ungleichen Besetzung von machtvollen Positionen innerhalb des Produktionsbereiches und dem hier herrschenden Mangel an Frauen zusammen. Dies hat zur Folge, dass sowohl das Frauenbild als auch das - bislang wenig reflektierte - Männerbild "ausschließlich männliche Vorstellungen- und Bedürfniswelten reflektiert" (ebd.).

Gegenwärtig wird häufig von einer Bilderflut gesprochen: Das Fernsehen als populärstes Bildmedium hat seit über 30 Jahren eine zentrale Rolle bei unseren Wirklichkeitserfahrungen übernommen. Untersuchungen belegen, dass Kinder, die viel fernsehen, Frauen und Männer öfter in Klischees beschreiben und häufiger geschlechtsspezifische Aktivitäten bevorzugen als Kinder, die selten fernsehen oder sich vorwiegend Bildungsprogramme ansehen (Joans, 2001).

Die Kategorisierung in Jungen- und Mädchenspielzeug wird zudem von Industrie und Handel unterstützt. Eltern ohne geschlechtsspezifische Ansprüche können beim Kauf dem differenzierten Angebot kaum entgehen. Wissenschaftliches Spielzeug - aktiv und vielfältig - bleibt meist Jungen vorbehalten; dies forcieren die Abbildungen auf den Verpackungen oder in Werbeprospekten. Mädchen erhalten in der Regel passives, einfaches Spielzeug, mit gestalterischem und repetitivem Inhalt. Sogenanntes geschlechtsneutrales Spielzeug fällt unter die Kategorie kreativ / pädagogisch wertvoll, etwa Malzeug, Puzzles, Lego, Brett- oder Kartenspiele oder Stofftiere. Eine Untersuchung über Geschenke, die Jungen und Mädchen erhalten, zeigt zwar hinsichtlich der Quantität keinen Unterschied, allerdings fallen Qualitäts- und Preisunterschiede zugunsten der Jungen aus. Zudem wurde festgestellt, dass Mädchen schon frühzeitig "zweckmäßige" Geschenke erhalten, in Form von Kleidung, Einrichtungsgegenständen und Geld. Spielzeug macht nur knapp die Hälfte der Geschenke aus.

Methodisch gesehen stößt man bei den Untersuchungen zur geschlechtsspezifischen Sozialisation, die vor allem von der Lerntheorie ausgehen, auf eine mangelhafte Aussagekraft bezüglich der Ursache-Wirkungs-Richtung. Verstärkung kann einerseits geschlechtstypisches Verhalten fördern, andererseits kann das geschlechtstypische Verhalten der Kinder schon vorher vorhanden sein, so dass das Verhalten der Eltern lediglich eine Antwort darstellt, die umgekehrt von den Kindern verstärkt wird. Experimentelle oder quasi-experimentelle Studien weisen eher darauf hin, dass die geschlechtsspezifische Sozialisation komplexer ist als von den Lerntheoretikern behauptet wurde (z.B. Katz und Walsh, 1991; Weisner und Wilson-Mitchell, 1990). Es werden nämlich oft die Komplexität des Informationsverarbeitungsprozesses einerseits und psychodynamische Aspekte andererseits außer Acht gelassen. Frühere Prägungen sich daher nicht unausweichliches Schicksal. Wie aus den allgemeinen Theorien der Identitätsentwicklung bekannt ist, kann man die Beziehungen zu Eltern bzw. anderen Sozialisationsagenten und frühere Festlegungen zum Teil überarbeiten.

2.5.3 Einfluss der sexuellen Orientierung und der transsexuellen Identifikation

Aus dem Kapitel 2.2.1.1. über den biologischen Determinismus lässt sich entnehmen, dass der Einfluss der biologischen Faktoren auf die Gestaltung der Geschlechtsidentität nach der Geburt zwar allmählich abnimmt, er lässt sich aber nicht eindeutig ausschlie-

ßen. Vor allem die Variablen „sexuelle Orientierung“ und „transsexuelle Identifikation“, also die Variablen, deren Ursprung nach heutigem medizinisch-psychologischem Stand des Wissens mehr oder weniger auf biologische Faktoren zurückgeführt wird, zeugen mindestens von Mitwirkung bzw. vermittelter Mitwirkung dieser Variablen auf die Entwicklung der Geschlechtsidentität, und zwar auch auf der Ebene des geschlechtlichen Selbstkonzepts. Bei der statistisch gesehen gewöhnlichen geschlechtlichen Entwicklung stimmen alle Definitionskomponenten der Geschlechtsidentität überein: es entwickelt sich eine dem anatomischen Geschlecht entsprechende Kerngeschlechtsidentität; die weitere Entwicklung der Geschlechtsidentität verläuft auf der Basis der Körperangehörigkeit und kultureller Erwartungen. Bei bestimmten Fällen der abweichenden Identität, vor allem bei Homosexuellen und Transsexuellen, geraten die verschiedenen Stufen der Geschlechtsdefinition in Konflikt. Da die Forschung mit erheblichen methodischen Ansprüchen verbunden ist, mangelt es an Vergleichsstudien zu diesem Thema. Die Rolle der Sozialisations- und der biologischen Faktoren bleibt somit nicht nur bei der Entwicklung der Geschlechtsidentität, sondern auch bei Entwicklung der sexuellen Orientierung und Identifikation per se offen und kontrovers.

2.5.3.1 Sexuelle Orientierung

Sexuelle Orientierung bezeichnet die Hauptzielrichtung der sexuellen und emotionellen Interessen einer Person in Hinblick auf die gewünschten Partner. Von der sexuellen Orientierung ist das sexuelle Verhalten zu unterscheiden. Während es sich beim sexuellen Verhalten ausschließlich um ein Akt der sexuellen im Sinne der körperlichen Befriedigung handelt, schließt die sexuelle Orientierung stets auch eine erotisch-emotionale Komponente ein. Jeder Mensch kann sich unter gewissen Bedingungen sowohl hetero- als auch homosexuell verhalten, ist jedoch nicht in der Lage, sich in Partner beider Geschlechter gleichmäßig zu verlieben. Dies wäre der Fall der reinen Bisexualität, die äußerst selten vorkommt und unter Fachleuten bestritten bleibt.

Weiterhin lässt sich die sexuelle Orientierung nach folgenden Kriterien spezifizieren: Geschlecht des Partners, Alter des Partners (Pädophilie, Ephebophilie oder Gerontophilie) und sonstige Kriterien (hier gehören diejenigen Kriterien, die den Störungen der Sexualpräferenz oder Paraphilien zugeordnet werden: z. B. Zoophilie oder Nekrophilie). In dieser Arbeit wird die sexuelle Orientierung ausschließlich durch das Geschlecht des

Partners definiert. Typischerweise fühlen sich Frauen durch Männer und Männer durch Frauen sexuell-erotisch angezogen. Dies wird als Heterosexualität bezeichnet. Männer und Frauen, die sich sexuell-erotisch durch den Partner des gleichen Geschlechts angezogen fühlen, werden als homosexuell bezeichnet.

Seit 1973 wird Homosexualität nicht mehr als Störungskategorie betrachtet. Nach der ICD-10 besteht Dg. F 66.1 (ich-dystone Homosexualität), die sich auf eine Person bezieht, die homosexuell orientiert ist, diese Orientierung aber als andauernde Belastung erlebt und heterosexuell werden möchte (Davison und Neale, 1998).

Ob die sexuelle Orientierung einer bimodalen oder kontinuierlichen Verteilung folgt, gehört auch heute zu den ungelösten Fragen der Sexuologie (Le Vay, 1996; McConaghy 1999 in Bosinski, 2000). Die von Kinsey in den 50er Jahren entworfene kontinuierliche Verteilung stößt auf starke Kritik: einerseits wegen einer nicht-repräsentativen Stichprobe mit Überrepräsentanz inhaftierter Personen und andererseits wegen der nicht bestätigten logischen Konsequenz, dass es mehr bisexuell orientierte als homosexuell orientierte Männer und Frauen gebe. Vielmehr stehen ca. 90 bis 95% vorwiegend oder ausschließlich heterosexuell orientierte Männern ca. 5 bis 8% mehr oder weniger exklusiv homosexuell orientierte Männer gegenüber. Die Zahl der Bisexuellen liegt stets unter der letztgenannten.

Ebenso rätselhaft bleibt die Frage nach der Determination der sexuellen Orientierung. Was bestimmt die Hetero- bzw. Homosexualität?

Im Rahmen der genetischen Forschung hat Hamer et al. (1993) den Zusammenhang zwischen der Homosexualität und den polymorphen Markern auf dem Abschnitt q28 des X-Chromosoms nachgewiesen. Insgesamt wurde in 114 Familien homosexueller Männer geforscht. Es wurde bei ihnen ein dreimal größerer Anteil homosexueller Onkel seitens der Mutter als seitens des Vaters entdeckt. Weitere Analysen bestätigten eine Korrelation zwischen homosexueller Orientierung und den polymorphen Markern auf dem Xq28 bei 64% bei 40 homosexuellen Geschwisterpaaren. Laut den Ergebnissen soll die Übertragung der sexuellen Orientierung von der Mutter auf den Sohn über das X-Chromosom erfolgen. Die Studie wurde ein Jahr später mit demselben Ergebnis für homosexuelle Männer wiederholt. Für homosexuelle Frauen wurde ein ebensolcher Zusammenhang zwischen ihrer sexuellen Orientierung und Xq28 jedoch nicht entdeckt (Hu et al., 1994). Bei den Zwillingsstudien wurde repliziert das häufigere Auftreten der homosexuellen Orientierung bei Monozygoten als bei heterozygoten Zwillingen nach-

gewiesen: 75% vs. 19% (Diamond, 1986), 52% vs. 22% (Bailey und Pillardem, 1991). Genetische Studien werden oft wegen des Mangels der Kontrollgruppe bzw. nicht vergleichbarer Kontrollgruppen kritisiert. Außerdem wird häufig die weibliche Homosexualität außer Acht gelassen oder die Ergebnisse zwischen weiblichen und männlichen Probanden unterscheiden sich.

Auf der zerebralen Ebene sind vor allem die Studien von Swaab und Hofman (1990) relevant. Sie konnten feststellen, dass homosexuelle Männer einen größeren nucleus supraopticus als heterosexuelle Männer haben, obwohl diese hypothalamische Kernregion geschlechtsundimorph ist. Le Vay (1991) hat Untersuchungen der geschlechtsdimorphen Kernregionen INAH-1, INAH-2, INAH-3 und INAH-4 des Anterior Hypothalamus durchgeführt. Es wurde entdeckt, dass der Kern INAH-3 bei heterosexuellen Männern größer als bei heterosexuellen Frauen war und dass bei homosexuellen Männern die Kerngröße gleich war wie bei heterosexuellen Frauen. Die Studie wird jedoch methodisch stark beeinträchtigt, weil die meisten Probanden in Folge der AIDS-Erkrankung gestorben sind. Die Erkrankung kann sich nämlich auf das Volumen der Hirnmasse auswirken. Byne et al. (2000) konnten allerdings auch bei 18 männlichen und 20 weiblichen Leichen ohne AIDS-Erkrankungen in der Vorgeschichte erneut bestätigen, dass der schon von Le Vay beschriebene INAH 3 der Kern mit den stärksten Geschlechtsunterschieden (signifikant höheres Volumen und größere Neuronenzahl beim männlichen Geschlecht) ist.

Die hormonellen Theorien der sexuellen Orientierung konnten bis jetzt teilweise bei Tierexperimenten bestätigt werden. Dörner (1972) hat entdeckt, dass Stress bei graviden Ratten öfter zur femininen Gehirndifferenzierung ihrer männlichen Nachkommen führt. Der perinatale Zuschuss von Androgenen führte im Gegenteil zur Maskulinisierung der Feten. Dörner leitete davon ab, dass die Ursache der männlichen Homosexualität im Androgendefizit während eines kurzen Abschnittes im 2. Trimester der Schwangerschaft besteht. Seine „Stress Theorie der sexuellen Orientierung“ stützte er durch die signifikant erhöhte Zahl Homosexueller unter den Männern, die während des 2. Weltkriegs und in den ersten Nachkriegsjahren (1945-1947) geboren wurden. Diese Theorie wird allerdings vor allem auf Grund der Unmöglichkeit der vollkommenen Übertragung der Ergebnisse von Tierexperimenten auf Menschen (bei Tieren kann man ausschließlich ihr Verhalten, aber nicht ihr Erleben beschreiben) und auf Grund des Mangels an

alternativen Erklärungsansätzen (möglicher Einfluss der Absenz des Vaters in der Erziehung in den Kriegs- und Nachkriegsjahren) kritisiert.

In den 90er Jahren hat vor allem die Studie von Blanchard et al. (1997) die Aufmerksamkeit zu den hormonellen Einflüssen auf die sexuelle Orientierung zurückgewandt. In großen Stichproben konnte gesichert werden, dass homosexuelle Männer signifikant mehr ältere Brüder haben als heterosexuelle Männer. Die Möglichkeit der Homosexualität ist bei jedem jüngeren Bruder um ein Drittel größer. Die mögliche Erklärung liegt in der maternalen Antikörperbildung. In bestimmten Fällen reagiert der Mutterkörper mit einer immunologischen Abwehrreaktion gegen die von dem Fetus abgesonderten männlichen Geschlechtshormone. Die Reaktion der Mutter könnte im Fall des männlichen Fetus die vom Androgen einzuleitende sexuelle Gehirndifferenzierung stören.

Die Untersuchungen zum aktuellen Sexualhormonspiegel bei erwachsenen hetero- und homosexuellen Männern, die von Meyer-Bahlburg (1984) meta-analytisch ausgewertet wurden, konnten in 23 von insgesamt 29 Studien keine Unterschiede im basalen Testosteronspiegel zwischen den oben genannten Gruppen zeigen.

In der psychoanalytischen Theorie ist die Entwicklung der sexuellen Orientierung primär mit den Begriffen „polymorph-pervers“ und „Bisexualität“ verbunden. Freud (1910) bezeichnet die infantile Sexualität als polymorph-pervers und konstitutionell bisexuell, womit zum Ausdruck gebracht werden soll, dass das Kind noch über keine stabile sexuelle Identität verfügt und unterschiedliche Arten des Lustgewinns praktiziert, welche teilweise an sexuelle Devianzen erwachsener Patienten erinnern und dass das Kind über eine angeborene Kapazität für heterosexuelles sowie homosexuelles Verhalten verfügt. Im Laufe der Entwicklung wird die Befriedigung des sexuellen Triebes auf angemessene gegengeschlechtliche Objekte gerichtet. Eine zentrale Rolle wird in der Entwicklung dem Ödipuskomplex bzw. Elektrakomplex zugeschrieben. Von den empirischen Forschungen zur sexuellen Orientierung, die vom psychoanalytischen Hintergrund ausgegangen sind, sind vor allem die Studien von Bieber (1962) und Bell et al. (1981) zu erwähnen. Die Ergebnisse von Bieber's Studie zu 106 homosexuellen und 100 heterosexuellen Männern haben einen auffallenden Unterschied bezüglich der höheren Effeminität der Homosexuellen sowohl in der Kindheit als auch im Erwachsenenalter entdeckt. Weitere Auffälligkeiten stellte Bieber in den Familien der Homosexuellen fest: eine dominante und überängstliche Mutter auf der einen Seite und ein schwacher, passiver, reservierter und/oder feindseliger Vater auf der anderen Seite. Diese Konstel-

lation hat Bieber in direkten Zusammenhang mit der homosexuellen Entwicklung gebracht. Seines Erachtens kommt es zur Homosexualität in Folge der Furcht vor der heterosexuellen Beziehung: die eifersüchtige von Besitzgier besessene Mutter traumatisiert ihren Sohn mit ihrem Angst einjagenden verführerischen Verhalten ihm gegenüber. Bieber bezeichnet solche Mütter als „homoseductive mother“. Aufgrund der väterlichen Absenz kommt es später zu einem erhöhten Verlangen nach ihm und im übertragenen Sinne nach anderen Männern. Trotz der starken Kritik der Stichprobe, die sich aus der homosexuellen Klientel der newyorker Psychoanalytiker rekrutiert hat, stimmen die Befunde von Bieber mit denen von anderen nicht psychoanalytisch orientierten Forschern überein. Solche Untersuchungen wurden an Personen erhoben, die sich nicht in Behandlung befanden (Friedman, 1993; Whitam und Zent, 1984). Auch Bell et al. (1981) konnten in ihrer großen Studie mit 979 homosexuellen und 477 heterosexuellen Männern und Frauen feststellen, dass es bei homosexuellen Männern im Vergleich zu heterosexuellen Männern zu einer stärkeren Ausprägung der Effeminität kommt.

Insgesamt werden die psychoanalytischen Theorien der sexuellen Orientierung ziemlich kritisch betrachtet: viele Psychoanalytiker hielten (halten) die Homosexualität für ein psychopathologisches Phänomen und von diesem Standpunkt aus untersuchten sie die sexuelle Orientierung; Konzepte der sexuellen Orientierung und der Geschlechtsidentität werden theoretisch nicht eindeutig voneinander unterschieden; das Konstrukt des Ödipus- bzw. Elektrakomplexes lässt sich nach heutigem Wissen nicht mehr aufrecht erhalten. Wie weiter im Text diskutiert werden wird, gibt es jedoch einen wichtigen Zusammenhang zwischen Entwicklung der Geschlechtsidentität und der sexuellen Orientierung.

Die Behavioristen betonen die Wichtigkeit des Lernens in der Entwicklung der sexuellen Orientierung. Sie gehen davon aus, dass Menschen über einen relativ amorphen, undifferenzierten sexuellen Trieb verfügen, der sich erst im Laufe der Ontogenese abhängig von Sozialisationsbedingungen (vor allem durch Belohnung und Bestrafung) entweder in Richtung der Heterosexualität oder Homosexualität entwickelt. Es wird u. a. die Rolle der früheren sexuellen Erfahrungen auf die Entwicklung der sexuellen Orientierung betont. Falls eine frühere sexuelle Erfahrung heterosexueller bzw. homosexueller Art als angenehm erlebt wird, entwickelt sich eine heterosexuelle bzw. homosexuelle Orientierung (das erste sexuelle Erlebnis prägt jedes weitere). Falls eine frühere sexuelle Erfahrung heterosexueller, bzw. homosexueller Art als unangenehm erlebt wird

(z. B. im Fall der Vergewaltigung), entwickelt sich eine homosexuelle bzw. heterosexuelle Orientierung.

Im Unterschied zu den Psychoanalytikern halten die Behavioristen die Homosexualität nicht primär für pathologisch. Sie gehen davon aus, dass auch die Heterosexualität nicht unbedingt angeboren ist und dass man sie genauso wie die Homosexualität erst erlernen muss. Gegen die Lerntheorie sprechen allerdings viele Argumente. Hyde (1990) erwähnt folgende: die „Vergewaltigungshypothese“ wurde nicht bestätigt, die Heterosexualität wird in der Gesellschaft eher mit Belohnungen verbunden, die Homosexualität wird nach wie vor in vielen Gesellschaften und Kulturen mit negativen Reaktionen verbunden, Homoparentalität hat keinen Einfluss auf die sexuelle Orientierung der erzogenen Kinder.

In den letzten Jahren wird die Aufmerksamkeit auf die Interaktionstheorien gerichtet. Storms (1981) entwickelte eine Theorie der sexuellen Orientierung, in der er den Grad sexueller Reife für eine kritische Variable in der Entwicklung der sexuellen Orientierung hält. Dieser Theorie nach fixiert sich die sexuelle Orientierung in früher Adoleszenz (12;0 – 15;0 Jahre), d. h. in einem Alter, in dem bei den meisten der sexuelle Trieb zum Ausdruck kommt. Die Homosexualität entsteht bei denjenigen Personen, bei denen sich der sexuelle Trieb frühzeitig mit ca. 12 Jahren äußert, also in einem Alter, in dem homosoziale Beziehungen vorherrschen. Die erotisierende Konditionierung fokussiert dann eher auf gleichgeschlechtliche Personen, mit denen man im häufigen Kontakt ist, weil die heterosexuellen Beziehungen noch nicht üblich sind. Diejenigen Personen, bei denen sich die sexuelle Orientierung später äußert, also dann, wenn heterosexuelle Beziehungen üblich sind, können ihre Erlebnisse in heterosexuelle Richtung erotisieren. Die Theorie wird durch empirische Angaben unterstützt, die belegen, dass homosexuelle Frauen gemessen am Anfang der Masturbation, sexueller Erregung und Phantasien früher sexuell reif sind als heterosexuelle Frauen. Die Theorie erklärt auch, warum es mehr homosexuelle Männer als Frauen gibt: die sexuelle Reifung erfolgt bei Männern früher und ist stärker ausgeprägt als bei Frauen.

Auch bei Bem (1996) spielt in seiner Theorie „exotic becomes erotic“ die Erotisierung der interpersonalen Beziehung beim Entstehen der sexuellen Orientierung eine wichtige Rolle. Er geht davon aus, dass biologische Variablen wie Gene, pränatale Hormone und Neuroanatomie des Gehirns nicht direkt die sexuelle Orientierung, sondern das Temperament des Kindes (Aggressivitäts- und Aktivitätsniveau) beeinflussen.

Das Temperament prädisponiert das Kind, die eine Aktivität mehr als die andere zu genießen. Manche Kinder bevorzugen daher geschlechtstypische, manche geschlechtsuntypische Aktivitäten. Diejenigen, die geschlechtstypische Aktivitäten bevorzugen, spielen überwiegend mit gleichgeschlechtlichen Freunden und nehmen Kinder des anderen Geschlechts als unähnlich, unbekannt und exotisch wahr. Diejenigen, die geschlechtsuntypische Aktivitäten bevorzugen, spielen überwiegend mit Freunden des anderen Geschlechts und nehmen die Gleichgeschlechtlichen daher als unähnlich, unbekannt und exotisch wahr. Sie fühlen sich sogar entfremdet von den gleichgeschlechtlichen Freunden. Die Gefühle der Entfremdung und Unähnlichkeit haben eine sog. erhöhte autonome Erregung (heightened autonomic arousal) zur Folge. Die Erregung, oft in Form von Angst oder Ärger, wird in späteren Jahren in eine Art erotischer/romantischer Attraktivität gegenüber Personen des als fremd wahrgenommenen Geschlechtes transformiert. Bem (1996) listet 3 Mechanismen auf, die möglicherweise die Erotisierung der erhöhten autonomen Erregung verursachen: „the extrinsic arousal effect“, „the opponent process: a homeostatic theory of affect“ und „Prägung“. Gegen diese Theorie lässt sich einwenden, dass sie streng von einer Binarität der Geschlechterrollen ausgeht und die Mechanismen der Erotisierung nicht empirisch genug nahe legt.

Die nächste und für diese Arbeit entscheidende Frage lautet: wie hängen die sexuelle Orientierung und die Geschlechtsidentität zusammen?⁵ Und wie entwickelt sich das geschlechtliche Selbstkonzept?

Die erste empirische Studie, die sich mit dem Zusammenhang zwischen der sexuellen Orientierung und der Geschlechtsidentität befasst hat, war die von Terman und Miles (1936). Das bipolare Konzept der Maskulinität und Femininität wurde hier vorgestellt. Maskulinität und Femininität wurden nicht a priori definiert, sondern sie basierten auf den Unterschieden, die in 7 Subtests bezüglich u. a. verbaler Assoziationen, emotionaler und ethischer Einstellungen, Interessen oder Meinungen zwischen Männern und Frauen festgestellt wurden. Es hat sich gezeigt, dass homosexuelle Männer mehr feminin und lesbische Frauen mehr maskulin als gleichgeschlechtliche Heterosexuelle sind. Sandfort (2005) weist allerdings darauf hin, dass Terman und Miles die homosexuellen Probanden in 3 Gruppen klassifiziert haben: aktive, passive und zweifelhafte (doubtful).

⁵ Zu den historischen Zusammenhängen siehe z. B. Sandfort (2005). Hier werden ausschließlich empirische Studien erwähnt.

Kriterium der Klassifizierung war eine rezeptive bzw. insertive Rolle beim oralen oder analen Sex. Interessanterweise sind die Gruppen von aktiven und zweifelhaften Homosexuellen aus dem Ergebnisbericht verschwunden. Weiterhin ist es nicht klar, ob die Klassifizierung vor oder erst nach der Datenerhebung eingeführt wurde. Ebenso bedenklich ist, dass die Klassifizierung nicht persönlich von Terman und Miles durchgeführt wurde. Der Zusammenhang zwischen sexueller Rolle und Persönlichkeitseigenschaften, wie Maskulinität-Femininität, ist bis heute nicht befriedigend geklärt. Gegenwärtige Studien zum sexuellen Verhalten homosexueller Männer zeigen zwar, dass die sexuelle Verhaltenspräferenz eher von der Situation und der anderen Person, mit der man gerade zusammen ist, abhängig ist als von den eigenen Persönlichkeitseigenschaften (Bell, 1999 in Sandfort, 2005). Es wurde allerdings auch festgestellt, dass bei sog. versatilen Individuen die Geschlechterstereotypen der Maskulinität und Femininität eine wichtige Rolle spielen (Carballo et al.) Wie das geschlechtliche Selbstkonzept das sexuelle Verhalten bei Heterosexuellen beeinflusst, wurde bis heute kaum erforscht.

Die Studien, die vom zweidimensionalen Konzept der Maskulinität und Femininität ausgehen, beweisen, dass homosexuelle Männer und lesbische Frauen öfter androgyn sind als Heterosexuelle. Heterosexuelle Männer sind zum großen Teil maskulin und heterosexuelle Frauen feminin oder undifferenziert (Sandfort, 2005).

Studien, die die Entwicklung von Homosexuellen und Heterosexuellen verglichen haben, stellten fest, dass Homosexuelle im Kindes- und Jugendalter oftmals Vorlieben aufweisen bzw. Tätigkeiten nachgehen, die bezüglich ihres biologischen Geschlechts geschlechtsuntypisch sind. Damit verbunden ist die Wahrnehmung, sich von seinen heterosexuellen Geschlechtsgenossen zu unterscheiden und ein Gefühl von Effeminität und extremer Unmännlichkeit (Bem, 1996; Troiden, 1989). Bei überwiegend oder ausschließlich homosexuellen Männern tritt die sog. „Störung der Geschlechtsidentität in der Kindheit“ signifikant häufiger auf als bei Männern, die sich im Erwachsenenalter hauptsächlich oder nur heterosexuell verhalten (Friedman, 1993; Green, 1985; Zucker und Green, 1992). Kinder mit dieser Diagnose sind als Jungen ausgeprägt feminin und als Mädchen ausgeprägt maskulin. Ihr Verhalten, ihre Vorlieben und Abneigungen entsprechen nicht den Standards, die unsere Kultur beiden Geschlechtern vorschreibt. Das wesentliche diagnostische Merkmal ist der dringliche und anhaltende Wunsch (oder die feste Überzeugung), zum anderen als dem angeborenen Geschlecht zu gehören, zusammen mit einer starken Ablehnung des Verhaltens, der Merkmale oder der Kleidung des

angeborenen Geschlechtes. Typischerweise zeigt sich dieses Verhalten erstmals im Vorschulalter. In der ICD-10 ist die Störung unter F64.2 geführt. Um die Diagnose stellen zu können, muss es vor Eintritt der Pubertät aufgetreten sein (Davison und Neale, 1998).

Das Gefühl prähomosexueller Jungen, nicht dazuzugehören, ist meist schon vor der vollen Entfaltung homosexueller Phantasien stark und wird durch diese noch verschlimmert. Die gestörte Geschlechtsidentität sowie die homosexuellen Phantasien, die weder wie die eines Mädchens noch eines Jungen sind und somit mit niemandem geteilt werden können, resultieren in einer nichtmännlichen Selbstpräsentanz. Das Männlichkeitsideal wird nicht erreicht. Da die Beurteilung von sich selbst als männlich in der Regel von positiven sozialen Beziehungen zu anderen männlichen Personen abhängt, wirkt sich das nichtmännliche Selbstbild bei homosexuellen Jungen negativ auf ihr Selbstwertgefühl aus (Friedman, 1993).

Viele Forscher, die vor allem vom psychoanalytischen Hintergrund ausgehen, vertreten die Meinung, dass die kindliche Störung der Geschlechtsidentität ein bedeutender Prädiktor für eine vornehmliche oder ausschließliche Homosexualität ist. Theoretisch ist dieses Phänomen bezüglich seiner Kausalität noch nicht eindeutig geklärt. Familienuntersuchungen und Untersuchungen zum geschlechtsspezifischen Verhalten hinsichtlich ihres möglichen Einflusses auf die sexuelle Orientierung weisen darauf hin, dass die Familie in erster Linie das geschlechtliche Selbstkonzept beeinflusst und die sexuelle Orientierung an sich nur indirekt (Friedman, 1993). Unmännliche oder feminine Jungen werden in unserer Gesellschaft nach wie vor eher von Frauen als von Männern soziale Akzeptanz erfahren. Von Männern innerhalb und außerhalb der Familie werden sie wahrscheinlich abgelehnt und zurückgewiesen. Die Zurückweisung scheint häufig auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Die wichtigste Person dieser Dynamik zwischen Zurückweisen und Zurückgewiesenwerden ist gleichwohl der Vater des Jungen. Es kommt oft zu einer distanzierten Beziehung zwischen Vater und Sohn, und einer sehr enger Mutter-Sohn-Beziehung.

Vertreter der Lerntheorie (Green, 1987) schreiben den Müttern ebenso eine aktive Rolle bei der Ausbildung femininer Interessen ihrer Söhne zu. Die Mütter dieser Söhne wünschen sich intensiv eine Tochter und verstärken selektiv alle femininen Verhaltensweisen und Interessen ihrer Kinder. Die empirischen Befunde sind jedoch widersprüchlich. Ein Konsensus herrscht jedoch hinsichtlich elterlicher Toleranz und Unterstützung

gegenüber den geschlechtstuntypischen Verhaltensweisen bei Kindern mit Störungen der Geschlechtsidentität in der Kindheit im Vergleich zu Familien, wo die Störung nicht vorkommt (Lytton und Romney, 1991).

Es gibt sehr wenige Forschungsarbeiten, die sich mit biologischen Korrelaten der Störung der Geschlechtsidentität in der Kindheit beschäftigen. Z. B. sind molekulargenetische Forschung, Forschung pränataler Geschlechtshormonen und neuroanatomischer Strukturen bei Kindern mit Störung der Geschlechtsidentität aus praktischen und ethischen nicht möglich. Man kann nur auf indirekte Beweise des Einflusses von pränatalen Hormonen auf geschlechtstypisches/untypisches Verhalten und Aktivitätsspiegel schließen. Im Einklang mit der Theorie der sexuellen Orientierung von Bem (1996) konnte nachgewiesen werden, dass Jungen mit Störung der Geschlechtsidentität aggressive und kämpferische Spiele (rough and tumble play) vermeiden und ein niedrigeres Aktivitätsniveau aufweisen als Kontrollgruppen. Das Gegenteil kann man bei Mädchen mit Störung der Geschlechtsidentität beobachten (Zucker und Green, 1992). Dies kann allerdings auch seitens der sozialen Umgebung beeinflusst werden. Die zweite Linie der biologischen Forschung der Geschlechtsidentität zeigt, dass Jungen mit Störung der Geschlechtsidentität ein Defizit hinsichtlich von Raumvorstellung im Vergleich mit Kontrollgruppe haben (Zucker, 1995). Bei den räumlichen Fähigkeiten wurde die biologische Prädisposition gesichert. Die dritte Forschungslinie zeigt, dass Jungen mit Störung der Geschlechtsidentität aus einer größeren Zahl von Brüdern stammen und später geboren werden. Diese Befunde wurden auch bei homosexuell orientierten transsexuellen Männern festgestellt. Dies wird bei manchen Autoren für den Beweis der Kontinuität der Störungen der Geschlechtsidentität in Kindheit und Erwachsenenalter gehalten (Blanchard und Sheridan, 1992). Eine größere Anzahl von Brüdern wird jedoch nicht bei den homosexuellen Männern ohne Störung der Geschlechtsidentität beobachtet. Homosexuelle Männer allgemein gehören allerdings zu den später geborenen Kindern (Blanchard et al., 1997). Es besteht also eine Teilkonvergenz zwischen der Geschlechtsidentitätsstörung und Homosexualität in Hinblick auf die biodemografischen Variablen.

Eine der neusten Herangehensweisen, die sich empirisch mit dem Verhältnis zwischen der Geschlechtsidentität (durch die geschlechtsbezogenen Eigenschaften definiert) und der sexuellen Orientierung auseinandersetzt, ist die sog. „gender diagnosticity“ (GD) von Lippa (2000). Die GD bezieht sich auf die Bayesianische Wahrscheinlichkeit. Die Bayesianische Formel beschreibt die Wahrscheinlichkeit, dass ein Ereignis

E auf eine bestimmte Ursache U zurückzuführen ist - vorausgesetzt, man kennt die absolute Wahrscheinlichkeit von E und U und die Wahrscheinlichkeit von E, falls U vorliegt. Es wird davon ausgegangen, dass es sich auf Grund der geschlechtsbezogenen Indikatoren vorhersagen lässt, ob ein Individuum ein Mann oder eine Frau ist. Lippa konnte mit Hilfe einer bipolaren Skala, die spezifische geschlechtsbezogene Interessen, Hobbies und Berufe erfasst, Männer und Frauen, Hetero- und Homosexuelle klar von einander unterscheiden. Die Präferenzen der homosexuellen Männer waren denen der heterosexuellen Frauen ähnlicher als denen der heterosexuellen Männer. Lesbische Frauen hatten ähnlichere Präferenzen im Vergleich zu den heterosexuellen Männern als zu heterosexuellen Frauen. Das Muster der Berufs- und Interessenpräferenzen, das die homosexuellen Männer von den heterosexuellen Männern differenziert (und die lesbischen Frauen von den heterosexuellen Frauen) ist genau dasselbe, das auch Männer von Frauen differenziert. Weiterhin konnte gezeigt werden, dass die GD eine höhere Vorhersagekraft als die Skalen der Instrumentalität - Expressivität und der selbstzugeschriebenen Maskulinität – Femininität (self-ascribed masculinity – femininity) hat. Die Befunde sind somit mit biologischen Theorien mehr konsistent als mit psychosozialen Theorien.

Obwohl die ätiologischen Grundlagen der sexuellen Orientierung und der Geschlechtsidentität noch nicht eindeutig geklärt ist, weisen die Befunde auf eine gewisse gemeinsame biologische Basis im Sinne der Prädisposition hin. Höchstwahrscheinlich besteht ein Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Geschlechtsidentität in der Kindheit und späterer Homosexualität. Da die Angaben über die Zahl der homosexuellen Entwicklungen bei Kindern mit Störung der Geschlechtsidentität zwischen ein bis zwei Dritteln variieren, kann man von der psychosozialen Mitverursachung ausgehen. Die Frage nach der Kausalität bleibt jedoch offen. Auf jeden Fall bestimmt die sexuelle bzw. heterosexuelle Entwicklung die Art und Weise, wie sich ein Individuum wahrnimmt, bewertet, zu anderen Personen bezieht und sein Leben gestaltet.

2.5.3.2 *Transsexuelle Identität*

Bei den Individuen mit einer transsexuellen Identität besteht ein Wunsch, als Angehöriger des anderen Geschlechtes zu leben und anerkannt zu werden. Dieser geht meist mit Unbehagen oder dem Gefühl der Nichtzugehörigkeit zum eigenen anatomischen Ge-

schlecht einher. Es besteht der Wunsch nach chirurgischer und hormoneller Behandlung, um den eigenen Körper dem bevorzugten Geschlecht soweit wie möglich anzugleichen. Männer mit transsexueller Identität (Frau-zu-Mann Transsexuellen, weiter FzM TS) kommen mit einem weiblichen anatomischen Geschlecht auf die Welt, Frauen mit transsexueller Identität (Mann-zu-Frau Transsexuellen, weiter MzF TS) hingegen kommen mit einem männlichen anatomischen Geschlecht auf die Welt. Ihre Kerngeschlechtsidentität entwickelt sich allerdings invers zu dem jeweiligen anatomischen Geschlecht und wird mit dem Gefühl im „falschen“ Körper geboren zu sein kennzeichnet. Bei manchen Transsexuellen ist das Gefühl schon mit 3 Jahren vorhanden. Die weitere psychosexuelle Entwicklung verläuft gleich oder sehr ähnlich wie die psychosexuelle Entwicklung von Angehörigen des anderen (ihrem biologischen Geschlecht entgegengesetzten) Geschlechts (Wahl von Spielzeug und Tätigkeiten; Präferenz des Umgangs mit Gleichaltrigen des „Identifikationsgeschlechtes“; geschlechtsspezifische Kleidung ausgerichtet am „Identifikationsgeschlecht“).

Laut dem ICM-10 wird die transsexuelle Identität als Transsexualismus bezeichnet und unter der Diagnose F64.0 geführt. Die diagnostischen Leitlinien sind folgendermaßen:

- A Die Betroffenen haben den Wunsch, als Angehörige des anderen Geschlechtes zu leben und als solche akzeptiert zu werden, in der Regel verbunden mit dem Wunsch, den eigenen Körper durch chirurgische und hormonelle Behandlungen dem bevorzugten Geschlecht anzugleichen.
- B Die transsexuelle Identität besteht andauernd seit mindestens zwei Jahren.
- C Der Transsexualismus ist nicht Symptom einer anderen psychischen Erkrankung, wie z.B. einer Schizophrenie und geht nicht mit einer intersexuellen, genetischen oder Chromosomenaberration einher.

Im Einzelnen muss differentialdiagnostisch beim Wunsch nach der geschlechtsangleichenden Operation v.a. an folgende Entwicklungen und Störungen gedacht werden, die mit einer (passageren oder partiellen) transsexuellen Symptomatik einhergehen und (als psychopathologische Entwicklungen) ineinander übergehen können:

1. Homosexuelle Entwicklungen, insbesondere konflikthafte und stark abgewehrte

2. Transvestitische Entwicklungen im Sinne einer sexuellen Perversion oder Paraphilie
3. Psychotische Entwicklungen, insbesondere mit einer sich manchmal erst auf diese Weise zeigenden paranoiden oder halluzinatorischen Symptomatik
4. Frühe und schwere Persönlichkeitsstörungen, z.B. Borderlinepathologien mit einer bizarren Symptomatik
5. Neurotische und Adoleszenzkonflikte mit einer Konfusion der Geschlechtsidentität
6. Psychopathologisch eher unauffällige „kulturelle“ Konfusionen und Überschreitungen der Geschlechtsrollen, z.B. mit transsgenderistischer Geschlechtsdysphorie
7. Organische Erkrankungen wie ein intersexuelles Syndrom oder eine Temporallappenerkrankung

Sigusch (1997) weist darauf hin, dass klinisch-diagnostisch die deskriptiv-phänomenologischen Leitsymptome jedoch nicht von entscheidender Bedeutung sind, sondern einerseits der sog. Alltagstest (full-time real life test) der Betroffenen, also das Leben in der intendierten Geschlechtsrolle über eine längere Zeit, und zwar nicht nur in geschützten sozialen Räumen, privat und intim, sondern öffentlich und im Beruf, und andererseits der Verlauf einer therapeutischen Beziehung, durch die am ehesten eine andere als transsexuelle Entwicklung ausgeschossen werden kann.

Die Standards der Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen gehen auf die Standards der Behandlung der Geschlechtsidentitätsstörungen („The Standards of Care For Gender Identity Disorders“) die von der „Harry Benjamin International Gender Dysphoria Association“ erarbeitet wurden, zurück. Die gesetzlichen Änderungen, die mit der geschlechtsangleichenden Operation einhergehen, werden in Deutschland im sog. Transsexuellengesetz (TSG) geregelt.

Angaben zur Prävalenz des Transsexualismus schwanken zwischen 1:10 000 bis 1:100 000 für MzF TS und 1:30 000 bis 1:400 000 für FzM TS. Der niederländische Forscher Bakker (1993 in Sigusch, 1997) schätzt die Prävalenz auf 8,4:100 000 für MzF TS und 3,3:100 000 für FzM TS. In Deutschland (alte BRD) geht man von der Prävalenz 2,4:100 000 für MzF TS und 1,0:100 000 für FzM TS aus (Sigusch, 1997).

Die Ätiologie des Transsexualismus bleibt unklar. Die biologische Forschungslinie konzentriert sich auf genetische, endokrinologische und neurophysiologische Faktoren.

Auf dem Gebiet der genetischen Forschung konnte keine signifikante Auffälligkeit festgestellt werden. Die Prävalenz der genetischen Aberration unter den Transsexuellen entspricht der Verteilung in der gesamten Population (Cohen-Kettenis et al., 2007; Fajkowska-Stanik, 2001; Sigush, 2001).

Die endokrinologischen Studien bringen keine eindeutige Antwort auf die Frage der transsexuellen Ätiologie. Am vielversprechendsten sind die Arbeiten von Dörner und seinen Mitarbeitern (1991) oder von Gooren (1990, 2006). Beide Autoren einigen sich darauf, dass Hypothalamus und Amygdala die Hauptgehirngebiete sind, die für die sexuelle Differenzierung verantwortlich sind. Innerhalb dieser Gebiete werden drei voneinander relativ unabhängige Zentren der Sexualität vorausgesetzt: Zentrum für einen maskulinen bzw. femininen Typ der Sekretion von Gonadotropin; Zentrum für die sexuelle Orientierung und Zentrum für die sexuelle Rolle.⁶ Die Organisation dieser Gebiete soll vom Spiegel der Geschlechtshormone und Neurotransmitter in kritischen Entwicklungsperioden während der Schwangerschaft abhängig sein. Änderungen im Spiegel der spezifischen Geschlechtshormone sollen zu dauerhaften strukturellen oder biochemischen Änderungen der mit Verhaltensvariation in der sexuellen Rolle oder sexuellen Orientierung verbundenen Gehirngebiete führen. Der Androgenspiegel ist für die maskuline Organisation der sexuellen Zentren des Gehirns verantwortlich. Bei einem weiblichen Fötus soll das Gehirn in Folge der Überproduktion von Androgenen durch die Nebennieren als maskulin organisiert werden können. Bei einem männlichen Fötus wiederum soll das Gehirn in Folge der Unterproduktion der Androgenen durch die Hoden weiblich organisiert werden. Die Ursache der Über- oder Unterproduktion des Androgens soll in einer enzymatischen Störung liegen, die als Folge des mütterlichen Stresses entstehen soll. Die Studien stoßen allerdings auf Mängel in der Stichprobengröße (meistens $N < 10$) und der Heterogenität der Stichproben. Hier sind weitere Forschungen erforderlich.

Die neurophysiologischen Untersuchungen weisen auf Unregelmäßigkeiten in den EEG Befunden bei einem Drittel der Transsexuellen hin. Die Unregelmäßigkeiten beziehen sich vor allem auf den Schläfenlappen (Ross, 1986). Der Schläfenlappen ist u. a. für sexuelle Erregung und Orgasmus zuständig. Zhou et al. (1995) berichten über eine weibliche Gehirnstruktur bei den MzF TS. Sie haben herausgefunden, dass das Volu-

⁶ Hier wird die originelle Terminologie von Dörner et al. benutzt. Der Terminus „sexuelle Rolle“ entspricht nicht der in der Sozialpsychologie üblichen Definition der sexuellen-, bzw. Geschlechterrolle.

men der „bed nucleus of stria terminalis“ (BSTc)⁷ bei heterosexuellen Männern um 44% größer als bei heterosexuellen Frauen sei, und dass diese Region bei MzF TS der Größe entspreche, die bei den biologischen Frauen üblich sei. Die Größe von BSTc bei den MzF TS entsprach nur zu 52% der bei entsprechenden Männern gefundenen und nur zu 46% des BSTc von homosexuellen Männern. Die Größe des BSTc soll nicht durch Sexualhormone im Erwachsenenalter beeinflusst und außerdem unabhängig von der sexuellen Orientierung sein. Die Ergebnisse sind jedoch mit großen methodischen Unreinheiten verbunden: die Stichproben der Studie sind extrem klein (6 MzF TS Probanden), manche Probanden starben an den Folgen gravierender Erkrankungen wie adrenaler Tumor oder AIDS, alle untersuchten Transsexuellen wurden mit Östrogen und dem antiandrogenen Cyproteronacetat behandelt, was zu den Änderungen des BSTc führen konnte. Auf den Zusammenhang zwischen dem Transsexualismus und der Organisation der Gehirnhalbkugeln weisen auch die Studien hin, die sich mit der Lateralität befassen. Dörner et al. (1995) stellen einen höheren Anteil an Linkshändern unter Transsexuellen im Vergleich mit einer nichttranssexuellen Gruppe fest. Die Linkshändigkeit soll durch einen erhöhten Testosteronspiegel während der pränatalen Entwicklung verursacht werden. Dörner hypothesiert, dass der Transsexualismus sowie die Linkshändigkeit durch den Einfluss der Geschlechtshormone auf die Gehirnfunktion während der pränatalen Entwicklung entstehen. Diese Hypothese bezieht sich allerdings eher auf FzM TS als MzF TS.

Die psychologische Forschungslinie zielt auf Familienhintergrund und intrapsychische Faktoren ab. Der Transsexualismus wird als Resultat der Familienpathologie im ersten Fall und als Resultat bestimmter intrapsychischer Konflikte im zweiten Fall verstanden.

⁷ BSTc ist ein Teil des Hypothalamus, in dem viele Forscher eine Art Steuerzentrale des Sexualverhaltens sehen. Aus Tierversuchen geht hervor, dass der BSTc eine essentielle Rolle im Geschlechtsverhalten von Nagern spielt. Es wurden nicht nur Östrogen- und Testosteronrezeptoren im BST gefunden, es existiert auch ein größeres Zentrum für Aromatase im sich entwickelnden Rattenhirn. Auch sind reziproke Verbindungen zwischen Hypothalamus, BSTc und Amygdala in Tierversuchen gut dokumentiert. Desweiteren wurden geschlechtliche Unterschiede in Größe und Zellenanzahl im BST von Nagern beschrieben, die während ihrer Entwicklung mit Geschlechtshormonen beeinflusst worden waren. Ferner wurde berichtet, dass ein bestimmter caudaler Anteil des BSTc (BNST-dspm) bei Männern zweieinhalb mal größer ist als bei Frauen (Zhou, 1995).

Aus dem Kreis der Familienpathologie ist der Prozess der Individuation-Separation hervorzuheben. Nach Stoller (1985) kann der FzM TS unter folgender Familiendynamik entstehen: die Mutter des weiblichen Kindes ist nicht in der Lage; Nähe zu ihrem Kind aufzubringen; sie ist körperlich und emotional schwer erreichbar. Dies kann häufig durch eine psychische Erkrankung, vorwiegend Depression, bedingt sein. Der Vater fördert ebenso die weibliche Entwicklung der Tochter nicht. Stattdessen ermutigt er sie, mit ihm gemeinsam seine männlichen Interessen zu teilen. Die Familie strebt an, aus der Tochter einen Ersatzehemann zu machen, der die Depression der Mutter auffangen soll, eine Aufgabe, der sich ihr richtiger Ehemann entzieht. Etwa im Alter von sieben Jahren hat sich eine ausgeprägte männliche Geschlechtsidentität entwickelt. Im Fall des MzF TS besteht von Geburt an eine enge Symbiose zwischen der Mutter und ihrem Sohn. Das Fortdauern der Symbiose verhindert die Entsetzung und Lösung des ödipalen Komplexes. Von dieser innigen Mutter-Sohn-Symbiose bleibt die übrige Welt ausgeschlossen. Dem Vater kommt generell eine sekundäre Bedeutung zu. Er ist ein passiver, distanzierter Mann. Um Männlichkeit entwickeln zu können, müsste sich der Junge aus dieser Symbiose herausbewegen, sich von dem weiblichen Körper und der weibliche Psyche der Mutter trennen. Kann dieses durch die Anstrengungen der Mutter, die Symbiose aufrechtzuerhalten, nicht geschehen, wird die primär vorhandene Weiblichkeit des Jungen verstärkt, und es kommt zu typisch weiblichen Verhaltensweisen. Das Entstehen des Transsexualismus wird hier als Resultat der Übertragung eines Geschlechtsidentifikationsmusters zwischen Generationen verstanden. Den Müttern der MzF TS ist von ihren Müttern vermittelt worden, dass Weiblichkeit nichts Wertvolles darstellt. Die Männlichkeit des Sohnes konnte durch solche Mutter daher nicht gefördert werden, weil sie ihn um seine Männlichkeit beneidet und mit ihm rivalisieren will. Nur die weiblichen Züge des Sohnes wurden belohnt.

Beiträge von Mahler und Jacobson zu transsexuellen Entwicklungen wurden bereits im Kapitel 3.2.1.3 geschildert.

Es gibt wenige empirische Studien, die sich mit der Familienpathologie bei Transsexuellen ausführlich auseinandersetzen. Die meisten Berichte, die sich mit dem Thema beschäftigen, stützen sich auf Fallstudien und klinische Beobachtungen und können somit nicht als repräsentativ berücksichtigt werden. Bisherige Arbeiten auf dem Gebiet zeigen, dass Transsexuelle im Vergleich mit einer nicht-transsexuellen Kontrollgruppe ihre Eltern zurückhaltender, ablehnender und wenig liebender wahrnehmen (Polańczyk,

1997). Zu denselben Ergebnissen kamen auch Cohen-Kettenis und Arriental (1990). Darüber hinaus haben sie festgestellt, dass Transsexuelle die Ehe ihrer Eltern als misslungen und unglücklich beschreiben. Dies hat auch Fajkowska (1992) gefunden. Transsexuelle wuchsen häufiger in einer dysfunktionalen Familie oder nur bei einem Elternteil auf als Männer und Frauen aus einer nicht-transsexuellen Kontrollgruppe. MzF TS beschreiben die Väter als Feinde und eher submissiv, Mütter als dominant und stark (Šípová und Brzek, 1985). Komplementär zu den Befunden von Blanchard (1997) haben Zucker et al. (1998) festgestellt, dass die FzM TS öfter jüngere Schwestern oder ältere Brüder haben. Weiterhin beweisen Zucker und Green (1993), dass Eltern der Kinder mit Störung der Geschlechtsidentität sich ein Kind des anderen Geschlechts gewünscht haben. Dieser Wunsch ist öfter bei Müttern als bei Vätern vorhanden. Beide Eltern tolerieren und fördern allerdings die geschlechtsuntypische Verhaltensweise bei ihren Kindern.

Interessant sind die Befunde von Fajkowska-Stanik (2001), die vor dem Hintergrund der systemischen Theorie der Palo Alto Schule die Übertragung der Verhältnismuster zwischen den Generationen bei Familien mit FzM TS (N=30) untersucht hat. Es wird davon ausgegangen, dass die Ich-Struktur von Kultur, Gesellschaft und Familie geprägt wird. Geschlecht wird als eine zentrale Kategorie der Ich-Struktur angesehen. Die Entwicklung der Geschlechtsidentität wird durch Übertragung der kulturellen Muster und gesellschaftlichen Erwartungen an Männer und Frauen im Rahmen der Familie von Generation zu Generation beeinflusst. Es wurden folgende spezifische Charakteristiken der Familien mit einem FzM TS Mitglied im Vergleich zu Familien ohne ein TS Mitglied festgestellt: ein pathologisches Separationsmuster (die Mütter der FzM TS erlauben ihren Töchtern nicht, sich zu verselbständigen und ihr eigenes Leben zu führen; statt dessen versuchen sie, ihre Töchter an sich zu binden, indem sie ihre transsexuelle Wünsche fördern, die sie selbst eins hatten), spezifische Abwehrmechanismen (es geht um in der Familie vorhandenen Mythen über Harmonie und Erlösung; der Harmoniemythos soll die familiäre Dysfunktion tarnen, der Erlösungsmythos bezieht sich auf die Bemühung der Familie einen Familienmitglied zu finden, der die Ziele erreicht, die die anderen Familienmitglieder nicht erreichen können – z. B. die transsexuelle Tochter beschützt und kümmert sich um ihre Mutter und versichert somit den Vater, dass es einen Mann im Haushalt gibt, der ihn vertritt), ein niedriges Niveau der Individuation und Autonomie weiblicher Familienmitglieder (gegenseitige Abhängigkeit der Axe Groß-

mutter-Mutter-Tochter und deren Abgrenzung von den männlichen Familienmitgliedern sowie die Verslossenheit der ganzen Familien gegenüber Umwelt), ein niedriges Niveau der Differenzierung des „Ich“ (die Rationalität und Emotionalität sind bei FzM TS konfus, eigenes Verhalten und Reaktionen hängen vom aktuellen emotionellen Zustand ab, eigene Bedürfnisse und Autonomie werden zugunsten anderer Familienmitglieder unterdrückt – im Fall der FzM TS zugunsten der Mütter), Fusion (es besteht eine starke symbiotische Bindung zwischen den Müttern und ihren transsexuellen Töchtern ohne Teilnahme des Vaters, in der die Mütter ihre eigene persönliche und verhältnismäßige Unreife auf ihre Töchter projizieren. Der Bindungsmuster besteht bereits seit mehreren Generationen. Töchter werden Partner von ihren Müttern), dysfunktionale Familienkoalitionen (Koalition zwischen der Mutter und Tochter, die seitens der Mutter entsteht; gestörtes Verhältnis zwischen der Mutter und dem Vater).

Die Studien, die die intrapsychischen Faktoren bei Transsexuellen untersucht haben, stoßen auf die Frage, ob die bei den Persönlichkeiten der Transsexuellen festgestellten Auffälligkeiten im Vergleich mit einer nicht-transsexuellen Kontrollgruppe Folge oder Förderfaktor bzw. Ursache der Geschlechtsidentitätsstörung sind. Bodlund et al. (1993) hat bei Transsexuellen einen hohen Grad an gesellschaftlicher Anpassungsunfähigkeit, Alkoholismus, Ängstlichkeit sowie Persönlichkeitsstörungen vom Typ antisozial, paranoid und bordeline festgestellt. Die Häufigkeit der Persönlichkeitsstörungen wird bei Transsexuellen mit 26%, bei psychiatrischen Patienten mit 60% und bei der Population allgemein mit 10% angegeben (Fajkowska-Stanik, 2001). Burnard und Ross (1986) haben Transsexuelle einer umfangreichen Testbatterie (u.a. Rorschach, MMPI, TAT, WAIS) mit folgenden Ergebnissen unterzogen: hoher Grad an Persönlichkeitsstörungen, Paranoia und Ängstlichkeit, niedrige Steuerungs- und gesellschaftliche Anpassungsfähigkeit. Devor (1994) bringt Transsexualismus mit der dissoziativen Störung⁸ in Zusammenhang. Er hält Transsexualismus für eine extreme Form der dissoziativen Reaktion auf physische Misshandlung in der Kindheit. Rund 60% der von ihm untersuchten FzM TS, die aus einer nicht-klinischen Stichprobe rekrutiert wurden, geben physische,

⁸ Das allgemeine Kennzeichen der dissoziativen oder Konversionsstörungen besteht in teilweisem oder völligem Verlust der normalen Integration der Erinnerung an die Vergangenheit, des Identitätsbewusstseins, der Wahrnehmung unmittelbarer Empfindungen sowie der Kontrolle von Körperbewegungen. Der Funktionsverlust ist offensichtlich Ausdruck emotionaler Konflikte oder Bedürfnisse (Davison und Neale, 1998).

emotionelle oder sexuelle Misshandlung in der Kindheit seitens ihrer Eltern (öfter seitens ihrer Väter) an.

Was ist nun über Transsexuelle hinsichtlich ihres geschlechtlichen Selbstkonzepts bekannt?

Pfäfflin (1993) zeigt in seiner Studie zur Entwicklung des Selbstbildes bei Transsexuellen im Laufe der geschlechtsangleichenden Operation, dass sie sich vor und während der Behandlung ihren Selbstbildern bezüglich Geschlechterstereotypen den Bezugsgrößen für das jeweilige Identifikationsgeschlecht näher sehen als den Bezugsgrößen, die ihrem anatomischen Geschlecht entsprechen. Im Laufe der Behandlung erfolgt eine Annäherung des Selbstbildes an das Idealbild. Bei Probanden mit abgeschlossener Behandlung findet man signifikant eine für das jeweilige Identifikationsgeschlecht stereotypische stärkere Merkmalausprägung. Fleming et al. (1984, 1980) findet mit Hilfe von Personal Attributes Questionnaire - PAQ (Spence et al., 1974) keine signifikanten Unterschiede zwischen FzM TS in der Höhe des Maskulinitätsscore, jedoch im Vergleich mit heterosexuellen Männern einen signifikant höheren Femininitätsscore bei der TS Gruppe.

Die Transsexuellen bemühen sich also um eine größtmögliche Anpassung an die Rolle ihres Identifikationsgeschlechts und wollen somit dem Geschlechterstereotyp entsprechen. Dies geht mit gewissem Konservatismus bezüglich der Normen der Geschlechterrollen einher. Weiss (1998) oder Sapiro (1991) belegen in ihren Studien, dass die Transsexuellen bezüglich der Normen der Geschlechterrollen konservativer sind als Männer und Frauen. Shapiro (1991) bemerkt: „Transsexuals are, in fact, ‘more royalist than the king’, in matters of gender” (S. 253).

2.6 Zusammenfassung

Geschlechtsidentität stellt ein biopsychosoziales Phänomen dar. Im Rahmen dieses Konzepts unterscheidet man sex vs. gender bzw. geschlechtsspezifische vs. geschlechtstypische Eigenschaften.

Es wurden klassische psychologische Theorien vorgestellt, die sich auf die Genese von Teilaspekten der Geschlechtsidentität konzentrieren. Die Prozesse, die beim Aufbau der Geschlechtsidentität ablaufen, sind hoch komplex und integrativ. Sie sind interaktiv,

wie die psychodynamischen Theorien betonen, beinhalten jedoch eine passive Seite, die von den Vertretern des biologischen Determinismus und der Sozial-Lerntheorie betont wird, sowie eine aktive Seite, die von der kognitiven Entwicklungstheorie und von Informationsverarbeitungs-Theorien herausgestellt wird. Darüber hinaus lässt sich die Entwicklung der psychosozialen Geschlechtsidentität von der Entwicklung der Ich-Identität und kulturell-historischen sowie kontextuellen Einflüssen nicht trennen. Es scheint also unmöglich, eine universale Geschlechtsidentitätstheorie zu entwickeln.

Anstatt der traditionellen Teilung auf biologische und psychosoziale Theorien wurde bei der Darstellung der ontogenetischen Perspektive der Geschlechtsidentität und deren Zusammenhang mit der sexuellen Orientierung und Transsexualität von dem integrativen Prozessmodell von M. Trautner (1991) ausgegangen.

Es wurden die individuellen Komponenten der Geschlechtsidentität ausführlich vorgestellt und deren vermittelte biologische sowie direkte psychosoziale Determination diskutiert. Ferner wurde erläutert, wie die biologischen Faktoren (sexuelle Orientierung und Transsexualität) die biographischen Daten im persönlichen Selbstkonzept und somit auch sekundär die Variation der Konformität gegenüber den geschlechtstypischen Eigenschaften (Geschlechtsstereotypen) und Geschlechterrollen beeinflussen.

3 Identität und Selbstkonzept

3.1 Einführung

Identität äußert „the totality of self’s experiences of being-in-the-world, including experiences of numerous other agents in sociohistorical context, such that self’s presentation of identity at any moment in the expression of the continuity between past biography and future aspiration“ (Weinreich, 2003, S. 21-22). Diese Definition weist auf die Komplexität, innere Mehrdeutigkeit und Integrität des Begriffes Identität hin.

Bereits im Jahre 1890 beschrieb Williams James die Identität als einen Prozess und zugleich als Struktur. Der prozessuale Aspekt der Identität bezieht sich auf die Art und Weise des Identitätsaufbaus. Vor allem werden die Kontinuität und die Dynamik der Aufbauprozesse in Laufe des gesamten Lebenszyklusses betont. Der strukturelle bzw. inhaltliche Aspekt der Identität bezieht sich auf das Resultat der Aufbauprozesse. Inhaltlich lässt sich die Identität als dynamische Konfiguration und kontextuelle Hierarchie von Eigenschaften und Verhaltensmuster definieren, wie sie durch das Selbst (Ich-Identität, persönliche Identität) und durch andere (öffentliche oder soziale Identität) wahrgenommen und verbalisiert wird.

Bačová (1997) grenzt die Identität eines Individuums in drei Rahmen der Selbstdefinierung ab: intrapersonal, interpersonal und sozial. Alle Ebenen der Selbstdefinierung beinhalten die prozessualen sowie die inhaltlichen Aspekte der Identität.

Aus intrapersonaler Sicht ist die Identitätsstruktur bzw. der Identitätsinhalt Resultat der Prozesse der Introspektion und Selbstkonstruktion zusammen mit der Suche, Wahl und Internalisierung persönlicher „Ideologie“. Identität stellt das Bewusstsein eigener Ganzheitlichkeit, Authentizität, Kontinuität und Stabilität bezogen auf internalisierte persönliche Werte und Normen dar.

Interpersonal entwickelt sich die Identität durch den Prozess der Identifikation mit sozialen Rollen. Die sozialen Rollen dienen zur Selbstpräsentation und zur Abgrenzung des Verhältnisses zu anderen.

Der soziale Rahmen der Selbstdefinierung bestimmt die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen, unabhängig davon, ob man in eine Gruppe geboren wird oder die Gruppenzugehörigkeit eine Sache der Wahl ist, sowie die Einstellung zur jeweiligen Gruppe.

Teilbereiche der Identität eines Menschen sind das Selbstkonzept, das Selbstwertgefühl und die Kontrollüberzeugung (Frey und Haußer, 1987). Während sich der Begriff der Identität auf das Erlebnis eigener Authentizität, Kontinuität und Einzigartigkeit bezieht, stellt der Begriff des Selbstkonzepts den reflexiven Teil der Identität dar. Das Selbstkonzept bezeichnet den kognitiven Inhalt und die Struktur der bewussten Selbstreflexion, auf deren Grundlage man ein Verhältnis zu sich selbst aufbaut: „Self-concept represents complex perceptions that we have of ourselves, our abilities, beliefs, attitudes, skills, goals, aspirations, and niche in the social world, as well as our feelings about and evaluations of each of these aspects“ (Jones et al., 1979; S. 487). Das Individuum entwirft ein Konzept (Bilder) von sich nach den Fragestellungen: Wer / Was / Wie bin ich? Einfach ausgedrückt kann man unter Selbstkonzept das im Langzeitgedächtnis gespeicherte Wissen eines Menschen über sich selbst verstehen. Nach Tajfel (1981) besteht das Selbstkonzept einer Person aus der Repräsentation individueller persönlicher Merkmale sowie der Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen.

Unterschiedliche selbst-relevante Informationen werden im Selbstkonzept je nach ihrem Inhalt und ihrer Bedeutung in kognitiven Strukturen sog. Selbst-Schemata organisiert. Für ein Individuum ist das Selbst-Schema eine Richtlinie dafür, welche Informationen in der Umgebung als selbst-relevant und wichtig wahrgenommen werden (Markus et al., 1982). Inhaltlich werden die Informationen oft nach den Attributen einer selbst-relevanten Rolle (ich als Student, ich als Mutter u. ä.) organisiert. Den Rollen misst man unterschiedliche Bedeutung bei. Manche Vorstellungen von sich selbst können subjektiv als sehr wichtig und relativ stabil wahrgenommen werden, sie stehen also im Zentrum des Selbstkonzepts - sie werden als salient bezeichnet – manche stehen am Rande des Denkens über sich selbst, sind nicht salient und werden nur unter gewissen Bedingungen reflektiert und aktiviert (Macek, 1997). Aus der Sicht der zeitlichen Perspektive und in Anlehnung an die Identitätsdefinition von Weinreich (2003) am Anfang dieses Kapitels kann man über Selbstkonzept bzw. Selbst in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sprechen. Dem zukünftigen Selbstkonzept kann man das ideale Selbst (ideal self) und das geforderte Selbst (ought self) zuordnen. Im ersten Fall handelt es sich um eine Vorstellung des Individuums darüber, wie es sein möchte, im zweiten Fall um eine Vorstellung des Individuums darüber, wie es sein sollte. Ogilvie (1987) spricht vom unerwünschten Selbst (undisired self) und weist darauf hin, dass man es nicht auf

eine einfache Negation des idealen Selbst reduzieren kann. Es weist oft eine unterschiedliche Struktur und einen unterschiedlichen Inhalt sowie subjektive Bedeutung auf.

Die kognitive Repräsentationsebene der eigenen Person - das Selbstkonzept - ist stets mit Emotionen verbunden und somit eng mit einer affektiv-evaluativen Repräsentationsebene der eigenen Person assoziiert, nämlich dem Selbstwertgefühl. Das Selbstwertgefühl bildet die emotionale Komponente der Identität und besteht in der Einschätzung der eigenen Person und der eigenen Fähigkeiten und der Abschätzung des eigenen Werts. Laut der Selbstdiskrepanztheorie (Higgins, 1987) resultiert das Selbstwertgefühl aus dem Vergleich der vermeintlichen subjektiven Fähigkeiten mit den Anforderungen, mit denen sich die Persönlichkeit konfrontiert sieht. Die Diskrepanzen zwischen dem realen und dem idealen bzw. geforderten Selbst beeinflussen unseren Selbstwert. Entscheidend ist die subjektive Gewichtung der wahrgenommenen Anforderungen. Außer dem Selbstideal ist für das Selbstwertgefühl auch die Meinung der Personen, die einen Einfluss auf das Individuum haben wichtig – der wichtigen Anderen (significant others), wie auch die Interpretation des eigenen Verhaltens und des Verhaltens der wichtigen Anderen.

Die Basis eines gesunden Selbstwertgefühls wird nach gängigen Theorien in der Kindheit gelegt - vor allem durch das Ausmaß an Zuneigung und Anerkennung, also Urvertrauen, die ein Mensch insbes. von den Eltern (oder besonders später von anderen Bezugspersonen) erfährt. In späteren Lebensphasen kann das Individuum den Eigenwert umso eher positiv beeinflussen, je unabhängiger es von der Meinung der es umgebenden Gruppen ist. Naturgemäß ist hier die Pubertät eine kritische Zeitspanne.

Frey und Haußer (1987) beschreiben drei Wege der Entwicklung, Stabilisierung und Änderung des Selbstwertgefühls:

1. situative Selbstbewertungen, welche sich auf die Selbstwahrnehmung beziehen, können zu einem Selbstwertgefühl verdichtet werden
2. Bewertung der Aspekte des Selbstkonzepts
3. Kontrollerfahrung

Die Kontrollüberzeugung ist die letzte, die motivationale Identitätskomponente. Unter Kontrollüberzeugung versteht man: "eine generalisierte Haltung, die eigene Lage beeinflussen zu können oder ihr ausgeliefert zu sein, persönliche Pläne umsetzen zu

können oder hilflos zu sein, mit der Zukunft rechnen oder sie nicht vorhersehen zu können" (Frey und Haußer, 1987, S. 20). Der Begriff der Kontrollüberzeugung geht auf das von Rotter (1966) eingeführte Forschungskonzept der "kognitiven Kontrolle" zurück.

Es gibt verschiedene psychologische Auffassungen des Konzepts Identität sowie verschiedene Theorien, die die Prozesse des Identitätsaufbaus erklären. Abgesehen von den Unterschieden in der zur Beschreibung der Identitätsprozesse verwandten Terminologie unterscheiden sich die einzelnen Theorien im Bereich der erforschten Identitätsphänomene. Einen Überblick darüber bietet Tabelle 3.1.

Tabelle 3.1 Konzeptuelle Auffassungen des Begriffs „Identität“

Theorie	betrachtete Phänomene	Vertreter
Psychoanalyse	Entwicklung und Bildung der	E. H. Erikson
Entwicklungspsychologie	Ego-Identität	J. E. Marcia
Beratungspsychologie		
Symbolischer Interaktionismus	Individuum, Rolle und Gesellschaft	S. Stryker G. J. McCall J. L. Simmons R. H. Turner P. J. Burke
Sozialpsychologie: Theorie der Zwischengruppenbeziehungen	Individuum in Gruppen Zwischengruppenbeziehungen	H. Tajfel J. C. Turner M. A. Hogg D. Abrams H. Giles
Mikrosoziologie	Individuum	G. Kelly
Sozialer Konstruktivismus	Konstruktion der Welt Sprache und Gesellschaft	R. Harré J. Shotter K. J. Gergen
Integrierende Theorien	Individuum im konkreten soziokulturellen Kontext	P. Weinreich M. D. Berzonsky

Übernommen von Bačová (1997)

Weinreich (2003a) versucht in seiner „Identity Structure Analysis“ (ISA) die Grenzen der einzelnen Identitätstheorien zu überwinden. Weiterhin ermöglichen die etablierten Forschungsinstrumente, die Identität in ihrer ganzen inhaltlichen Variabilität in verschiedenen Gruppen und sozialen Kontexten nicht zu erfassen. Weinreich entwickelte ein integratives „open ended framework“ ISA, das dem Forscher ermöglicht „to deal with both the global features of human behaviour and also the specific differences in implementing this behaviour“ (Thornton, 2000, S. 43). Die ISA integriert in sich Herangehensweisen zur Identitätsbildung und –forschung folgender psychologischer Theorien: Theorie der Ego-Identität (Erikson, 1950, 1968; Marcia, 1966), Symbolischer Interaktionismus (Cooley, 1953; Mead, 1934; Stryker, 1980), Theorie der sozialen Identität (Tajfel, 1978), Theorie der persönlichen Konstrukte (Kelly, 1955) und Theorie der kognitiv-affektiven Konsistenz (Festinger, 1957; Osgood und Tannenbaum, 1955).

Die ISA und die darauf aufbauende Forschungsmethode „Identity Exploration“ (IDEX) bilden im Wesentlichen den Arbeitsrahmen meiner Studie. Im weiteren Text werden daher die Ausgangspunkte der ISA sowie die ISA selbst ausführlicher vorgestellt.

3.2 Ausgewählte Theorien der Identität

3.2.1 Theorie der Ego Identität

Das psychodynamische Herangehen an die Bildung der Identität von Erikson (1950, 1968) stellt die erste psychologische Theorie dar, die die Forschung der Identität über längere Zeit beeinflusst hat. Sie geht zwar im Unterschied zu S. Freud, für den die biologischen Determinanten die Hauptrolle in der Bildung der Identität spielen, von der Psychoanalyse aus; wohingegen Erikson die entwicklungs konstruktivistische und sozialpsychologische Natur der Identität betont.

Erikson (1968) definiert Identität als: „a subjective sense of an invigorating sameness and continuity“ (S. 19). Die Identität entsteht im Wesentlichen im Rahmen der Identifikationen und Transaktionen mit anderen Personen, vor allem mit Eltern, Gleichaltrigen, bewunderten oder gehassten Personen u.a. im weiteren Sinne unter bestimmten gesellschaftskulturellen Bedingungen. Der Eriksonschen Theorie der Persönlich-

keitsentwicklung nach gipfelt die Identitätsfindung im Adoleszenzalter. Etwa im Alter zwischen dem 18. und 21. Lebensjahr, häufig als Spätadoleszenz bezeichnet (Oerter und Montanda, 1998), kommt es zur sog. Identitätskrise – Periode der erheblichen Unsicherheit bezüglich der eigenen Person. Die Identitätskrise lässt sich verstehen als Resultat der massiven Körperveränderungen, der sexuellen und intellektuellen Reifung, die seit der Frühadoleszenz verlaufen, sowie als Folge der allmählichen Gewinnung /einer größeren persönlichen Autonomie und der Befreiung aus der Abhängigkeit von Eltern. Ein Jugendlicher muss verschiedene, oft widersprüchliche Facetten seines Selbst in Hinblick auf sein Geschlecht, seine Familienherkunft, die Religion, moralische Werte, Bildungs- und Berufsaspirationen und politische Haltungen usw. entsprechend seinen Fähigkeiten in ein konsistentes Selbstbild integrieren. Die Aufgabe dieses Lebensabschnitts besteht also in der Umstrukturierung der Identität durch die Vereinigung der früheren Identifikationen mit dem gegenwärtigen Bedürfnis, ein vollwertiges und reifes Mitglied der Gesellschaft und der Gruppen zu sein, zu denen man sich zugehörig fühlt oder denen man angehören möchte.. Am Ende dieses Prozesses verfügt die Person über eine neu konfigurierte Identität, in der die Elemente des Alten mit den Erwartungen an die Zukunft integriert sind. Ein Versagen bei der Umsetzung dieser Aufgabe mündet in einer Rollendiffusion – dem Zustand, der mit der Unfähigkeit der Integration von partia-ler Identifikationen gekennzeichnet wird, und der zu „Unverträglichkeiten und Unausgewogenheiten zwischen Haltungen und Werten, zwischen Aspirationen und Möglichkeiten, Instabilität von Zielen, gelegentlich zu ideologischer Einseitigkeit, häufiger zu oberflächlichen und unstabilen Engagements und nicht selten zu abweichendem Verhalten wie Drogengebrauch und Delinquenz führt“ (Montada, 1998, S. 65).

Die Identitätstheorie von Erikson wurde von Marcia erweitert und ergänzt. Marcia (1966) operationalisierte theoretische Konstrukten von Erikson: Krise und Verpflichtung (commitment), und ermöglichte somit weitere empirische Forschung der Identität.

Krise und Verpflichtung sind die wichtigsten Dimensionen in der Herausbildung einer Identität. Die Krise beinhaltet Zweifel an den von Eltern definierten Zielen und Werten. Es ist die Zeit des Experimentierens und Suchens nach persönlichen Lebenszielen, Wertehierarchie, Überzeugungen usw. Die Verpflichtung bezeichnet den Zustand, in dem stabile Werte und Überzeugungen in einzelnen Lebensbereichen wie Beruf, Partnerschaft, Religion und Politik erreicht wurden. Je nach Umfang der erreichten

Verpflichtungen unterscheidet Marcia vier Formen der Identität, die er als jeweiligen Identitätsstatus bezeichnet:

Diffuse Identität: es findet keine Identitätserkundung mehr statt, es wurden keine verbindlichen Entscheidungen bezüglich ideologischer Werte und Beruf getroffen.

Übernommene Identität (foreclosure): die Zeit des aktiven Erkundens wird übersprungen, die Wertehierarchie und Zielsetzungen, die von den Eltern oder anderen wichtigen Personen als passend für die Individuum ausgewählt wurden, werden unkritisch akzeptiert.

Moratorium: Zeit der aktuellen Identitätskrise - Zeit des Experimentierens mit verschiedenen Rollen und Identitäten, ohne sich für eine entscheiden zu müssen.

Erarbeitete Identität (achievement): nach der Identitätskrise und dem aktiven Suchen wird ein stabiles Verpflichtungssystem etabliert. Es ist dabei weniger wichtig, für welche Rolle man sich entscheidet, sondern dass diese selbst ausgewählt wird.

Als wünschenswerter Identitätsstatus wurde von Marcia und seinen Zeitgenossen die erarbeitete Identität angesehen. Im Idealfall sollte eine reife Persönlichkeit, die den erarbeiteten Identitätsstatus besitzt, die anderen Identitätsstadien in der Reihenfolge wie oben angegeben durchlaufen. Seit dem Ende der 80er Jahre wird allerdings die Erhöhung des Anteiles von Personen mit diffuser Identität beobachtet. Marcia (1989) berichtet von einem 20%igen Wachstum. Kraus und Mitzscherlich (1995) sehen die Ursache in der Auflösung traditioneller Beziehungen, den Umstrukturierungen und Wertverschiebungen in allen Bereichen, und sie messen der Diffusion eine kulturelle Anpassungsfunktion bei. Es mag nämlich für Jugendliche „kontraproduktiv“ sein, sich auf Werte, Beziehungen oder persönliche Lebensziele verbindlich festzulegen. Konstruktion der diffusen Identität scheint in einer Situation, „wo keiner mehr weiß, was gut, richtig, vernünftig, gerecht oder sinnvoll ist“ (Kraus und Mitzscherlich, 1995, S. 66) kreativ (im Sinne von angemessener Anpassungsfähigkeit) zu sein. Elkind (1990) erkennt das Phänomen der diffusen Identität als neue Form einer adaptiven, obwohl wenig wünschenswerten Persönlichkeitsorientierung, und nennt sie Patchwork-Identität. Personen mit Patchwork-Identität erfüllen Anforderungen der erarbeiteten integrierten Identität nicht mehr, können aber sehr erfolgreich sein.

Die Unklarheit von gesellschaftlichen Wertgeltungen und das Erfordernis einer raschen und geschickten Anpassung zwingt ein Individuum zur Herstellung von vielen Kontakten, was den Eindruck einer Anpassung erwecken kann. Die Kontakte sind je-

doch kurzfristig, emotional oberflächlich und auf Profit orientiert. Maffesoli (1988 in Oerter, Montada, 1998) spricht in diesem Zusammenhang über sog. „Surfer“. Weinreich berücksichtigt diesen Entwicklungstrend in seiner Klassifikation der Identitätsvarianten (Identity Variants). Weinreich spricht von Personen mit einer „diffuse high self-regard“ Identität, die durch sehr hohe Selbsteinschätzung, aber zugleich auch sehr hohe Konflikt-Identifikation gekennzeichnet sind. Somit weist er sowohl auf die mögliche und reale Anpassungsfunktion der diffusen Identität hin, als auch auf die Gefahr, die die diffuse Identitätsvariante in sich birgt. Dabei stützt er sich vor allem auf klinische Forschungen von Frauen mit Anorexia nervosa von Saunderson und O’Kane (2003). Er beschreibt die diffuse Identitätsvariante als: „anxiety and confusion about the person one is, one’s roles, beliefs, and commitments“ (Weinreich, 2003b, S. 96).

Die ISA fokussiert nicht nur auf das Status quo in der Identitätsentwicklung, sondern erklärt und bringt wertvolle Informationen über die zugrundeliegenden Prozessen der Umstrukturierung der Identität. Bezüglich geschlechtsspezifischer Identitätsentwicklung postuliert ISA a priori keine Konzepte. Somit unterscheidet sich die ISA von den Auffassungen von Erickson und Marcia. Sie fingen nämlich ihre Forschungen mit Anwendung ihrer Theorien bei Männern an, erst später bezogen Frauen in ihr Model mit ein. Sie sind jedoch davon ausgegangen, dass Frauen ausschließlich im Rahmen der Beziehung mit Männern und Kindern eine Verpflichtungsstufe in der Identitätsentwicklung erreichen können, und zwar erst danach heiraten, entbinden sie und geben sich der Kindererziehung hin (Erickson, 1968).

3.2.2 Theorie der Identität im Symbolischen Interaktionismus

Die US-amerikanische soziologische Schule des Symbolischen Interaktionismus geht davon aus, dass der Großteil des menschlichen Verhaltens nicht nur von den objektiven Gegebenheiten einer Situation bestimmt wird, sondern auch davon, wie die Menschen diese Situationen, und somit auch sich selbst wahrnehmen, welche Bedeutungen sie ihnen zuschreiben. Die Bedeutungen von Verhalten und Ereignissen werden allerdings mittels Symbolen ausgedrückt. Die Symbole - allgemein verbreitete und akzeptierte Bedeutungen, die auf beiden Seiten des Kommunikationskanals richtig verstanden werden, wie z. B. Kleidung, Gestik, Mimik oder Worten - werden durch Interaktion mit anderen erlernt. Die Symbole bilden einen symbolischen Raum, in dem unser Selbst

(unsere Identität) entsteht. Unsere Identität entsteht dadurch, dass wir wahrnehmen, wie andere auf uns reagieren und was sie von uns erwarten. Man passt sich entsprechend an und übernimmt die Rollen, die einem andere zuschreiben.

Einer der ersten Theoretiker, der den sozialen Ursprung des Selbst untersuchte, war Cooley (1902). Er ist der Meinung, dass wir unser Selbstbewusstsein erwerben, indem wir unser Ich in den Einstellungen und Verhaltensweisen von anderen uns gegenüber wie in einem Spiegel wahrnehmen und uns vorstellen, wie sie über und/uns denken. Er spricht über/von einem „gespiegelten Ich.“ Das gespiegelte Ich enthält drei Elemente: 1. unser Bild davon, wie andere uns sehen, 2. unser Bild von ihren Urteilen über das, was sie sehen und 3. das Gefühl, das solche Urteile in uns auslösen.

Aufbauend auf Cooleys Analyse, erforschte Mead (1934) die Entwicklung des Bewusstseins. Unser Ich enthält zwei Komponenten: das „I“ und das „Me“, was als „Subjekt-Ich“ und „Objekt-Ich“ übersetzt wird (Joans, 2001). Das „Subjekt-Ich“ ist Urheber unserer Gedanken und Handlungen sowie Träger unserer Erlebnisse und Vorstellungen. Das „Objekt-Ich“ bezeichnet die Fähigkeit der Selbstreflexion: „ich“ wird das Objekt unserer Wahrnehmung und Bewertung.

Die Entwicklung unseres Ich erfolgt vor allem mittels frühkindlichen Spiels. Kinder spielen Doktor, Mutter, Vater oder Lehrer und schlüpfen somit in Rollen wichtiger Personen aus ihrer Umgebung. Man nennt sie signifikante Andere (Sullivan, 1953). Solche Rollenspiele erlauben den Kindern, sich selbst aus der Perspektive einer anderen Person wahrzunehmen: das Kind spricht zu sich selbst oft auf die Art und Weise, wie die signifikanten Anderen es mit ihm tun. Es führt einen innerlichen Dialog, was das Gefühl des Subjekt-Ichs schärft. Aber erst nachdem das Kind auch lernt, die Rollen anderer beim Spiel zu respektieren und in die Bewertung der gesamten Situation einzubeziehen, und somit die Perspektive des sog. „generalisierten Anderen“ (Mead, 1934) zu übernehmen, ist es in der Lage, über sich selbst im Licht kultureller Normen und Werte nachzudenken und sein Verhalten an allgemeinen sozialen Erwartungen auszurichten.

Die letzte wichtige Theorie, die schon eine Brücke zwischen dem Symbolischen Interaktionismus und dem Sozialen Konstruktivismus darstellt, und die als Ausgangspunkt der ISA gedient hat, ist die Theorie von Shotter und Gergen (1989): „The Self as a Story or Theory“. „Story“ bezeichnet hier eine subjektive Erklärung eigener Existenz und eigener Verhaltensweisen. „Theorie“ bezieht sich auf Bewertung von der „Story“. Sobald man seine „Story“ formuliert, wird sie das Maß der Selbstbewertung und der

Bewertungen aller anderen Personen und Ereignisse: man wertet aus, ob seine Handlung konsistent mit seiner „Story“ ist, und ob seine „Story“ von der Umgebung anerkannt und bestätigt wird. Die „Story“ wird „superordinate construct“ (Weinreich, 2002, S. 16), dem alle andere Konstrukte unterordnet werden. In der ISA wird die „Story“ als „core evaluative dimension of identity“ operationalisiert - „a dominant identity aspiration against which activities of self and others are evaluated“ (Weireich, 2002, S. 16). Die ISA übernimmt auch die Konzeption der signifikanten Anderen und misst direkt den Grad der positiven sowie der negativen Identifikation, der einen Einfluss auf die Bildung des Selbstkonzepts hat.

Eines der auffälligsten symbolischen Organisationsprinzipien der Gesellschaft stellt das Geschlecht dar. Männern und Frauen werden Werte und Bedeutungen zugeschrieben, die auf eine biologische Basis zurückgehen sollen, allerdings a priori keinen Wert haben. Wert und Status des Geschlechtes basieren eher auf die/den Werten und Symbolen unserer westchristlichen Zivilisation. Unsere Geschlechtsangehörigkeit, d. h. der Wert und der Status unserer Person, wird von Anfang an unseres Lebens in Interaktion mit signifikanten Anderen – Vertretern der gesellschaftlichen Normen - definiert und anerkannt. Wenn wir /das auf das Geschlecht bezogene Selbstkonzept als eine hierarchisierte Summe der internalisierten Rollen ansehen, dann kann gerade die Erforschung des Prozesses der Identifikation mit den signifikanten Anderen bei Menschen mit unterschiedlichem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung für Verständnis bei der Bildung des Verhältnisses zu sich selbst wichtig sein, und zwar auf Grund des Geschlechtes und Verständnisses der Wichtigkeit, die wir unserer Geschlechtsidentität beimessen,. Hier meinen wir nicht nur Menschen mit extremen Lebenserfahrungen wie Transsexuelle, die mittels einer geschlechtsangleichenden Operation einen neuen Status bekommen dürfen (Ausschließlich ein massiver chirurgischer Angriff in den Körper ermöglicht eine Änderung des sozialen Statutes!), sondern auch Heterosexuellen, die auf Grund der gesellschaftsökonomischen Änderungen eine Unsicherheit in ihrer Geschlechtsidentität erleben können.

3.2.3 Theorie der sozialen Identität

Die Theorie der sozialen Identität von Tajfel (1978) ging der Forderung nach Trennung interpersonaler von intergruppalen Konzepten nach. Sie versucht, individuelle Aspekte

mit Aspekten des sozialen Kontextes zu verknüpfen. Grundlage der Theorie ist Festinger's (1954) Theorie der sozialen Vergleichsprozesse .

Die Theorie der sozialen Vergleichsprozesse besagt, dass Gruppenprozesse und Vorgänge im menschlichen Zusammenleben dem Bedürfnis entspringen, eigene Meinungen und Fähigkeiten, eigene Stärken und Schwächen zu bewerten. Dazu vergleicht sich das Individuum mit anderen Personen. Sind „objektive“ (nicht-soziale) Bewertungsstandards nicht vorhanden, z. B. physikalische Messungen – Geschwindigkeit oder psychologische Messungen – Intelligenztest, die erlauben einen direkten, intersubjektiv überprüfbareren Vergleich, werden soziale Vergleiche mit anderen Personen angestellt, um dieses Bedürfnis zu befriedigen und ein Zuwachs an Sicherheit zu gewährleisten. Je höher die Differenz zwischen der eigenen und einer anderen Person hinsichtlich einer Meinung und einer Fähigkeit ist, umso geringer ist die Tendenz zum Vergleich. Die Vergleiche finden also in der ersten Linie mit Personen statt, die ähnlich sind („Ähnlichkeitshypothese“). Bei Abwesenheit physikalischer und sozialer Vergleichsmöglichkeit kommt es zu instabilen Meinungen und Einschätzungen von Fähigkeiten.

Während Festinger die Vergleichsprozesse zwischen Individuen zur individuellen Validierung erläutert, stehen im Fokus der Theorie der sozialen Identität von Tajfel Vergleiche zwischen sozialen Gruppen in Funktion auf die soziale Identität der Mitglieder der Gruppe. Es gibt vier Hauptelemente, die die Theorie der sozialen Identität kennzeichnen: soziale Kategorisierung, soziale Identität, sozialer Vergleich und soziale Distinktheit.

Die soziale Kategorisierung bedeutet die Klassifizierung anderer Personen innerhalb eines Systems. Die Umwelt wird auf verschiedene Merkmalsdimensionen hin geordnet and/und durch die Ordnung dieser Merkmalsdimensionen gelangt man zu sich gegenseitig abgegrenzten Gruppen bzw. Kategorien. Eine Gruppe, die in den wichtigsten Wertdimensionen mit denen des Individuums übereinstimmt, ist für dieses Individuum selbstwertsteigernd.

Jeder Mensch gehört im Laufe seines Lebens vielen verschiedenen Gruppen an. Sein Selbstkonzept (bewusste Reflexion eigener Identität) besteht also nicht nur aus der Repräsentation individueller persönlicher Merkmale – personale Identität, sondern auch aus der Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen – soziale Identität. Bei der personalen Identität geht es um das Phänomen, dass man sich selbst trotz individueller Entwicklung über die Zeit und in verschiedenen Situationen und Kontexten als der- bzw. dieselbe

wahrnimmt (vgl. Erikson, 1980). Die soziale Identität beschreibt dagegen das Gefühl der Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen, das für das Individuum ebenfalls identitätsstiftend wirkt (Tajfel, 1982). Die soziale Identität resultiert aus den Kategorisierungs- und Vergleichsprozessen.

Da jede einzelne Person auch zugleich ein Mitglied irgendeiner Gruppe ist, strebt die Person nicht nur nach einer positiv bewerteten persönlichen Identität (einem hohen persönlichen Selbstwertgefühl), sondern auch nach einer positiv bewerteten sozialen Identität (einem hohen Gruppenwert). Um die positive soziale Identität zu erlangen, ist es nötig, die eigene Gruppe (Ingroup) mit einer anderen (Outgroup) zu vergleichen. Positive Ergebnisse für die eigene Gruppe können durch zweierlei Art und Weise zustande kommen. Entweder man favorisiert die Ingroup oder man wertet die Outgroup ab. Man minimalisiert Unterschiede innerhalb der Ingroup und minimalisiert die Unterschiede zwischen der Ingroup und der Outgroup. Die eigene soziale Identität ist umso positiver, je größer die Distanz zur Outgroup ist, d. h. je mehr sich die Ingroup von der Outgroup abhebt. Auch wenn Personen nur nach Zufall oder einfachen Bedingungen einer Gruppe zugeteilt werden, versuchen Gruppenmitglieder ihre Gruppe maximal von der Outgroup abzugrenzen (minimal group paradigm).

Wenn das Ergebnis eines Vergleichs als befriedigend für die Ingroup erlebt wird, entsteht positive soziale Distinktheit – die Ingroup wird als besser (überlegen der Outgroup) wahrgenommen.

Die Gültigkeit der Theorie wird neuerdings mit Forschungsergebnissen über die benachteiligten Gruppen der Gesellschaft angefochten. Condor (1986) fand heraus, dass traditionelle Frauen eine sehr positive Einstellung gegenüber dem eigenen Geschlecht haben und eine positive soziale Identität aufweisen. Nicht-traditionelle Frauen bewerten hingegen beide Geschlechter gleich. Weinreich (1983b) wies nach, dass das Selbstbild eines Mitglieds einer diskriminierten ethnischen Gruppe im Vergleich mit dem Selbstbild eines Mitglieds der ethnischen Majoritätsgruppe nicht als abgewertet erlebt wird. Ebenfalls konnte er keine Geschlechterunterschiede finden.

Die Befunde lassen sich teilweise auf Aktivität der Bewegungen von Minoritätsgruppen zurückführen, teilweise weisen sie aber darauf hin, dass die Heterogenität von Gruppen außer Acht gelassen wurde (z. B. Hausfrau vs. Karrierefrau).

3.2.4 Theorie der Identität im Sozialem Konstruktivismus

Die Theorie des Sozialen Konstruktivismus besagt, dass unser Weltverständnis ein Resultat der Aneignung einer bestimmte Sichtweise ist, die durch die in einer bestimmten Kultur sozial produzierten mehr oder weniger konsensuellen Normen determiniert wird. Wir kommen auf die Welt, die sich durch kulturelle Normen, wie Tabus, Überzeugungen, Voraussetzungen, Erwartungen und Aktivitäten auszeichnet, die sich in einem kulturellen Raum während einer bestimmten Zeitperiode entwickelt haben. Unsere Kultur stellt somit einen „meaning-making framework“ (Freud, 1994, S. 38) dar, durch den unsere Wahrnehmung geprägt wird. Hauptsächlich durch Sprache, ihre Grammatik und den Wortschatz, werden uns die eine Weltordnung repräsentierenden vorbereiteten Kategorien vermittelt, die unsere Wahrnehmung von der Welt und von uns selbst prägen. Der Sinn der Sozialisation besteht dann darin, den Kindern beizubringen, wie sie eine „Linse“ zum Welterkennen benutzen sollen, die die Kultur benutzt.

Der erste Forscher, der die sozialkonstruktivistische Theorie in die Psychologie eingeführte und weiter entwickelte, war Kelly (1955). Seine Psychologie der persönlichen Konstrukte beschreibt, wie man seine Erfahrungen interpretiert, das künftige Geschehen versucht hervorzusehen, und wie man überhaupt seine Konzeption von der Welt und von sich selbst konstruiert. Nach Kelly konstruiert jeder Mensch seine individuelle Schablone – eine kognitive Struktur, durch die er die Welt und andere Menschen wahrnimmt und interpretiert. Die Schablone hat die Form von diskreten bipolaren personalen Konstrukte, die als Resultat der Abstraktion von Ähnlichkeiten und Kontrasten von erfahrenen Ereignissen entstehen. Z. B. kann das Konstrukt der Höflichkeit nur auf Grund der Erfahrungen sowohl mit höflichen als auch unhöflichen Personen entstehen. Analog wird das Konstrukt des Geschlechtes auf Grund der Erfahrungen mit Frauen und Männern konstruiert. Die Konstrukte stellen eine Art von konkurrierenden Hypothesen dar, die mittels unserer Handlung und Erfahrung getestet werden. Wird die Gültigkeit des Konstrukts nicht bestätigt, handelt es sich um eine korrektive Erfahrung und das Konstrukt wird verändert.

Erfahrung ist ein subjektives Phänomen. Die Bedeutung und die Struktur der Konstrukte werden deswegen individuell konzipiert. Zur Bewertung von Ereignissen oder Personen benutzen verschiedene Menschen unterschiedliche Konstrukte, je nach der beigemessenen Relevanz des Konstrukts (z. B. inwieweit bewertet man eine Frau nach

den Geschlechtsstereotypen) und nach der Hierarchie des Konstrukts (z. B. ist für die Bewertung einer Frau der Grad ihrer emotionalen Expressivität oder ihres Anteils an Hausarbeiten wichtiger?). In der hierarchischen Struktur unterscheidet man unterordnete und überordnete Konstrukte. Persönlichkeit wird aus dieser Sicht als eine Summe der Konstruktsysteme betrachtet, mit deren Hilfe man sich selbst und die Welt wahrnimmt.

Von den neueren sozialkonstruktivistischen Theorien ist vor allem die kritische sog. etogenische Perspektive des Studiums psychologischer Phänomene des britischen Philosophen Harré (1983) bedeutsam. Harré stellt das Diskursprinzip in den Mittelpunkt seiner Theorie. Mit Hilfe eines Diskurses kann man im Sinne der Konversation oder Unterhaltung eine soziale Interaktion hervorbringen und halten, in deren Rahmen man sich selbst präsentiert, sein Verhalten erklärt und somit seine Identität konstruiert. Im Unterschied zu Kelly hält Harré die Personalkonstrukte („Sprachschablonen“) nicht für ein individuelles Produkt eines Einzelnen, sondern für ein kollektives Produkt der sozialen Kommunikation.

Nach Harré lässt sich die Identität nicht direkt erfassen. Man kann eine Person nur indirekt erkennen, indem man ihre typische Überzeugungen, Meinungen und subjektiven (implizite) Theorien kennen lernt. Im Zentrum der eigenen Identität stehen die subjektiven Theorien und Überzeugungen davon, wie man sich sozial darstellen soll (sog. individuelles soziales Wesen), und davon, was für eine Person man in der Wirklichkeit ist (sog. personales Wesen). Diese Theorien übernimmt man mittels Benutzung der Sprache. Die Sprache eines Individuums ist auch die Hauptquelle der Information über ihn.

Harré vertritt aus der Sicht der bisherigen rein psychologischen Konzepte der Identität, die die Identität traditionell als ein immanentes exklusives Vermögen eines Einzelnen betrachtet haben, die man selbst gestaltet (Weinreich, 2003), eine revolutionäre Meinung: Identitäten sind keine frei gestaltbaren Produkte der Introspektion, sie gehen aus gewissen ideologischen Rahmen hervor, die ein dominantes Sozialsystem für die eigene Aufrechterhaltung geschaffen hat. Unsere Identitäten haben eine sehr tiefe sozialpolitische Bedeutung. Freud (1994) bemerkt in diesem Zusammenhang: „many categories such as race, nationality, homosexuality, and gender are arbitrary social constructions created to fill some human purpose based on sociopolitical rather than biological or ‘natural’ considerations.“ (S. 37) Die sozialkonstruktivistische Forschung der Ge-

schlechtsidentität (gender identity) zielt auf soziale und politische Funktionen, die die Kategorie „Geschlecht“ erfüllt.

Weinreich spiegelt in seiner ISA die sozialkonstruktivistischen Ansätze der Identität wider. Die ISA ist daher ein metatheoretischer Rahmen, in dem die Identität einen Komplex der Identifikationsprozesse beinhaltet, die die Grundlage der Konstruktion und Rekonstruktion der Rollen und Zugehörigkeiten zu sozialen Gruppen und sozialen Welten darstellt. Weinreich betrachtet genauso/ebenso wie Harré die Identität als ein offenes System gegenüber den sozialen Prozessen und Kategorien. Kontinuität, Dynamik und ständiger Kontakt mit dem sozialen Raum werden betont. Weinreich geht zwar vom kognitiven Charakter der Identität wie von Kelly postuliert aus, berücksichtigt aber zugleich die Kritik an seinem Konzept und ergänzt ihn mit den Ansätzen von Theoretikern der kognitiv-affektiven Konsistenz.

3.2.5 Theorie der kognitiv-affektiven Konsistenz

Die Theorien der kognitiv-affektiven Konsistenz (z. B. Abelson et al., 1968; Aronson, 1990; Festinger, 1957; Heider, 1958;) Osgood und Tannenbaum, 1955) beziehen sich auf die Erforschung diskrepanter Beziehung zwischen Kognition und Affekt oder Verhalten. Die Theorien ergänzen die kognitive Herangehensweise zur Erforschung von Aufbau und Entwicklung der Identität im sozialen Konstruktivismus, in dem sie die affektive Dimension eines personalen Konstrukts in Betracht ziehen.

Ein bipolares kognitives Konstrukt, das man zur Beschreibung einer Person oder eines Ereignisses benutzt, wird entweder mit einem positiven Gefühl (ein erwünschter konsonanter Zustand) oder einem negativen Gefühl (ein unerwünschter dissonanter Zustand) assoziiert. Die kognitiv-affektive Dissonanz wird als ein unangenehmer psychologischer Zustand empfunden, der ein Individuum zur Auflösung der Dissonanz und zum Erreichen der Konsonanz motiviert. Man strebt ein Gleichgewicht in seinem kognitiv-affektiven System an.

Anfänge der Theorien der kognitiv-affektiven Konsistenz liegen in der Arbeit von Osgood, Succi und Tannenbaum (1955) zum Thema der Messung von affektiven (emotionalen) Aspekten einer Bedeutung – also von konnotativen Aspekten der Begriffe.⁹

⁹ Ein Begriff hat zwei Aspekte: Denotat und Konnotat. Denotat bezieht sich auf den begrifflichen Inhalt eines sprachlichen Zeichens; Konnotat bezieht sich auf emotionale Nebenbedeutungen (Duden, 1997).

Ihre Methode des semantischen Differentials ist ein Versuch, die konnotative Bedeutung, die als ein Punkt im semantischen Raum definiert ist, der durch drei Dimensionen - Bewertung, Potenz und Aktivität - bestimmt wird, zu messen.

Die Theorie der kognitiven Dissonanz von Festinger (1957) wurde zu einem der wichtigsten theoretischen Stimuli in der sozialpsychologischen Forschung von Einstellungen, Einstellungsänderungen, Verhältnis Einstellung – Verhalten, Konformität in der 60er Jahren des 20. Jahrhunderts. Der Grundbegriff „Kognition“ wird allerdings nicht näher definiert und bedeutet Meinung, Überzeugung, Einstellung o.a. Die Kognitionen können in einer relevanten, d.h. interaktiven Beziehung zueinander sein, wenn sie inhaltlich etwas miteinander zu tun haben, oder in einer irrelevanten Beziehung, wenn sie inhaltlich nicht zusammenhängen. Die relevanten Kognitionen sind entweder im Einklang, d. h. sie sind konsonant, oder weisen Widersprüche auf (wenn das Gegenteil des einen Elementes aus dem anderen folgt), d. h. sie sind dissonant. Die kognitive Dissonanz führt zur psychischen Anspannung, was als unangenehm erlebt wird. Man versucht, die Dissonanz zu reduzieren, in dem man die kognitive Konsonanz erreicht. Der Grad der Dissonanz bestimmt daher die Motivationsstärke zur Reduktion dieses unangenehmen Zustandes. Abelson et al. (1960) vermuten, dass jede Dissonanz als unangenehm wahrgenommen wird und dass das Individuum somit zur Reorganisation seiner Kognitionen aktiviert wird.

Weinreich integriert die Erkenntnisse der Theorien der kognitiv-affektiven Dissonanz in seiner ISA und konzentriert sich nicht nur auf die kognitive Erfassung der Identitätsstruktur, sondern auch auf die affektiven Assoziationen, bzw. die evaluative Konnotation in Bezug auf den Identitätsinhalt (personal Konstrukte). Sein Konzept „Structural Pressure of the Construct“ ermöglicht einen direkten Einblick in die Bewertungsprozesse (appraisal processes) und somit in die Hierarchie der Identitätsstruktur.

3.2.6 Identity Structure Analysis (ISA)

Die ISA wurde von Weinreich (1980, 1986, 1989, 2003a, b) aus dem Bedürfnis heraus entwickelt, theoretische Begriffe auszuarbeiten, die die Entwicklung und Änderung der Identität beschreiben, die sich leicht operationalisieren lassen, und die in einer empirischen Feldforschung angewandt werden können. Weinreich ist der Meinung, dass es so viele Herangehensweisen an die Identität und ihre Erforschung gebe, dass es unmöglich

sei, eine universale Theorie zur Identitätsstruktur und –entwicklung zu postulieren, die in einem breiten Spektrum des sozio-historischen Kontextes anwendbar sei und die die verschiedenen Identitätsstände in verschiedenen Bedingungen berücksichtige. Die ISA ist daher als „open ended framework“ konzipiert.

Ein Individuum wird als ein aktives Wesen angesehen. Der sozio-historische Kontext definiert die Bedingungen seines Verhaltens. Mit Hilfe der Forschungsmethode „Identity Exploration“ (IDEX), die auf der ISA basiert, lässt sich analysieren, wie ein Individuum (bzw. eine Gruppe) seine Identität auf Grund seines Werte- und Überzeugungssystems, das kulturell und sozial determiniert wird, konstruiert: „A person’s appraisal of the social world and its significance is an expression of his or her identity“ (Weinreich, Saunderson, 2003, S. xix).

Die ISA integriert in sich Herangehensweisen zur Identitätsbildung und –forschung folgender psychologischen Theorien, die im oberen Text ausführlicher vorgestellt wurden: Theorie der Ego-Identität (Erikson, 1950, 1968; Marcia, 1966), Symbolischer Interaktionismus (Cooley, 1953; Mead, 1934; Stryker, 1980), Theorie der persönlichen Konstrukte (Kelly, 1955) und Theorie der kognitiv-affektiven Konsistenz (Festinger, 1957; Osgood und Tannenbaum, 1955).

In dem Abschnitt werden die Grundkonzepte der ISA vorgestellt. Operationalisierung und algebraischer Ausdruck der Konzepte folgen im methodischen Teil.

3.2.6.1 *Definition der Identität*

Im Rahmen von der ISA wird Identität definiert als:

The totality of one’s self-construal, in which how one construes oneself in the present expresses the continuity between how one construes oneself as one was in the past and how one construes oneself as one aspires to be in the future (Weinreich, 1989, S. 50).

Die Definition beinhaltet gewisse Facetten der Identität – die Selbsts. „Selbst“ bezeichnet im Rahmen der ISA „the immediate referent of self’s action, remembered and reconstructed features of self contextually located in past experiences, and anticipated and fantasized notions of self yet to be encountered“. Der Begriff „Identität“ bezieht

sich auf „totality of self’s experiences of being-in-the world“ (Weinreich, 2003, S. 21). „Selbst“ ist also eine kontextuelle Äußerung der Identität, „Identität“ ist eine Summe von Selbsts.

Die „Selbsts“ lassen sich wie folgt operationalisieren: „ich bin“ (Selbst in der Gegenwart), „ich war“ (Selbst in der Vergangenheit), „ich möchte sein“ (ideales Selbst). Das Selbst in der Vergangenheit und das ideale Selbst bieten die Information über das subjektive Selbstbild in der Vergangenheit und in der Zukunft aus der gegenwärtigen Perspektive einer Person und somit einen Einblick in die subjektiv wahrgenommene Dynamik der Identitätsentwicklung und –änderung sowie Aspirationen an. Es zeugt von der Kontinuität des Identitätsaufbaus und –umbaus.

Die ISA betrachtet die Identität als einen Komplex von Prozessen, mit deren Hilfe man seine Rollen und Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen und Phänomen auf- und umbaut. Die Weinreichsche Identitätsdefinition ermöglicht daher nicht nur die ganzheitliche Erfassung der Identität, sondern auch die Definition ihrer einzelnen Komponenten: z.B. einer ethnischen, einer sexuellen oder einer sozio-ökonomischen Identität. Die Geschlechtsidentität lässt sich definieren als: „...a part of totality of one’s self-construal made up of those dimensions that express the continuity between one’s construal of one’s past gender and one’s future aspirations in relation to gender“ (Weinreich, 2003, S. 31).

Diese Komponenten sind keine getrennten Identitäten, sondern Bestandteile der komplexen Identität eines Individuums.

3.2.6.2 *Inhalt der Identität*

Den Inhalt der Identität bilden die persönlichen Konstrukte. Die Konstrukte haben eine kognitive Form und repräsentieren Eigenschaften, Überzeugungen oder Verhaltensweisen, die man zur Beschreibung und Bewertung von sich selbst oder anderen benutzt. Die Konstrukte weisen allerdings auch eine affektive Assoziation, bzw. Bewertungskonnotation auf. Es ist wichtig, beide Aspekte der Konstrukte zu erforschen. Der kognitive Sinn eines Konstrukts kann nämlich für alle Personen gleich sein, die affektive Assoziation kann sich jedoch von Person zu Person unterscheiden (z. B. wenn eine Katze jemandem auf den Schoß springt, wird das von allen kognitiv gleich wahrgenommen, affektiv jedoch unterschiedlich – positiv von Katzenliebhabern, negativ von Phobikern).

Die Konstrukte werden als bipolar betrachtet. Der positive Pol eines Konstrukts wird vom Rating des idealen Selbst bzw. vom Rating einer bewunderten oder der Distanz zu einer unsympathischen Person berechnet.

Manche Konstrukte mögen eine starke kulturelle Signifikanz haben und ihre kognitive Form eine kulturell bedingte Interpretation des Verhaltens repräsentieren. Der sog. „Structural Pressure of the Construct“ (strukturelle Stärke) bestimmt, in wie weit man die Konstrukte, mit denen man sich identifiziert, sicher und konsistent bezüglich der kognitiv-affektiven Aspekten zur Beschreibung und Bewertung von sich selbst und anderen benutzt. Falls die affektive Assoziation eines Konstrukts konsistent mit der Gesamtbewertung von sich selbst und anderer ist, spricht man von sog. kognitiv-affektiver Kompatibilität (cognitive-affective compatibility). Falls jedoch die affektive Assoziation eines Konstrukts inkonsistent mit der Gesamteinschätzung von sich selbst und anderer ist, spricht man von sog. kognitiv-affektiver Inkompatibilität. „Structural pressure of the construct“ wird dann definiert als: “the Overall strength of the excess of compatibilities over incompatibilities between the evaluative connotations of attributions one makes to each entity by way of the one construct and one’s Overall evaluation of each entity” (Weinreich, 2003, S. 50).

Eine „Entity“ kann verschiedene Fassade der Identität, Personen oder auch Institutionen sein, die man mit Hilfe von Konstrukten definiert und bewertet.

Je nach der Stärke des „Structural pressure“ unterscheidet man folgende Konstrukte:

1. Kernbewertungskonstrukte (core evaluative dimensions of identity)

Kernbewertungskonstrukte werden definiert: “When the net structural pressure on one of a person’s constructs is high and positive, the evaluative connotations associated with it are stably bound” (Weinreich, 2003, S. 50). Diese Konstrukte haben eine zentrale Stellung im Wertesystem und in den Aspirationen des Individuums, werden am meisten zur Bewertung von sich selbst und den Anderen benutzt und sind widerstandsfähig gegenüber Änderung. Im Extremfall können diese Dimensionen der Identität eine rigide Orientierung zur sozialen Welt andeuten.

2. Konflikthafte Bewertungskonstrukte (conflicted dimensions of identity)

Konflikthafte Bewertungskonstrukte werden wie folgt definiert: „When the net structural pressure on a construct is low, or negative, as a result of strong negative pressures counteracting positive ones, the evaluative connotations associated with the

construct are conflicted: the construct in question is an arena of stress“ (Weinreich, 2003, S. 50). Diese Konstrukte stellen ein instabiles Bewertungskriterium dar, sie „signify ´emotionally confused´ identity aspirations, qualities towards which one might aspire in some frames of mind and from which one might wish to dissociate at other times“ (Weinreich, 2003, S. 50).

3. Konstrukte, die nicht zur Bewertung, sondern nur zur Beschreibung benutzt werden (unevaluative dimensions of identity)

Diese Konstrukte werden definiert: „When the net structural pressure on a construct is low as a result of weak positive and negative pressures, the construct in question is without strong evaluative connotation“ (Weinreich, 2003, S. 51). Obwohl das Konstrukt nicht zu den Kernbewertungskonstrukten der Identität gehört, kann es dennoch einen wichtigen kognitiven Aspekt der Identität darstellen: z. B. „one´s religion is likely to be cognitively important without the associated constructs being necessarily used in a strongly evaluative fashion to evaluate self and others, as they would be by a Muslim fundamentalist for example“ (Thornton, 2000, S. 45).

Die Bewertungskonnotationen der Konstrukte, die das Individuum zur Selbstdarstellung und Interpretation der Welt benutzt, bilden sein Bewertungssystem. Manche Konstrukte sind die Kernbewertungskonstrukte seiner Identität, andere werden zur Bewertung nicht benutzt oder sind konfliktbeladen und stellen somit instabile Werte dar. Viele solcher instabilen Werte deuten unsichere Aspirationen und den Stand der sog. Identitätsdiffusität (identity diffusion) an.

3.2.6.3 *Entwicklung der Identität*

Eine zentrale Stellung in der Auffassung der Entwicklung der Identität im Rahmen der ISA nimmt das Konzept der Identifikation mit signifikanten Anderen ein.

Das Konzept der Identifikation allgemein wird in der Psychologie uneinheitlich aufgefasst und verlangt daher eine breitere Aufklärung.

Der Begriff „Identifikation“ wurde von S. Freud (1939) eingeführt, der darunter einen psychischen Vorgang verstand, bei dem ein Individuum bedeutsame Aspekte eines anderen in sich aufnimmt und sich teilweise oder vollständig nach dem Vorbild des Anderen verwandelt. Später wurde der Vorgang der Identifikation von Mowrer und Sears

in dem Konzept der entwicklungsorientierten Identifikation weiterentwickelt und somit in Termini der psychologischen Lerntheorie überführt. Man verstand darunter einen Vorgang, bei dem die Merkmale von Personen, die für das Kind als Verstärker von grundlegenden Bedürfnissen bedeutsam sind, als sekundäre Verstärker generalisiert werden. Nach den rollenorientierten Identifikations-Theorien realisiert sich der Prozess der Identifikation im kindlichen Rollenspiel, im Nachspielen der elterlichen Machtrolle. Identifikation wird zu einem zentralen Element der kindlichen Sozialisation. Durch die Identifikation mit Rollen reproduzieren Kinder die für die familiäre Machthierarchie grundlegenden Alters- und Geschlechtsrollendifferenzierungen. Bandura (1969) unterscheidet Imitation (wird auf partikuläre Lernprozesse bezogen) und Identifikation (Kopieren globaler Verhaltens- und Einstellungsmuster).

Die Identifikationsprozesse lassen sich in Abhängigkeit vom Einfluss der Identifikationspersonen auf das well-being eines Individuums grob in zwei Gruppen teilen. Zu einer Gruppe gehören die Identifikationsprozesse, die einen positiven – die Selbstexistenz unterstützenden – Einfluss haben. Zur zweiten Gruppe zählen die Identifikationsprozesse, die als negativ – das Selbstwertgefühl bedrohend – erlebt werden. In der Weinreichschen Auffassung der Identifikationsprozesse wird die Duplizität der Identifikation im Konzept der sog. Rollenmodell-Identifikation ausgeführt.

Unter der Rollenmodell-Identifikation (role model identification) versteht Weinreich (1989): „one’s orientations towards others in terms of aspirations and dissociations“ (S. 221). Es werden zwei Identifikationsprozesse im Rahmen der Rollenmodell-Identifikation unterschieden: idealistische Identifikation (Idealistin-identifikation) und Kontraidentifikation (contra-identifikation).

Die idealistische Identifikation (Identifikation mit einem positiven Rollenmodell) wird definiert als: „... the similarity between the qualities one attributes to the other and those one would like to possess as part of one’s ideal self-image“ (Weinreich, 2003, S. 58).

Die Kontraidentifikation (Identifikation mit einem negativen Rollenmodell) bezeichnet: „... the similarity between the qualities one attributes to the other and those from which one would wish to dissociate“ (Weinreich, 2003, S. 58).

Die Konzepte der idealistischen Identifikation und Kontraidentifikation tragen den kontinuierlichen Aspirationsaspekt der Identität in sich. Ein de facto Stand der Identität lässt sich durch sog. empathische Identifikation analysieren.

Die empathische Identität äußert: „... the degree of similarity between the qualities one attributes to the other, whether ‘good’ or ‘bad’, and those of one’s current self-image” (Weinreich, 2003, S. 60).

Eine Identifizierung mit den Anderen, egal ob im positiven oder negativen Sinne, setzt Kenntnisse der Eigenschaften der Identifikationspersonen beim Individuum voraus. Das Individuum identifiziert sich allerdings mit der von ihm subjektiv wahrgenommenen und interpretierten Eigenschaft der Identifikationsperson (Weinreich, 2003).

Wenn man gleiche oder ähnliche Eigenschaften bei sich selbst und einer anderen Person wahrnimmt (man identifiziert sich mit der Person empathisch), jedoch den Wunsch hat, sich von den jeweiligen Eigenschaften zu trennen (man kontraidentifiziert sich mit der Person), kommt es zu einem Zustand der sog. Konfliktidentifikation (conflicted identification). Die Konfliktidentifikation ist: „... a multiplicative function of one’s current empathetic identification and contra-identification with that other“ (Weinreich, 2003, S 61). Die Konfliktidentifikationen führen zur Spannung, weil die Identifikationspersonen diejenigen Eigenschaften des Selbsts eines Individuums repräsentieren, die nicht mit seinen eigenen Aspirationen übereinstimmen. Im Einklang mit den Theorien der kognitiv-affektiven Konsistenz strebt man nach einer inhaltlich möglichst konsistenten Identität. Dies gelingt einem entweder durch die Umbewertung von sich selbst und der signifikanten Anderen, oder durch die Festlegung neuer Werte und Überzeugungen in Übereinstimmung mit den neuen „zusätzlichen“ Identifikationen (additional identifications) mit bis jetzt nicht bekannten Personen oder Perspektiven, die einen neuen Kontext zur Selbstbewertung und Selbstwahrnehmung sowie Fremdbewertung und Fremdwahrnehmung darstellen.

Im Laufe der Ontogenese wird man nicht nur mit der Lösung der aktuellen Konfliktidentifikationen konfrontiert, sondern auch mit der Überarbeitung der frühen (meist kindlichen) Identifikationen. Damit verbunden sind die Entwicklung neuer Identifikationen mit Individuen und Gruppen sowie die Überprüfung des bestehenden Wertesystems. Dies muss jedoch nicht unbedingt zu einem positiven Selbstbild führen. In Anlehnung an die Theorie der Ego-Identität von E. Erikson führt Weinreich das Konzept der Identitätsdiffusität (identity diffusion) ein. Im Unterschied zu Erikson beschreibt Weinreich den Zustand der Identitätsdiffusität nicht in der Terminologie der klinischen Symptomatologie, sondern konzentriert sich auf die dahinter liegenden psychologischen Prozesse und konzipiert die Identitätsdiffusität im Hinblick auf explizite Identifikatio-

nen mit den konkreten signifikanten Anderen: „The degree of one’s identity diffusion is defined as the overall dispersion and magnitude of one’s identification conflicts with other” (Weinreich, 2003, S. 64).

Die individuelle Entwicklung der Identität lässt sich nicht von den interpersonellen Einflüssen der sog. signifikanten Anderen (Gesellschaft, Familie, Gleichaltrige) trennen (Bačová, 1994). Die signifikanten Anderen unterscheiden sich jedoch voneinander in der Intensität, mit der sie die Identitätsentwicklung des Einzelnen beeinflussen. Man kann zwar eine hohe empathische Identifikation mit einer Person aufweisen, der wahrgenommene Einfluss kann jedoch niedrig sein (die Person muss keine wichtige Rolle im Leben des Einzelnen haben). Zur Erfassung der Intensität, mit der die signifikanten Anderen die Identitätsentwicklung beeinflussen, wird der Parameter Ego-involvement benutzt: „One’s ego-involvement with another is defined as one’s overall responsiveness to the other in terms of the extensiveness both in quantity and strength of the attributes one construes the other as possessing“ (Weinreich, 2003, S. 48).

3.3 Gesellschaftliche und kulturelle Determination der persönlichen Identität

Die Idee der gesellschaftlichen und kulturellen Determination der persönlichen Identität entstand auf Grund empirischer Befunde der Kulturanthropologen, Soziolinguisten und Psychologen. Sie weisen darauf hin, dass sowohl der Inhalt als auch die Art und Weise der Konstruktion der Identität von u. a. sozialen Strukturen, Sprache, Ritualen, Weltanschauungen, zugeschriebenen Bedeutungen und Metaphern sowie allgemeinen Lebensbedingungen abhängig sind. Die Angehörigen einer bestimmten Gesellschaft oder Kultur definieren sich selbst und bringen ihre Existenz auf eine andere Art und Weise zum Ausdruck als die Angehörigen eines anderen Kulturkreises (Kashima et al., 1995).

Aus der Sicht der Theorie des sozialen Konstruktivismus lässt sich soziale Welt und somit auch jede Kultur als sog. Text betrachten. Der Text stellt das soziale und kulturelle Material dar, das als Vorlage (Quelle) zur Definition der Welt und Selbstdefinition dient (Shotter und Gergen, 1989). Ein psychisch unreifes Individuum wird in den Text geboren und lernt ihn erst zu lesen, dekodieren und deuten. Die Konstruktion der Identität ist ein Prozess der Aneignung des Textes und zugleich dessen Gestaltung. Ein

Mensch ist nicht nur ein passives Mitglied einer Gesellschaft, sondern nimmt aktiv an der Gestaltung der kulturellen Normen, die den Text abgrenzen, teil. Es gibt daher ebenso viele Texte (soziale Welten), wie es Sozietäten, Gemeinden oder sogar Individuen gibt. Die Texte werden allerdings von Mitgliedern einer Gemeinschaft oder Kultur geteilt.

Die persönliche Identität als Text angesehen ist primär keine private Angelegenheit des Einzelnen. Sie ist eine soziale Konstruktion, die von dominanten Personen im gegebenen kulturellen und sozialhistorischen Kontext gestaltet wird und zur Verstärkung ihrer Machtposition dient.

Zweifelsohne besteht z. B. ein Zusammenhang zwischen dem individualistischen Charakter der westeuropäischen und nordamerikanischen Kultur und der Art und Weise, wie dieser Kulturtyp das Individuum gestaltet und interpretiert. Als Resultat der psychologischen Forschungen, die überwiegend auf der Population der Hochschulstudenten in den USA basieren, entstand ein psychologisches Persönlichkeitsbild, das eine Person als „eine unabhängige, klar abgegrenzte und autonome Entität ansieht, die eine einzigartige Konfiguration der inneren Eigenschaften – von Zügen, Fertigkeiten, Motiven und Werten - darstellt“ (Bačová, 1997, S. 229)¹⁰. Es wird implizit vorausgesetzt, dass das Verhalten von Menschen auf ihre innere Eigenschaften zurückzuführen ist. Die Identitätsentwicklung wird von diesem Bild geprägt. Man konstruiert seine Identität (mittels der) mit Hilfe von Begriffen wie: individualistisch, unabhängig, autonom, tätig, idiozentrisch, abgegrenzt u. ä. Die Begriffe bilden gewisse „kulturelle Imperative“ der Identitätskonstruktion.

Den Gegenpol zum Persönlichkeitsbild in den westlichen Kulturen bildet die Philosophie der asiatischen Kultur und in gewissem Maße auch die Kultur der mittel- und osteuropäischen Ländern. Die Identität wird (mittels der) mit Hilfe von Begriffen gestaltet, die eine gegenseitige Abhängigkeit und Verbundenheit ausdrücken: holistisch, kollektivistisch, soziozentrisch, allozentrisch, abhängig, gesellschaftlich u. ä.

Markus und Kitayama (1991) behaupten, dass die kulturell normierte Konstruktion von sich selbst die gesamte individuelle Erfahrung (inklusive der kognitiven Prozesse,

¹⁰ „psychologický obraz osobnosti ako nezávislej, presne ohraničenej a autonómnej entity, ktorá predstavuje jedinečnú konfiguráciu vnútorných atribútov - črt, schopností, motívov a hodnôt (Übersetzung aus dem Slowakischen, Vápenka).

Emotionen und Motivation) beeinflussen kann. Hier stellt sich die Frage nach den sog. „culture free“ Aspekten der Kognition, Emotionen und Motivation.

Kashima et al. (1995) haben treffend bemerkt, dass man dieselben Begriffe sowohl zur Beschreibung der kulturellen als auch der auf das Geschlecht bezogenen Unterschiede benutzt. Der kulturelle Individualismus wird mit der Identität eines Mannes, die vor allem als Abgrenzung von anderen verstanden wird, verglichen. Der kulturelle Kollektivismus wird mit der Identität einer Frau verglichen – sie wird durch Beziehungen zu den anderen verstanden. Sind aber Frauen tatsächlich ähnlich wie Asiaten? Kashima et al. verglichen die Ausprägung der individualistischen, kollektivistischen und relationalen Dimensionen der Selbstkonstruktion von Männern und Frauen in fünf Kulturen: zwei individualistischen (USA und Australien), zwei kollektivistischen (Japan und Korea) und einer, die beide Dimensionen vertritt (Hawaii). Die relationale Dimension der Selbstkonstruktion (relational dimension of the self-construal) misst „the extent to which people regard themselves as emotionally related to others“ (Kashima et al., 1995, S. 932). Sie kamen zum Ergebnis, dass die kulturellen Unterschiede am deutlichsten in der individualistisch-kollektivistischen Dimension der Selbstkonstruktion in Erscheinung treten, wobei die Geschlechterunterschiede in der relationalen Dimension der Selbstkonstruktion zum Tragen kommen. Sie räumen ein, dass sich die kulturellen und die auf das Geschlecht bezogenen Unterschiede nur wenig überlappen und in Anlehnung an die kulturell-evolutionäre Theorie von Sahlins und Service (1960 in Kashima et al., 1995) fügen sie ferner hinzu (weiter zu): „... a gender difference has emerged within a particular ecosystem, whereas a cultural difference has emerged between different ecosystems“ (S. 926).

Der Beziehungsaspekt der Selbstkonstruktion spielt eine schlüssige Rolle in der „soziologisch-psychoanalytischen“ Theorie des Verlaufs weiblicher und männlicher Identitätsentwicklung von Chodorow (1978). Der Theorie nach verläuft der Individualisierungsprozess des kleinen Jungen als Abgrenzung von der Mutter über Abwertung und Negation des in der Mutterbeziehung entstandenen Weiblichen in sich selbst und des Weiblichen in der sozialen Welt. Er errichtet und erhält seine Ich-Grenzen durch Distanzierung, Kontrolle, Macht und Aggression. Die Individuation des kleinen Mädchens vollzieht sich in Identifikation und Dialog mit der Mutter, in der Beziehung mit ihr bleibend, aber damit auch unvollständiger, unter Unterdrückung von Autonomiebedürfnissen (Bilden, 1991).

Trotz gewisser Veränderungen in der Auffassung der auf das Geschlecht bezogenen Identität ist der Einfluss der in unserer Gesellschaft traditionellen Sichtweise der Weiblichkeit und Männlichkeit immer noch stark spürbar. Empirische Forscher finden immer wieder, dass Frauen stärker daran interessiert sind, sich über soziale Beziehungen, über Partnerschaft und Familie zu definieren (Archer, 1992; Patterson et al., 1992 in Mietzel, 2002), während für Männer die Selbständigkeit im Vordergrund steht (Cramer, 2000 in Mietzel, 2002).

Die Variabilität der inhaltlichen und prozessualen Aspekte der Identität lässt sich nicht nur aus der kulturellen, sondern auch aus einer sozialhistorischen Perspektive betrachten. Baumeister (1987) vergleicht den Prozess des Identitätsaufbaus im Mittelalter und in der Gegenwart. Er findet heraus, dass die Identität im Mittelalter hauptsächlich durch passive und stabile Prozesse erreicht wurde. Man wurde mittels sozialer Einordnung und seiner Verwandtschaft, in die man geboren wurde, definiert. Auch das Geschlecht determinierte eindeutig die Lebensrichtung. Die Komponenten der Identität wurden im Voraus festgelegt. Erst die gesellschaftlichen Änderungen in Richtung des politischen Pluralismus und wirtschaftlichen Wohlstandes in der modernen (zumindest westlichen) Gesellschaft erhöhen die Möglichkeiten eines Einzelnen, den Inhalt seiner Identität mehr oder weniger frei zu wählen und sie multidimensional zu gestalten.

3.4 Zusammenfassung

Die Identität stellt ein komplexes, mehrdeutiges, integratives und interdisziplinäres Konzept dar. Die Identität wurde intrapersonal (als das Bewusstsein eigener Ganzheitlichkeit, Authentizität, Kontinuität und Stabilität bezogen auf internalisierte persönliche Werte und Normen), interpersonal (als das Erleben und die Ausübung internalisierter sozialer Rollen) und sozial (als das Erleben der Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen) definiert.

Es wurden verschiedene psychologische Auffassungen des Konzepts Identität sowie verschiedene Theorien, die sich mit der Identität hinsichtlich ihres Inhalts und ihrer Entwicklung befassen, vorgestellt. Im Mittelpunkt standen die Theorien, die eine Basis für die „Identity Structure Analysis“ von P. Weinreich darstellen, die im Wesentlichen

den Arbeitsrahmen der Studie bildet. Es wurden die Grundkonzepte der ISA beschrieben.

Die Entwicklung der Identität lässt sich sowohl aus der inhaltlichen als auch der prozessualen Sicht von bestimmten kulturellen, gesellschaftlichen sowie soziohistorischen Bedingungen nicht trennen.

4 Untersuchungsziel, Fragestellung und Hypothesen

4.1 Einführung

Da die empirischen Befunde auf dem Gebiet der Geschlechtsidentitätsforschung auf beschränkte Gültigkeit der biologischen und psychosozialen Theorien sowie auf aktuelle Änderungen der auf das Geschlecht bezogenen Verhaltenskriterien hinweisen, wird bei dem Untersuchungsplan vom Prozessmodell der Geschlechtsidentität von Trautner (1991) ausgegangen. Basierend auf der ISA und Methodik IDEX von Weinreich (2003) wird Implementierung der geschlechtstypischen Eigenschaften (Geschlechterstereotypen) in die Geschlechtsidentität sowie die in den psychologischen Theorien der Geschlechtsidentität dominierende Identifikationshypothese zur Entwicklung der Geschlechtsidentität bei Männern mit unterschiedlichem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung, nämlich Heterosexuellen, Homosexuellen und Männern mit transsexueller Biographie, überprüft.

Da hetero-, homo- und transsexuelle Männer in unterschiedlichen Phasen ihrer psychosexuellen Entwicklung nicht nur Unterschiede aufweisen, sondern auch Ähnlichkeiten, ist es unmöglich, globale Hypothesen über die Auswirkungen des Verlaufs der psychosexuellen Entwicklung auf die Konstruktion der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität formulieren zu können.

Studien zur Geschlechtsidentität der Individuen mit intersexuellen Syndromen und Transsexualität stoßen auf teilweise widersprüchliche und beschränkte Erklärungsansätze der biologischen und psychosozialen Theorien zur Entwicklung der Geschlechtsidentität, die immer noch oft als Gegenpole angewandt werden, auf unidirektionaler Kausalität basieren, von einem idealen Verlauf der Geschlechtsidentitätsentwicklung ausgehen und Homogenität der Gruppen hinsichtlich des biologischen Geschlechts voraussetzen. Ebenso wenig lässt sich der Zusammenhang zwischen den geschlechtstypischen Eigenschaften und Verhaltensweisen auf einer Seite und dem biologischen Geschlecht sowie der sexuellen Orientierung auf der anderen Seite mit Hilfe von biologischen oder psychosozialen Theorien der Geschlechtsidentität im Sinne der unilinearen Kausalität zufrieden stellend erklären. Die biologischen Theorien setzen genetische Faktoren, hormonelle Einflüsse und neuronale Strukturen voraus, die eine zentrale Rolle in der

Ethiologie der sexuellen Orientierung und Transsexualität sowie in der Entwicklung der geschlechtstypischen Wahrnehmung und des geschlechtstypischen Verhaltens spielen. Die psychosozialen Theorien betonen die Wichtigkeit der psychologischen und Umweltfaktoren, wie z. B. Sozialisation und Einfluss wichtiger Anderen. In der empirischen Forschung fehlt häufig eine Integration beider theoretischer Herangehensweisen. Auf Grund neuer empirischer Befunde ist zwar davon auszugehen, dass die sexuelle Orientierung und die Kerngeschlechtsidentität per se biologisch determiniert werden, beide Variablen haben jedoch einen erheblichen Einfluss auf die Selbstwahrnehmung sowie darauf, wie man von seiner Umgebung wahrgenommen und akzeptiert wird. Inwieweit die Reaktionsmuster der Eltern zur Gestaltung des geschlechtlichen Selbstkonzepts beitragen und ob sich überhaupt solche spezifischen Reaktionsmuster ableiten lassen, bleibt auf Grund der methodischen Schwierigkeiten weiter hin offen.

Noch schwieriger scheint die Problematik vor dem Hintergrund des z. Z. stattfindenden Wandels der Normen des geschlechtstypisierten Verhaltens. Die Vorstellungen über angemessene Eigenschaften und Verhaltensweisen von Männern bzw. von Frauen werden teilweise neu konstruiert. Es steigt die Tendenz zu stärker egalitären Rollenauffassungen und die geschlechtsbezogene Bedeutung einzelner Eigenschaftsbegriffe verändert sich ebenso (Joas, 2001; Swazina, Waldherr und Maier, 2004). Somit ändern sich die Lebensbedingungen für „geschlechtsuntypische Personen“, und auch für die meisten Heterosexuellen ergeben sich neue Anforderungen an die Entwicklung der Geschlechtsidentität. Ob sich tatsächlich ein Wandel der Normen des geschlechtstypisierten Verhaltens vollzogen hat oder Veränderungen der sozialen Erwünschtheit der in den traditionellen Messinstrumenten (vor allem BSRI und PAQ) beinhalteten Eigenschaftsbegriffe vor sich gingen, lässt sich noch schwer eindeutig sagen. Es entstehen einerseits Fragen nach der Plausibilität und Validität der traditionellen Messinstrumente sowie andererseits nach der Beweiskraftigkeit der mit diesen Instrumenten festgestellten Unterschiede im geschlechtlichen Selbstkonzept und dessen Zusammenhang nicht nur mit dem biologischen Geschlecht, sondern auch mit der sexuellen Orientierung, der transsexuellen Identität und den Entwicklungsfaktoren.

Im deutschsprachigen Raum wurden die amerikanischen Originalversionen von BSRI und PAQ neukonstruiert, indem man die Attribute entweder auf soziale Erwünschtheit für Männer und Frauen für den deutschsprachigen Raum (Altstötter-Gleich,

2004; Schneider-Dürker und Kohler, 1988) oder auf ihre interne Validität überprüft hat (Brenkelmann und Henrich, 1987).

Die Meta-Analyse von Twenge (1997) zeigt, dass die Maskulinitätswerte sowohl im BRSI als auch im PAQ, von 1974 bis zur Mitte der 1990er Jahre deutlich anstiegen, und zwar sowohl bei Männern als auch im noch stärkeren Maße bei Frauen. Gleichzeitig fand sich beim BSRI eine generelle Zunahme der Femininitätswerte von Männern, während die Femininitätsratings von Frauen stabil blieben.

Die Studien haben bis jetzt überwiegend das biologische Geschlecht als unabhängige Variable berücksichtigt. Weitere Anwendungen der Messinstrumente z. B. zur Vorhersage der sexuellen Orientierung wurden noch nicht im deutschsprachigen Raum geprüft. Ein weiterer mangelhafter Aspekt der bisherigen Studien, die auf den Zusammenhang der geschlechtstypischen Eigenschaften (Geschlechtsstereotypen) und Verhaltensweisen mit dem biologischen Geschlecht, der sexuellen Orientierung und Transsexualität fokussierten, ist, dass sie sich lediglich auf den Status quo im Selbstbild konzentrierten, die Gruppen nicht direkt verglichen oder einzelne Komponenten der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität getrennt behandelten. Die Unterschiede zwischen Männern und Frauen, zwischen Hetero- und Homosexuellen sowie Hetero- und Transsexuellen wurden zwar mit den traditionellen Messinstrumenten gut empirisch belegt, ermöglichten jedoch keinen Einblick in die Dynamik der Verinnerlichung der Geschlechtsstereotypen als Bausteine der Identität und Bewertungsprozesse (appraisal processes) sowie in die ganze Struktur der psychosozialen Ebene der Geschlechtsidentität und deren Entwicklung. Darüber hinaus wurde vorausgesetzt, dass die sog. Geschlechtsstereotypen automatisch ein fester Bestandteil der Geschlechtsidentität sind. Man kann zwar dem stereotypischen maskulinen oder femininen Bild entsprechen, daraus geht jedoch nicht hervor, wie man die Geschlechterstereotypen bewertet, sie als Bestandteil der subjektiven Konstruktion der Geschlechtsidentität wahrnimmt und in den Prozess der Bewertung seiner selbst sowie anderer Personen einbezieht. „Two people, attributing the same characteristics to another but with alternative affective connotations, evaluate that other differently“ (Weinreich, 2003, S. 46). Die Studien blieben auf der deskriptiven Ebene und die Interpretation der Ergebnisse ließ die integrative Art möglicher kausaler Faktoren außer Acht.

4.2 Untersuchungsziel

Untersuchungsziel war es, im Rahmen eines explorativen Vergleichsuntersuchungsplans die Auswirkungen von den Unterschieden in der psychosexuellen Entwicklung sowie in den Sozialisationsbedingungen auf die Implementierung der geschlechtstypischen Eigenschaften (Geschlechtsstereotypen) in die Konstruktion der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität bei Männern zu untersuchen.

4.3 Fragestellung und Hypothesen

Auf Grund der in der Einführung geschilderten zusammengefassten Befunde zur Erforschung des Zusammenhangs zwischen der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität und der sexuellen Orientierung und der transsexuellen Identität stellen sich für die vorgelegte Untersuchung folgende Fragen:

Lassen sich vor dem Hintergrund des Wandels der Geschlechterstereotypen immer noch Unterschiede zwischen Männern mit heterosexueller, homosexueller und transsexueller Entwicklung feststellen hinsichtlich:

1. der Rolle, die die Geschlechterstereotypen in ihrem auf die Geschlechtsidentität bezogenen Bewertungssystem spielen?

Die bisherige Forschung des geschlechtlichen Selbstkonzepts bei hetero-, homo- und transsexuellen Männern, die sich mit der rein kognitiven Seite des Selbstkonzepts beschäftigt habe, konnte belegen, dass die Femininitätswerte bei den Homosexuellen höher sind als bei Heterosexuellen (Bem, 1996; Danneker, 2001; Lippe, 2000; Vgl. Kap.2.5.3.1). Transsexuelle erreichen meistens dieselben Femininitätswerte wie die Heterosexuelle (Danneker, 2001; Pfäfflin, 1993). Vergleich mit Homosexuellen fehlt. Anwendung der Methodik IDEX ermöglicht nun den Einblick in das individuelle Wertsystem und Identitätsstruktur. Unser Selbstkonzept stellet nämlich ein individuelles Wert- und Identifikationssystem der Konstrukte dar, die sowohl einen kognitiven, als auch einen affektiven Aspekt enthalten (Thornton, 2000; Weinreich und Saunderson, 2003). In Bezug auf die Theorie der kognitiv-affektiven Konsistenz, die besagt, dass die kognitiv-affektive Dissonanz als ein unangenehmer psychologischer Zustand empfunden wird, der ein Individuum zur Auflösung der Dissonanz und zum Erreichen der Konsonanz motiviert und dass man ein Gleichgewicht in

seinem kognitiv-affektiven System anstrebt (vgl. Kap. 3.2.5) Es wird daher erwartet, dass die femininen Konstrukte nicht nur kognitiv, sondern auch affektiv bei Homosexuellen eine zentralere Stellung im Wertesystem einnehmen als die maskulinen.

Hypothese 1:

Die Homosexuellen weisen eine höhere affektiv-kognitive Kompatibilität (strukturelle Stärke) der Identitätskonstrukte bei den femininen und niedrigere bei den maskulinen Konstrukte auf als Hetero – und Transsexuellen.

2. der Konstruktion des geschlechtlichen Selbstkonzepts auf der persönlichen und sozialen Ebene in der Gegenwart und Vergangenheit (Selbstwahrnehmung)?

In diesem Teil sollten die Befunde zum geschlechtlichen Selbstkonzept auf die unterschiedlichen Facetten von sich selbst erweitern werden. Es soll nicht nur das Selbstkonzept in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit und das ideale Selbstbild erforscht werden.

Homosexuelle erleben sich meistens anders und ungenügend männlich im Vergleich mit heterosexuellen Männern (Bem, 1996; Friedmann, 1993; Grosmann, 2002; Lippa, 2000). Die FzM Transsexuelle empfinden von klein auf, dass sie genauso männlich sind, wie biologische Männer. Zugleich wird ihnen im Laufe der Entwicklung klar, dass sie keine lesbischen Frauen sind, sondern überwiegend heterosexuelle Männer, die mit einem weiblichen Körper ausgestattet sind (Pfäfflin, 1993; Sigusch, 1997). Dementsprechend wird erwartet:

Hypothese 2:

Ausprägung der Maskulinität im Selbstkonzept in der Gegenwart sowie Vergangenheit ist bei Homosexuellen niedriger als bei Hetero- und Transsexuellen.

Hypothese 3:

Ausprägung der Femininität im Selbstkonzept in der Gegenwart ist bei Homosexuellen größer als bei Hetero- und Transsexuellen.

Entwicklungspsychologisch kommt es dazu, dass die Homosexuelle und Transsexuelle meistens bis zum Anfang der Pubertät eine ähnliche Entwicklung durchlaufen. Sie empfinden sich anders als die heterosexuellen Männer gerade in der höheren Ausprägung der Femininität (z.B. Friedmann, 1993; Grosman, 2002; Zucker und Green, 1992). Was die Transsexuelle von Homosexuellen unterscheiden sollte ist die höhere Ausprägung der Maskulinität, wie es in der Hypothese 2 formuliert wurde. In Bezug auf die Femininität in der Vergangenheit wird vermutet:

Hypothese 4:

Ausprägung der Femininität im Selbstkonzept in der Vergangenheit war bei Heterosexuellen niedriger als bei Homo- und Transsexuellen.

Die Maskulinität stellt die Basis für das Männlichkeitsempfinden der Transsexuellen. Da ihre Geschlechtsidentität nicht aus dem körperlichen Empfinden herauspringt, lässt sich vermuten, dass der maskuline Stereotyp besonders erwünscht ist. Die Untersuchungen von Shapiro (1991) oder Weiss (1998) liefern ein Hinweis auf gewissen Konservatismus.

Hypothese 5:

Die Transsexuellen weisen eine höhere Ausprägung der Maskulinität und eine niedrigere Ausprägung der Femininität im idealen Selbstbild auf als Hetero- und Homosexuelle.

Erforschung der Transsexualität konnte zeigen, dass sich die Femininitäts- und Maskulinitätswerte unter dem Einfluss von Androgen in Richtung des Identifikationsgeschlechts verändern, bzw. sie bringen die Veranlagung zum Ausdruck (Bosinski, 2000; Pfäfflin, 1993).

Hypothese 6:

Transsexuelle weisen einen höheren Zuwachs an Maskulinität sowie einen niedrigeren Zuwachs an Femininität im Selbstkonzept auf als Hetero- und Homosexuelle.

Im folgenden Abschnitt sollen die Erkenntnisse zur persönlichen Ebene des geschlechtlichen Selbstkonzepts um die soziale Ebene erweitern werden. Die Hypothesen wurden in Anlehnung an die Hypothesen bezogen auf die persönliche Ebene des Selbstkonzepts formuliert.

Hypothese 7:

Homosexuelle identifizieren sich empathisch mit männlichen Personen in der Gegenwart sowie Vergangenheit weniger als Hetero- und Transsexuelle.

Hypothese 8:

Homosexuelle identifizieren sich empathisch mit weiblichen Personen in der Gegenwart mehr als Hetero- und Transsexuelle.

Hypothese 9:

Heterosexuelle identifizieren sich empathisch mit weiblichen Personen in der Vergangenheit weniger als Homo- und Transsexuelle.

Hypothese 10:

Transsexuelle weisen einen höheren Zuwachs an empathischer Identifikation mit Männern und einen niedrigeren Zuwachs an empathischer Identifikation mit Frauen auf als Hetero- und Homosexuelle.

3. des Einflusses von Identifikationspersonen und Sozialisationsbedingungen auf die Entwicklung des geschlechtlichen Selbstkonzepts? Lassen sich Entwicklungsmuster, die den traditionellen psychologischen Theorien zur Entwicklung der Geschlechtsidentität entsprechen, identifizieren?

Laut der ISA liegen der Entwicklung der Identität folgende Identifikationsprozesse zugrunde: idealistische Identifikation, Kontraidentifikation und Konfliktidentifikation (Weinreich und Saunderson, 2003). Bei der Entwicklung der Geschlechtsidentität wird theorieübergreifend davon ausgegangen, dass ein starker Einfluss der wichtigen Anderen des eigenen Geschlechts eine notwendige Voraussetzung zur Herausbildung der Geschlechtsidentität darstellt (das Word Einfluss wird im Rahmen der psychoanalyti-

schen Theorien dem Wort Identifikation gleichgesetzt, im Rahmen der sozialen Lehrtheorie dem Wort Imitation, im Rahmen der kognitiven Einsätze den Worten Interaktion). Es wurde belegt, dass Homosexuelle engere und innigere Beziehungen zu Frauen und zur Mutter haben und dass ihr Verhältnis zum Vater distanzierter ist als bei Heterosexuellen (Dannecker, 2001; Hammelstein; 2007). Es wird daher erwartet:

Hypothese 11:

Homosexuelle identifizieren sich idealistisch mit männlichen Personen weniger und mit weiblichen Personen mehr als Hetero- und Transsexuelle.

Hypothese 12:

Homosexuelle kontraidentifizieren sich mit weiblichen Personen weniger als Hetero- und Transsexuelle.

Hypothese 13:

Transsexuelle weisen eine höhere Konfliktidentifikation in der Gegenwart und Vergangenheit mit weiblichen Personen als Hetero- und Homosexuelle.

Hypothese 14:

Homosexuelle weisen einen niedrigeren Score des Ego-Involvement mit männlichen Personen und einen höheren Score des Ego-Involvement mit weiblichen Personen auf als Hetero- und Transsexuelle.

Hypothese 15:

Homosexuelle im Vergleich mit Hetero- und Transsexuellen hatten ein besseres Verhältnis zu ihrer Mutter als zu ihrem Vater.

Hypothese 16:

Homosexuelle hatten mehr weibliche und wenige männliche Freunde in ihrer Kindheit als Hetero- und Transsexuelle.

4. der stereotypische Wahrnehmung und Bewertung von Männern und Frauen (Fremdwahrnehmung und Fremdbewertung)?

Für die Transsexuelle, anders als für Hetero- und Homosexuelle, repräsentiert das geschlechtliche Selbstkonzept die geschlechtliche Beständigkeit. Die körperliche Geschlechtsangehörigkeit ist für Transsexuelle etwas veränderbares (Diamond, 2000). Die Einpassung in die dichotome Geschlechtsordnung ist für sie aus der Sicht lebenswichtig. Die geschlechtliche Sicherheit kommt bei Transsexuellen jedoch von der Psyche – Kognition - her. In diesem Sinne ist die Bewahrung der kognitiven Integrität als Wahrung der Selbstwahrnehmung und somit der eigenen Identität, nur dann gewährleistet, wenn das Geschlecht des/der anderen nicht nur durch seinen/ihren Körper gesichert ist. Den kann man ja ändern. Geltungsverlust der Geschlechterstereotype könne für die Transsexuelle Identitätsverlust bedeuten (Laqueur & Gallagher, 1986). Daher lässt sich erwarten:

Hypothese 17:

Transsexuelle nehmen die männlichen und weiblichen Personen stereotyper wahr als Hetero- und Homosexuellen.

Weiterhin in Bezug auf die Theorie der sozialen Identität soll gelten:

Hypothese 18:

Transsexuelle bewerten die stereotypischen männlichen Personen positiver als Hetero- und Homosexuellen.

5. des Selbstwertgefühls (der Selbstbewertung)?

Es hat sich erwiesen, dass es vorwiegend die Maskulinitätskomponente ist, die zum höheren Selbstwertgefühl beiträgt (Lubinski et al. 1983; Taylor und Hall 1982 in Bierhoff-Alfermann, 1989). Die Homosexuellen werden bereits von der Kindheit auf mit dem Gefühl, nicht dazuzugehören, konfrontiert. Die „gestörte“ Geschlechtsidentität sowie die homosexuellen Phantasien, die weder wie die eines Mädchens noch eines Jungen sind und somit mit niemandem geteilt werden können, resultieren in einer nichtmännlichen Selbstrepräsentanz. Das Männlichkeitsideal wird nicht erreicht. Da die Beurteilung von sich selbst als männlich in der Regel von positiven sozialen Beziehungen zu anderen männlichen Personen abhängt, wirkt sich das nichtmännliche Selbstbild bei homosexuellen Jungen negativ auf ihr Selbstwertgefühl aus (Friedman, 1993). Transsexuelle erreichen zwar die Maskulinitätswerte der Heterosexuellen in der Ver-

gangenheit, durch ihre körperliche „Unzulänglichkeit“ fühlen sie sich sehr beeinträchtigt. Die durch die Hormoneinnahme angeregte körperliche Verwandlung und Veränderung der juristischen Identität verleihen ihnen im idealen Fall zusätzliches Selbstvertrauen (Hartmann und Becker, 2002; Weiss und Maresova, 1998).

Hypothese 19:

Hetero- und Transsexuelle weisen ein höheres Selbstwertgefühl in der Gegenwart auf als Homosexuelle.

Hypothese 20:

Heterosexuelle wiesen ein höheres Selbstwertgefühl in der Vergangenheit auf als Homo- und Transsexuelle.

6. des Einflusses auf die persönlichen Normen des geschlechtsspezifischen Verhaltens (Normative Geschlechtsrollenorientierung)?

Die Untersuchungen von Shapiro (1991) oder Weiss (1998) beweisen konservative Einstellung der Transsexuellen der Ausübung der Geschlechterrollen gegenüber. Deswegen:

Hypothese 21:

Transsexuelle sind gegenüber der Ausübung von Geschlechterrollen konservativer eingestellt als Hetero- und Homosexuelle.

7. Welche selbstkonzeptbezogene Variable und Entwicklungsfaktoren trennen, bzw. vorhersagen die einzelnen untersuchten Gruppen am besten?

4.4 Zusammenfassung

Die Tabelle 4.1 bietet einen zusätzlichen Überblick über die in den Hypothesen enthaltenen Aussagen über die inhaltlichen sowie entwicklungsmaßige Aspekte der Geschlechtsidentität, die Veränderungen im Laufe der Entwicklung der Probanden aufweisen. Die leeren Zellen bedeuten, dass keine Aussagen bezüglich der Variablen im

jeweiligen Zeitpunkt enthalten sind, weil da keine Unterschiede zu erwarten sind, oder die Aussagen keinen Sinn ergeben.

Tabelle 4.1 Unterschiede und Ähnlichkeiten in der Entwicklung der Homo-, Hetero- und Transsexuellen bezogen auf die erforschten Aspekte der Geschlechtsidentität

Erforschte Aspekte	Vergangenheit	Gegenwart	Zukunft
Maskulinität	H < (HT, TS)	H < (HT, TS)	(H, HT) < TS
Femininität	HT < (H, TS)	H > (HT, TS)	TS < (H, HT)
Zuwachs M		TS > (H, HT)	
Zuwachs F		TS < (H, HT)	
EIM	H < (HT, TS)	H < (HT, TS)	
EIF	HT < (H, TS)	H > (HT, TS)	
Zuwachs EIM		TS > (H, HT)	
Zuwachs EIF		TS > (H, HT)	
IIM		H < (HT, TS)	
IIF		H > (HT, TS)	
KIF		H < (HT, TS)	
KOF	H < (HT, TS)	H < (HT, TS)	
EGOM		H < (HT, TS)	
EGOF		H > (HT, TS)	
Selbstwertgefühl	HT > (H, TS)	H < (HT, TS)	
Stereotypische Wahrnehmung		TS > (HT, H)	
Bewertung der Männer		TS > (HT, H)	
SPM		H < (HT, TS)	
SPF		H > (HT, TS)	

H ... Homosexuelle
 HT ... Heterosexuelle
 TS ... Transsexuelle
 Zuwachs M ... Zuwachs an Maskulinität
 Zuwachs F ... Zuwachs an Femininität
 EIM ... empathische Identifikation mit Männern
 EIF ... empathische Identifikation mit Frauen
 Zuwachs EIM ... Zuwachs an Maskulinität
 Zuwachs EIF ... Zuwachs an Femininität
 IIM ... idealistische Identifikation mit Männern
 IIF ... idealistische Identifikation mit Frauen
 KIF ... Kontraidentifikation mit Frauen

KOF ... Konfliktidentifikation mit Frauen
EGOM ... Ego-Involvement mit Männern
EGOF ... Ego-Involvement mit Frauen
SPM ... strukturelle Stärke maskuliner Konstrukte
SPF... strukturelle Stärke femininer Konstrukte

5 Methodik

5.1 Einführung

Um die Hypothesen dieser Untersuchung zu prüfen, wird im Wesentlichen zur Auswertung der erhobenen Daten die auf der Theorie ISA basierende Methodik IDEX benutzt. Die Methode erfasst die charakteristische Art und Weise, die man zur Bewertung von sich selbst und von den Personen, die einem wichtig sind, sowie zur Bewertung der Situationen oder Ereignisse, in denen man sich befindet, benutzt. Das Schlüsselprinzip der Herangehensweise von ISA lautet: „A person’s appraisal of the social world and its significance is an expression of his or her identity” (Weinreich und Saunderson, 2003, S. xix).

Die Methode ermöglicht das Ausmaß der Identifizierung mit den Konstrukten (in unserem Fall mit den geschlechtstypischen Eigenschaften) sowie zugleich mit den Personen, die einen wichtigen Einfluss auf die Sozialisation hatten (wichtige Andere), direkt zu erfassen. Die Methode überwindet somit Mängel der klassischen in der Geschlechtsidentitäts- und Geschlechtsrollenforschung angewandten Instrumente, indem sie nicht nur den Status quo im Selbstbild zeigt, sondern auch einen Einblick in die Dynamik der Verinnerlichung der geschlechtstypischen Eigenschaften (Geschlechtsstereotypen) als Bausteine der Identität und Bewertungsprozesse (appraisal processes) vor dem Hintergrund der Identifikationsprozesse ermöglicht.

5.2 Untersuchungsplan

Im Rahmen eines explorativen Vergleichsuntersuchungsplans wurden die in der Tabelle 5.1 aufgeführten Aspekte der Geschlechtsidentität und deren Entwicklung entsprechend der individuellen Definitionsebene der Geschlechtsidentität nach Trauter (1986) als abhängige Variablen bei drei Gruppen der Männer mit unterschiedlichem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung als unabhängige Variablen erfasst und verglichen.

Tabelle 5.1 Erforschte Aspekte der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität – abhängige Variablen

Erforschte Aspekte der individuellen Ebene der Geschlechtsidentität	Gemessene Variablen und ihre Ebene	Messinstrument		
<i>Kognitive</i>	Selbstkonzept eigener Maskulinität-Femininität (Selbstwahrnehmung)	Persönliche Ebene	Gegenwärtiges Selbst	GERO-Skala
			Selbst in der Vergangenheit	GERO-Skala
			Ideales Selbst	GERO-Skala
			Zuwachs an Maskulinität-Femininität	GERO-Skala
		Soziale Ebene	Gegenwärtige	GERO-Skala
			Empathische Identifikation	IDEXMONO
			Empathische Identifikation in der Vergangenheit	GERO-Skala IDEXMONO
			Zuwachs an empathischer Identifikation	GERO-Skala IDEXMONO
			Konzept der Maskulinität-Femininität (Fremdwahrnehmung)	GERO-Skala
<i>Emotionale</i>	Selbstbewertung (Selbstwertgefühl)		GERO-Skala	
			IDEXMONO	
	Fremdbewertung		GERO-Skala	
			IDEXMONO	
<i>Verhaltensmäßige</i>	Normative Geschlechtsrollenorientierung	NGRO		
<i>Entwicklungsmäßige</i>	Verhältnis zu Eltern		Demografischer Fragebogen	
			Demografischer Fragebogen	
	Verhältnis zu Freunden		Demografischer Fragebogen	
			Demografischer Fragebogen	
	Ego-Involvement in der Gegenwart und Vergangenheit		GERO-Skala	
			IDEXMONO	
		Idealistische Identifikation in der Gegenwart und Vergangenheit		GERO-Skala
				IDEXMONO
Kontraidentifikation in der Gegenwart und Vergangenheit		GERO-Skala		
		IDEXMONO		
Konfliktidentifikation in der Vergangenheit		GERO-Skala		
		IDEXMONO		
Bewertungssystem	„Structural pressure of the construct“		GERO-Skala	
			IDEXMONO	

5.3 Stichprobe

Die Stichprobe setzt sich aus insgesamt 191 Probanden, 81 heterosexuellen Männern (41.1%), 76 homosexuellen Männern (38.6%) und 34 Männern mit transsexueller Biographie¹¹ zusammen (17.3%; Männer, die als FzM TS im Sinne der Diagnose F64.0 geboren wurden und sich einer geschlechtsangleichenden Operation unterzogen haben).

Da die Entwicklung der individuellen Komponenten der Geschlechtsidentität mit der allgemeinen Identitätsentwicklung einhergeht und die erforschten Stichproben Unterschiede in ihrer psychosexuellen Entwicklung aufweisen, die ihre Lebensbedingungen und ihren Lebensstil prägt, wurden folgende Auswahlkriterien der Probanden getroffen, um möglichst homogene Vergleichsgruppen zu bekommen:

1. Alle Probanden durchlaufen z. Z. dieselbe Periode der Identitätsentwicklung. Sie befinden sich im frühen Erwachsenenalter, d.h. zwischen dem 20. und 45. Lebensjahr (Erickson, 1950).
2. Bisexuelle wurden nicht in die Stichprobe aufgenommen.
3. Alle homosexuelle Probanden sind egosynton, d. h. sie akzeptieren ihre sexuelle Orientierung.
4. Bei allen transsexuellen Probanden ist die Diagnose F64.0 festgelegt worden und sie haben sich der geschlechtsangleichenden Operation unterzogen.

Die Stichprobe der Heterosexuellen hat sich vor allem durch das Prinzip des Schneeballs aus dem Kreis der Bekannten rekrutiert. Kontakte zu Homosexuellen wurden durch Bekannte, schwulesbische Vereine und in schwulen Cafés und Klubs aufgenommen. Heterosexuelle und homosexuelle Männer kommen ausschließlich aus Berlin. Die Stichprobe der Transsexuellen war am schwierigsten zu rekrutieren, weil die meisten postoperativen Transsexuellen keine Kontakte zu ihren Ärzten oder Vereinen und Selbsthilfegruppen pflegen. Es gibt daher sehr wenig Studien der postoperativen Transsexuellen. Nur ein kleiner Teil der transsexuellen Probanden, die an dieser Studie teilgenommen haben, wurde dank mancher Fachärzte und Psychologen, die sich mit dem

¹¹ Die Stichprobe von Männern mit transsexueller Biographie wird in dieser Arbeit vereinfacht als die Gruppe der Transsexuellen bezeichnet. Diese Bezeichnung ist allerdings umstritten. Es wird jedoch keine einheitliche Terminologie im Fall in der Fachliteratur benutzt.

Thema der Transsexualität fachlich beschäftigen, erreicht. Die meisten angesprochenen Ärzte haben die Hilfe bei Rekrutierung der Stichprobe aus Zeitgründen, Datenschutzgründen und aus dem Grund, dass es sich um keine klinische Studie handelt, abgelehnt. Die meisten Probanden wurden durch Vereine, Selbsthilfegruppen und bei transsexuellen bzw. transgender Veranstaltungen bundesweit rekrutiert. Alle Probanden sind deutscher Herkunft mit Deutsch als Muttersprache.

Mit den meisten Probanden wurde der Kontakt direkt aufgenommen. In kurzer Ansprache wurden sie mit den Zielen und Ansprüchen der Untersuchung vertraut gemacht. Es wurde auf die Gewährleistung der Anonymität hingewiesen und entstandene Fragen beantwortet. Das Ausfüllen des Fragebogens nahm ungefähr 40 Minuten in Anspruch. Es erfolgte entweder an Ort und Stelle (in wenigen Fällen) oder zu Hause; in diesen Fällen wurde der Fragebogen per Post zurückgeschickt. Im Fall der Transsexuellen wurden Fragebögen auch per E-Mail abgeschickt und per E-Mail wieder zurückgeschickt.

Insgesamt wurden 420 Fragebögen verteilt. Davon kamen 213 zurück. Die Rücklaufquote beträgt somit 50.71%. Davon wurden 18 Fragebögen wegen ihres unvollständigen Ausfüllens und 5 Fragebögen wegen der Bisexualität der Probanden (darunter ein Transsexueller) aussortiert. Die Datenerhebung hat sich vor allem auf Grund der schwierigen Erreichbarkeit von Transsexuellen und der Dauer des Rücklaufs (in manchen Fällen bis zu 3 Monaten) über 16 Monaten hingezogen. Viele Transsexuellenvereine treffen sich unregelmäßig und im Fall postoperativer Transsexueller auch eher selten. Es gibt im Prinzip keinen Verein, der sich ausschließlich aus postoperativen Transsexuellen zusammensetzt. In den meisten Vereinen und Selbsthilfegruppen kommen präoperative Transsexuelle zusammen, die Postoperativen werden eher als Gäste zwecks Erfahrungsaustausch eingeladen oder sie engagieren sich im Rahmen gemeinnütziger Vereine für eine bessere rechtliche Stellung und medizinische Behandlung Transsexueller.

Im Einklang mit den Auswahlkriterien, ist es gelungen eine Stichprobe zu rekrutieren, die sich im frühen Erwachsenenalter befindet (vgl. Tabelle 5.2). Das Durchschnittsalter aller Probanden lag bei 26.6 Jahren ($SD = 5.5$). Wie Tabelle 5.2 zeigt, sind die Transsexuellen jedoch im Durchschnitt um 7 Jahre älter als die hetero- und homosexuellen Probanden. Eine univariate Varianzanalyse ergab eine hohe Signifikanz: $F(2, 187) = 29.44, p < .001$; Bonferroni Posttest: $p < .001$). Es hängt damit zusammen, dass der

Prozess der geschlechtlichen Anpassung sich insgesamt über mehrere Jahre hinzieht und in der Regel zwischen dem 25. und 30. Lebensjahr stattfindet (Fifková, Weiss et al, 2002).

Tabelle 5.2 Alter der Stichprobe in Jahren nach der psychosexuellen Entwicklung (PSE)

PSE	N	Alter			
		M	SD	Min	Max
Heterosexuelle	81	25.4	4.2	20	35
Homosexuelle	76	25.3	4.4	20	35
Transsexuelle	34	32.4	6.9	21	45
Stichprobe gesamt	191	26.6	5.5	20	45

Hinsichtlich der Ausbildung haben die Befragten insgesamt ein hohes Bildungsniveau (vgl. Tabelle 5.3.): 67.9% sind entweder Studenten oder haben ein FH- bzw. Unistudium abgeschlossen, 28.4% absolvierten eine Lehre, nur 3.7% haben keinen Schulabschluss. Ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Bildungsniveau und der psychosexuellen Entwicklung wurde mittels Chi-Quadrat nicht belegt: $\chi^2(8, N = 190) = 14.35$, ns.

Tabelle 5.3 Ausbildungsstand der Stichprobe nach PSE

PSE	Ausbildung (in %)				
	Keine	Lehre	Meister/Fach.	FH/Uni	Studenten
Heterosexuelle	5.0	20.0	2.5	22.5	50.0
Homosexuelle	2.9	19.7	10.5	28.9	38.2
Transsexuelle	2.9	35.3	2.9	35.3	23.5
Stichprobe gesamt	3.7	22.6	5.8	27.4	40.5

Wie aus Tabellen 5.4 und 5.5 zu ersehen ist, sind die meisten der Probanden ledig. Die Hälfte hat jedoch eine Partnerin bzw. einen Partner. Es ist zu bemerken, dass fast ein Drittel der Transsexuellen (doppelt so viele wie bei Heterosexuellen und dreimal mehr als bei Homosexuellen) verheiratet ist, was von guter sozialer Anpassung zeugt. Es wird immer wieder in der Fachliteratur belegt, dass die FzM TS öfter eine glücklichere Partnerschaft führen als die MzF TS (Kockot und Fahner, 1988; Weiss und Švecová, 2001). Mehr als die Hälfte der Homosexuellen hat wiederum keinen festen Partner. Obwohl statistische Signifikanzprüfung des Zusammenhangs zwischen der psychosexuellen Entwicklung und dem Fami-

lienstand durch das zweiseitige Chi-Quadrat positiv war ($\chi^2(4, N = 191) = 11.88, p < .01$) und signifikante Cramer-V-Wert .176 auf eine sehr niedrige Beziehung zwischen den genannten Variablen hinweist, sind die Daten kritisch zu betrachten. Vier Zellen (44.4%) haben nämlich eine erwartete Häufigkeit kleiner als 5 und die minimale erwartete Häufigkeit beträgt .71. Chi-Quadrat gilt als unzuverlässig, wenn mehr als 20% der Zellen erwartete Häufigkeit kleiner als 5 haben und die minimale erwartete Häufigkeit kleiner als 1 ist (Diel und Staufenbiel, 2001). Zwischen der Partnerschaft und psychosexuellen Entwicklung sowie zwischen dem Zusammenleben mit dem/der Partner/in und der psychosexuellen Entwicklung hat sich kein signifikanter Zusammenhang ergeben (Chi-Quadrat für Variable „Partner“: $\chi^2(2, N = 191) = 4.79, ns.$; Chi-Quadrat für Variable „Zusammenleben“: $\chi^2(2, N = 190) = 2.58, ns.$

Table 5.4 Familienstand der Stichprobe nach PSE (in %)

PSE	<i>ledig</i>	<i>verheiratet/verpartnert</i>	<i>geschieden</i>
Heterosexuelle	85.2	12.3	2.5
Homosexuelle	92.1	7.9	0.0
Transsexuelle	67.6	26.5	5.9
Stichprobe gesamt	84.8	13.1	2.1

Table 5.5 Zusammenleben mit dem/r Partner/in nach PSE

PSE	Partner (in %)		Zusammenleben (in %)	
	<i>Ja</i>	<i>Nein</i>	<i>Ja</i>	<i>Nein</i>
Heterosexuelle	50.6	48.1	23.8	76.3
Homosexuelle	38.2	61.8	18.4	81.6
Transsexuelle	52.9	47.1	32.4	67.6
Stichprobe gesamt	46.1	53.4	23.2	76.8

Die Tabelle 5.6 bietet einen Überblick über die Spezifika der transsexuellen Probanden. Das Durchschnittsalter des transsexuellen Bewusstwerdens beträgt 6,42 Jahren. Gewöhnlich treten die ersten Merkmale der Geschlechtsidentitätsstörung in der Kindheit zwischen dem 2. und 4. Lebensjahr auf (Fajkowska-Stanik, 2001; Zucker und Green, 1992). Es kann jedoch in dem Alter keine Aussage getroffen werden, ob sich das Kind später als Homosexuelle oder Transsexuelle entwickelt. Die Angabe des transsexuellen Bewusstwerdens soll daher eher als ein Hinweis auf das Bewusstwerden der eigenen Geschlechtsatypizität als tatsächlicher Transsexualität interpretiert werden. Die

hormonelle Behandlung dauert im Durchschnitt 5.00 Jahre. Der Minimumdauer der hormonellen Behandlung 1.3 Jahre und die vollgezogene geschlechtsangleichende Operation garantiert, dass körperliche Änderungen und Geschlechtshormonspiegel der transsexuellen Probanden vergleichbar sind. Man erreicht die körperlichen Änderungen und das Geschlechtshormonspiegel in Richtung des Identifikationsgeschlechts durch die hormonelle Behandlung ungefähr nach einem Jahr (Fifková, Weiss et al., 2002; Pfäfflin, 1993). Das Alter bei der geschlechtsangleichenden Operation war 28,76 Jahre. Dies entspricht den Angaben, die vom Alter der am häufigsten durchgeführten geschlechtsangleichenden Operation zwischen dem 25. und 30. Lebensjahr berichten (Fifková, Weiss et al., 2002; Pfäfflin, 1993).

Tabelle 5.6 Spezifika der transsexuellen Probanden

	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>Min</i>	<i>Max</i>
Alter des transsexuellen Bewusstwerdens in Jahren	6.42	3.44	1	15
Länge der hormonellen Behandlung in Jahren	5.00	3.22	1.3	12.9
Alter bei der geschlechtsangleichenden Operation in Jahren	28.76	5.78	21	43

Von weiteren Daten, die mit Hilfe des demografischen Fragebogens erhoben wurden, ergibt sich, dass die meisten der Transsexuellen (76.5%) mit dem Ergebnis der geschlechtsangleichenden Operation sehr zufrieden sind. Eindeutige Unzufriedenheit mit der geschlechtsangleichenden Operation gibt 8.8% der Transsexuellen an. Mehr als die Hälfte (61.8%) hat keinen Neopenis. Dies entspricht auch den Angaben in der Fachliteratur (z. B.: Fifková, Weiss et al, 2002; Pfäfflin, 1993).

5.4 Messinstrumente

5.4.1 IDEXIDIO; IDEXMONO

Das Computerprogramm IDEX berechnet die in der ISA (Weinreich, 2003) verankerten Identitätsindikatoren, indem es die charakteristische Art und Weise der Selbstbewertung sowie der Bewertung von wichtigen Anderen im bestimmten Kontext misst.

Der IDEXIDIO berechnet die individuellen Werte für alle Identitätsindikatoren jeder Person. Der IDEXNOMO ermöglicht den Vergleich der Durchschnittswerte aller Identitätsindikatoren für alle untersuchten Gruppen, die Darstellung der Durchschnittswerte in Tabellen und Graphen sowie ihre Überführung in statistischen Programmen wie SPSS.

Die Basis des Programms bilden sog. „Instruments“ – Bewertungsbögen mit einer Bewertungsskala. Die Instrumente beinhalten sog. „Entitäten (E)“ und „Konstrukte (c)“. „Entitäten“ sind die Objekte, die ein Proband bewertet. Das können verschiedene Aspekte von sich selbst, von anderen Personen, der Gruppe, von Institutionen, von Symbolen usw. sein. Es gibt fünf Pflichtentitäten: drei Selbstbilder (Selbst in der Gegenwart, Selbst in der Vergangenheit, Ideales Selbst) und zwei andere Entities (eine bewunderte Person; eine Person, die ich nicht mag).

Neben den oben genannten vorgeschriebenen fünf Pflichtentitäten wurden in die Untersuchung diejenigen Personen hereingezogen, die als die wichtigen Anderen den Theorien der Geschlechtsidentität nach eine bedeutsame Rolle in der Entwicklung der Geschlechtsidentität spielen. In der Tabelle 5.7 werden alle Entities und deren Operationalisierung dargestellt.

Tabelle 5.7 „Entitäten“ (E)

Facetten des Selbst und die wichtigen Anderen	Operationalisierung
Selbst in der Gegenwart	Ich bin
Selbst in der Vergangenheit	Mit 15 war ich
Ideales Selbst	Ich möchte sein
Eine bewunderte Person (an admired person)	Die Person, die ich bewundere
Eine Person, die ich nicht mag (a disliked person)	Eine mir unsympathische Person
Mutter	Meine Mutter, bzw. eine Person weiblichen Geschlechts, die mich erzogen hat, ist
Vater	Mein Vater, bzw. eine Person männlichen Geschlechts, die mich erzogen hat, ist
Eine gleichaltrige Person desselben Geschlechts	Mein Freund desselben Geschlechts und ähnlichen Alters wie ich
Eine gleichaltrige Person des anderen Geschlechts	Eine Person weiblichen Geschlechts und ähnlichen Alters wie ich, mit der ich befreundet bin
Männer	Männer sind gewöhnlich
Frauen	Frauen sind gewöhnlich

5.4.2 GERO-Skala

Als „Konstrukte“ dienen in dieser Studie die bipolaren Adjektive der GERO-Skala (Brennemann und Henrich, 1990). Die GERO-Skala wurde zur Erfassung der Maskulinität und Femininität entwickelt, indem der Extended personal Attributes Questionnaire (EPAQ; Spence, Helmreich, Holahan, 1979) auf seine interne Validität überprüft wurde. Dies führte zu einer Reduktion von ursprünglich 40 bipolaren Eigenschaften auf lediglich 16, die zwei voneinander unabhängige Subskalen der Maskulinität und Femininität jeweils mit 8 Items bilden. Die Adjektiv-Paare sind in der Tabelle 5.8 aufgelistet. Die traditionellen maskulinen Items sind links und die traditionellen femininen Items rechts

aufgeführt. Ausnahme bildet das Item „treffe leicht Entscheidungen – treffe schwer Entscheidungen“. Hier muss auf Grund der Originalversion Umpolung vorgenommen werden.

Tabelle 5.8 „Konstrukte“ ((c), Items der GERO-Skala)

	Item	Polung	
1.	Nicht selbstständig	Sehr selbstständig	M
2.	Nicht emotional	Sehr emotional	F
3.	Sehr passiv	Sehr aktiv	M
4.	Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	Fähig, sich völlig anderen zu widmen	F
5.	Nicht kämpferisch	Sehr kämpferisch	M
6.	Sehr grob	Sehr sanft	F
7.	Treffe leicht Entscheidungen	Treffe schwer Entscheidungen	F
8.	Nicht hilfsbereit	Sehr hilfsbereit	F
9.	Gebe leicht auf	Gebe nie leicht auf	M
10.	Nicht gütig	Sehr gütig	F
11.	Nicht selbstsicher	Sehr selbstsicher	M
12.	Der Gefühle anderer nicht bewusst	Der Gefühle anderer sehr bewusst	F
13.	Fühle mich minderwertig	Fühle mich überlegen	M
14.	Nicht verständnisvoll	Sehr verständnisvoll	F
15.	Verliere bei Druck die Nerven	Behalte bei Druck die Nerven	M
16.	In Beziehungen sehr kalt	In Beziehungen sehr warm	F

M ... maskuliner Wert

F ... femininer Wert

Für den Forscher besteht die Möglichkeit eine 3-, 5-, 7- oder 9-stufige Bewertungsskala zu wählen. In unserem Fall wurde eine 5-stufige Skala benutzt, die der Originalversion der GERO-Skala von Brenglemann und Henrich (1990) entspricht. Die Skala wurde in einer indifferenten Form mit Buchstabenbezeichnung A bis E vorgelegt.

Bei der Auswertung muss das Item 7 (treffe leicht Entscheidungen – treffe schwer Entscheidungen) umgepolt werden. Auf traditionelle Auswertung mit Median-Split oder T-Test

wird verzichtet und nur mit Grobscores gearbeitet, um die Bindung an die psychosexuelle Entwicklung bestmöglich zu zeigen. Daher wird der Begriff Geschlechtsrollenidentität im Sinne des geschlechtlichen Selbstkonzepts nicht benutzt, der traditionell mit den Instrumenten BRSI und PAQ im Zusammenhang steht. Die erhobenen Daten werden auf zwei Weisen ausgewertet:

1. deskriptiv und inferenzstatistisch mithilfe von SPSS im Fall des gegenwärtigen, vergangenen und idealen Selbst, um die Aussagekraft der Differenzierung der Skalen bezogen auf die sexuelle Orientierung und Transsexualität zu überprüfen. Dazu wurde die indifferente Skala in einer 5-Punkt Skala 1 bis 5 überschrieben. Maskulinitäts-, bzw. Femininitätswert ergibt sich als arithmetischer Durchschnittswert der Maskulinitäts-, bzw. Femininitätsitems (s. Tab. 5.8).
2. deskriptiv mit der Methodik IDEXMONO, um die in der ISA verankerten Identitätsfaktoren zu berechnen, die den Anteil der Geschlechterstereotypen in der Konstruktion der Geschlechtsidentität sowie die Identifikationsmuster in der Entwicklung der Geschlechtsidentität erfassen, und weiter inferenzstatistisch mithilfe von SPSS, um die erforschten Gruppen zu vergleichen. Dazu wurde die indifferente Skala zu einer 5-Punkt Skala -2 bis +2 mit einem 0-Punkt überschrieben. Es wird davon ausgegangen, dass nicht alle Konstrukte für alle Probanden relevant sind. Da somit eine Nicht-Bewertung möglich ist, beinhaltet die Skala bei der Auswertung mit Hilfe von IDEX einen 0-Punkt. Die Berechnung der für die vorgelegene Arbeit relevanten Werte erfolgt nach den im Kap. 6.1 ausführlich dargestellten Algorithmen.

5.4.3 NGRO

Der Fragebogen zur Messung normativer Geschlechtsrollenorientierung (NGRO) wurde von Athenstaedt (2000) entworfen und standardisiert. Er misst internalisierte, persönliche Geschlechtsrollennormen (traditionell vs. egalitär), d. h. das Ausmaß der Internalisierung sozialer Normen, die die Geschlechtsrollen betreffen. In der vorliegenden Studie wird das Messinstrument zur Erfassung der Einstellung den Geschlechterrollen gegenüber benutzt. Mittels konfirmatorischer Faktoranalyse wurde die Eindimensionalität des Konstrukts nachgewiesen. Subgruppenunterschiede konnten zwischen Personen unterschiedlichen Geschlechts, Alters und Bildungsniveaus gefunden werden. Ferner zeigten

sich Zusammenhänge mit Klerikalismus, Konservativismus und behavioraler Rigidität. Der Fragebogen beinhaltet 29 Items in Form der Aussagen über Angemessenheit bestimmter Tätigkeiten für das jeweilige Geschlecht. Die Tabelle 5.9 listet die NGRO-Items mit Polung auf:

Tabelle 5.9 NGRO-Items mit der Polung (T = traditionell/ E = egalitär)

Item	Polung
1. Auch Männer sollten nach der Geburt ihres Kindes die Möglichkeit eines Erziehungsurlaubes in Anspruch nehmen können.	E
2. Es ist angenehmer, einen männlichen Vorgesetzten zu haben als einen weiblichen.	T
3. Jungen und Mädchen sollen die gleichen Pflichten im Haushalt übernehmen.	E
4. Frauen sind weniger an Politik interessiert als Männer.	T
5. Man kann von Frauen nicht fordern, dass sie die Hausarbeit alleine verrichten müssen.	E
6. Für den Ersteindruck ist ein gepflegtes Äußeres bei einer Frau wichtiger als bei einem Mann.	T
7. Auch der Mann hat dafür zu sorgen, dass täglich Milch und Brot im Haus sind.	E
8. Frauen lassen sich gerne von ihrem männlichen Begleiter einladen.	T
9. Hemden bügeln ist nicht Sache der Männer.	T
10. Eine höhere Ausbildung ist vor allem für Männer wichtig, da sie in Führungspositionen stärker vertreten sind als Frauen.	T
11. Frauen eignen sich ebenso gut für die Leitung eines technischen Betriebes wie Männer.	E
12. Männer sollten in der Politik mehr auf Frauen hören.	E
13. Es wäre erfreulich, wenn es mehr männliche Kindergärtner gäbe.	E
14. Männer sind für manche Berufe besser geeignet als Frauen.	T
15. Jeder Junge sollte eine Puppe besitzen.	E
16. Mädchen helfen lieber im Haushalt als Jungen.	T
17. Die Putztätigkeit sollte auf beide Ehepartner entsprechend ihrer verfügbaren Zeit aufgeteilt werden.	E
18. Der Anteil der Frauen in der Politik sollte gleich groß sein wie der Anteil der Männer.	E
19. Das Vertrauen in Politikerinnen ist nicht so groß, da diese meistens noch andere Dinge als ihr Amt im Kopf haben.	T
20. Dass Männer im Allgemeinen mehr verdienen liegt daran, dass sie sich beruflich mehr einsetzen als Frauen.	T
21. Es wäre nicht günstig, wenn eine Frau Verteidigungsminister wird.	T
22. Männliche Polizisten vermitteln ein stärkeres Sicherheitsgefühl als weibliche Polizisten.	T
23. Die Organisation des Haushaltes ist Sache der Frau.	T

24. Es ist notwendig, dass die Frau im Hause dafür sorgt, dass täglich zumindest eine warme Mahlzeit auf dem Tisch steht.	T
25. Es ist nicht in Ordnung, wenn eine Frau den Garten umgräbt, während ihr Mann das Mittagessen kocht.	T
26. Auch Hausmann ist für Männer ein erstrebenswerter Beruf.	E
27. Meistens haben Frauen die größere Verantwortung für den Haushalt, weil sie ihn besser führen können.	T
28. Männer sollten sich auch mit Handarbeit (z. B. nähen, stricken) beschäftigen.	E
29 Frauen sind für den finanziellen Unterhalt der Familie genauso verantwortlich wie Männer.	E

Für die Beantwortung wurden bei allen Items siebenstufige Ratingskalen mit den Polen „trifft völlig zu“ (7) und „trifft überhaupt nicht zu“ (1) verwendet. Für die Auswertung ist der Summenscore entscheidend: je höher der Score, desto egalitärer die Geschlechtsrollenorientierung.

Die Reliabilität und Validität wurden von Athenstaedt (2000) in zwei Studien überprüft. In der ersten Studie, die zur Testkonstruktion diente, wurde die Reliabilität einerseits mittels Konsistenzanalyse, andererseits durch Testhalbierung berechnet. Es ergaben sich folgende Koeffizienten: Cronbach- α = 0.91, Guttman Split-half = 0.88, Spearman-Brown = 0.88. Zur Überprüfung der differentiellen Validität wurden die Variablen Alter, Geschlecht und Bildungsstand der Probanden herangezogen. Ebenso hat die zweite Studie zufriedenstellende Ergebnisse gebracht. Die Reliabilität betrug folgende Werte: Cronbach- α = 0.90, Guttman Split-half = 0.88, Spearman-Brown = 0.89. Zur Ermittlung der konvergenten Validität wurden die Summenscores mit den Werten der Konservatismusskala, der Klerikalismusskala, der Rigiditätsskala und der Lügen- und Leugnungsskala korreliert. Wie erwartet zeigte sich, dass Personen mit traditioneller Geschlechtsrollenorientierung im Allgemeinen konservativer und klerikaler eingestellt sind als Personen mit egalitärer Geschlechtsrollenorientierung und sich weniger gut auf eine neue Umgebung bzw. auf Veränderungen von interpersonalen Situationen einstellen können als letztere.

Bei der Auswertung der Daten von NGRO werden zuerst jene Items umgepolt, die egalitär formuliert sind (Items 1, 3, 5, 7, 11, 12, 13, 15, 17, 18, 26, 28 und 29). Danach werden die Summenscores gebildet, wonach ein hoher Score einer traditionellen Ge-

schlechtsrollenorientierung entspricht. Die Summenscores werden im Gruppenvergleich mittels SPSS ausgewertet.

5.4.4 Soziodemographischer Teil des Fragebogens

Der soziodemographische Teil des Fragebogens wurde ad hoc entworfen. Es gab eine Version für Heterosexuelle und Homosexuelle und eine für Transsexuelle. Die Fragen zielten auf folgende Variablen ab: Alter, Familienstand, Bildung, sexuelle Orientierung, Zufriedenheit mit der sexuellen Orientierung, familiärer Hintergrund – Verhältnis zu Eltern, geschätzte Qualität der Ehe der Eltern, Vollständigkeit der primären Familie, Verhältnis zu Freunden in der Kindheit, Lieblingsspielzeug. Bei den Transsexuellen wurde zusätzlich das Alter des transsexuellen Bewusstwerdens, die Länge der hormonellen Behandlung, das Alter, in dem sie sich der geschlechtsangleichenden Operation unterzogen haben, die Zufriedenheit mit dem Ergebnis der geschlechtsangleichenden Operation und Angaben zum Vorhandensein eines Neopenis erhoben.

Die soziodemografischen Daten werden mit Hilfe von Mehrfelder- χ^2 -Tests nach Pearson geprüft. Sie dienen:

1. zur Stichprobenbeschreibung
2. zur Überprüfung der Hypothesen zu Unterschieden in der Entwicklung der Probanden

5.5 Durchführung

Zur Datenerhebung wurde ein Fragebogen benutzt, der sich aus mehreren Teilen zusammensetzt. Die vollkommene Version des Fragebogens ist im Anhang zu sehen. Nach dem Titelblatt folgen die Ansprache mit kurzer Erläuterung des Untersuchungszieles, Hinweise zum Ausfüllen und die Erklärung der Anonymität. Dann kommen die Tabellen mit sog. „Entities“ - Adjektiv-Paaren der GERO-Skala zur Beschreibung einzelner Facetten des geschlechtlichen Selbstkonzepts und der wichtigen Anderen. Es folgt die NGRO-Skala und abschließend der ad hoc entworfene demographische Teil getrennt nach Fragen entweder für Heterosexuelle und Homosexuelle oder für Transsexuelle. Die Auswertung erfolgte mittels der Methodik IDEXMONO; IDEXIDIO und SPSS für Windows.

6 Ergebnisse

6.1 Aufbereitung der Daten durch das Programm IDEX

In der vorliegenden Studie wurden von den Probanden insgesamt 11 Entities (Facetten des Selbst und die wichtigen Anderen; s. Tab. 5.7) mit Hilfe von 16 bipolaren Konstrukten (GERO-Skala) bewertet. Zuerst wird von Computerprogramm IDEX anhand der Bewertung der Entität „Ideales Selbst“ die Wertigkeit der einzelnen Attribute (Konstrukte) bestimmt. Es wird bestimmt, welcher Pol der Konstrukte (c_j) den positiven bzw. negativen Wert in der Identitätsstruktur und Bewertungssystem des Probanden darstellt. Der Index „j“ bezieht sich auf das jeweilige Konstrukt.

Positive Werte: c_j^+

Positive Werte sind diejenigen Pole der Konstrukte, die man als Teil seines idealen Selbstbildes besitzen möchte.

Negative Werte: c_j^-

Negative Werte sind diejenigen Pole der Konstrukte, die den Gegenpol der positiven Werte darstellen.

Da den Probanden die Beurteilungsskala ohne positive bzw. negative Zeichen vorgelegt wird, muss das subjektive Rating der Probanden zu einer Matrix von Scores ($s_{i,j}$) für alle Entities „i“ und Konstrukte „j“ konvertiert werden. Die Wertigkeit (positive oder negative Werte) wird dazu benutzt, die Ratings auf den anderen Entitäten in positive oder negative Werte zu transformieren. Die Indexe „i“ und „j“ bestimmen die Position vom Score (s). D.h. welche Wertigkeit ein gewisses Konstrukt „j“ (in dieser Studie $j = 1 - 16$) bei der Bewertung einer gewissen Entity „i“ (in dieser Studie $i = 1 - 11$) hat und wie hoch sein Ranking ist. Die Matrix von Scores stellt „the first indication of an individual's personal value and belief system“ dar (Weinreich, 2007, S. 12).

Jedem Konstrukt wird eine „Polarität“ intern im Rahmen des Berechnungsverfahrens zugeschrieben. Die „Polarität“ zeigt lediglich, ob der linke oder der rechte Pol eines bipolaren Konstrukts die erwünschte Eigenschaft (einen positiven Wert) für den jeweiligen Probanden darstellt (das positive, bzw. negative Vorzeichen bei der Polarität hat daher keinen Bewertungswert per se). Für die Polarität ist lediglich die Richtung, nicht

die Stärke der Ausprägung von Belange. Die Stärke der Ausprägung spielt erst bei Berechnung der eigentlichen Identitätsvektoren eine Rolle. Wenn man sein ideales Selbst auf der linken Seite von Null bewertet, wird die „Polarität“ als $P = +1$ definiert. Die Konvertierung des Ratings einer Entity mit einem Konstrukt ist der Abbildung 6.1 zu entnehmen:

	x				
Ideales Selbst	2	1	0	1	2
Bewertung einer Entity	2	1	0	x 1	2
Scores ($s_{i,j}$)	2	1	0	-1	-2

Abbildung 6.1 Konvertierung des Ratings einer Entity mit der Polarität $P=+1$

Z.B. der Proband bewertet die Entity auf der Bewertungsskala mit einer 1 rechts vom Null-Punkt mit einem Konstrukt mit der Polarität $+1$. Dieses Rating wird in einen negativen Score $s_{i,j} = -1$ konvertiert, weil dies das Gegenteil des idealen Selbst (einen negativen Wert (c_j^-)) darstellt.

Erfolgt die Bewertung des idealen Selbst auf der rechten Seite von Null, wird die „Polarität“ als $P = -1$ definiert. Die Konvertierung des Ratings einer Entity mit einem Konstrukt ist in der Abbildung 6.2 dargestellt:

					x
Ideales Selbst	2	1	0	1	2
Bewertung einer Entity	2	1	0	x 1	2
Scores ($s_{i,j}$)	-2	-1	0	1	2

Abbildung 6.2 Konvertierung des Ratings einer Entity mit der Polarität $P=-1$

In dem Fall wird das Rating in einen positiven Score $s_{i,j} = +1$ konvertiert, weil es dem Rating des idealen Selbst (einem positiven Wert (c_j^+)) entspricht.

Im Beispiel in der Abbildung 6.3 hat ein Proband die Entities anhand des Konstrukts *nicht emotional – sehr emotional* bewertet:

[Entity E _i]	[Konstrukt c _j]	Nicht emo-	-	-	0	-	-	Sehr emoti-
		tional						onal
	[Konvertierung]		-2	-1	0	1	2	
Ich bin						x		
Mit 15 war ich				x				
Ich möchte sein						x		
Die Person, die ich bewundere							x	
Eine mir unsympathische Person							x	
Meine Mutter, bzw. eine Person weiblichen Geschlechts, die mich erzogen hat, ist							x	
Mein Vater, bzw. eine Person männlichen Geschlechts, die mich erzogen hat, ist		x						
Mein Freund desselben Geschlechts und ähnlichen Alters wie ich				x				
Eine Person weiblichen Geschlechts und ähnlichen Alters wie ich, mit der ich befreundet bin					x			
Männer sind gewöhnlich				x				
Frauen sind gewöhnlich							x	

Abbildung 6.3 Konvertierung der Ratings für das Konstrukt nicht emotional – sehr emotional

Der Proband hat sich selbst und die Anderen auf Grund der wahrgenommenen Emotionalität bewertet. Aus dem Rating des idealen Selbst (hier als „Ich möchte sein“ operationalisiert) folgt, dass der rechte Pol sehr emotional als ein positiver Wert wahrgenommen wird. Die Polarität des Konstruktes beträgt somit $P=-1$. Die Scores $s_{i,j}$ für Entities, die links von der Null bewertet wurden, gleichen -1, bzw. -2. Die Scores $s_{i,j}$ für Entities, die rechts von der Null bewertet wurden, gleichen +1, bzw. +2.

Falls das ideale Selbst nicht bewertet wird (z. B. wenn Proband den Fragebogen unvollständig ausfüllt), wird die Bewertung einer „bewunderten Person“ einbezogen. Die konvertierten Parameter werden zur Berechnung weiterer Identitätsindikatoren benutzt.

Weiter folgen die operationalen Definitionen und algebraische Ausdrücke der in dieser Arbeit benutzten ISA Indikatoren der Identitätsentwicklung (zur Erläuterung der ISA Indikatoren s. Kap. 3.2.6).

Ego-Involvement mit "entities" (G_i)

Das Ego-Involvement wird als die Anzahl der Konstrukte und deren Bewertung, die man einer Entity zuschreibt, erfasst.

Das "Ego-Involvement" mit einer anderen Person ist umso höher, je mehr Konstrukte man der Person (einer Entity) zuweist (d. h. Rating der Entity $\neq 0$) und je extremer das Rating ist.

Zuerst wird Ausmaß der Einschätzung einer Entity (extensiveness of a person's response to an entity) σ_i laut dem folgenden Muster berechnet:

$$\sigma_i = \frac{\sum_{j=1}^n |s_{i,j}|}{n}$$

Das Ergebnis hängt von der Anzahl der Konstrukte, die man zur Einschätzung der Entity benutzt (n der Konstrukte mit Ratings ungleich 0) und vom Wert des Scores des jeweiligen Konstrukts ohne Vorzeichen ($s_{i,j}$) ab. Z.B: Wenn ein Proband die Entity "Selbst mit 15" auf 10 der 16 GERO-Skalen mit Werten ungleich 0 einstuft, gehen diese 10 Werte in die Berechnung ein, und zwar indem der Summenwert der Ratings (sum of scores) ohne Berücksichtigung der Vorzeichen gebildet und durch 10 dividiert wird. Der Range dieses Maßes liegt damit zwischen 1 und 2. Wenn wir davon ausgehen, dass in unserem Beispiel die Ratings der Konstrukte den maximalen Wert einnehmen (=2), beträgt das Ergebnis den Wert 2 ($10 \times 2 / 10$)¹².

Weiter hin erfolgt die innere Standardisierung des Parameters durch das Dividieren mit dem maximalen Wert von der Bewertung einer Entity (extensiveness of a person's response to an entity - max σ). Der maximale Wert entspricht dem maximalen Wert, den man einer Entity im Rahmen des gesamten Instruments vergeben hat¹³. Dieser

¹² Der Berechnungsalgorithmus wurde dem Original entnommen (Weireich, 2003). Von der Logik der Berechnung her handelt es sich jedoch um Berechnung des Mittelwertes der Konstrukte, die zur Einschätzung einer Entity genutzt werden (im Falle des Ego-Involvement dessen Absolutwertes). Dies gilt auch für die Berechnung von der Selbst- und Fremdbewertung $\hat{R}(E_i)$.

¹³ Das Ergebnis wird durch Zahl „5“ multipliziert, um eine andere Bewertungsskala zu erreichen als bei anderen Parametern. Somit sollte die Vermischung der Parameter vorgebeugt werden (Weinreich, 2007).

Wert kann in unserem Fall höchstens 2 sein. Die innere Standardisierung ist wichtig, weil in die Berechnung nur diejenigen Konstrukte einbezogen werden, die einen Wert $\neq 0$ aufweisen. Dies ist bei jedem Proband anders. D. h. nicht immer werden alle 16 Konstrukte für die Bewertung von Entitäten benutzt. In unserem Beispiel erreichen wir dann den Maximalwert 5 $((2/2) \times 5)$. Der Minimalwert beträgt 0, wenn kein Konstrukt ungleich 0 eingeschätzt wird.

$$G_i = 5 \left(\frac{\sigma_i}{\max \sigma} \right)$$

Selbst- und Fremdbewertung $\hat{R}(E_i)$

Allgemein wird die Selbst- und Fremdbewertung mit dem Ausmaß an positiven ($c_{j+}; s_{i,j} > 0$) bzw. negativen Werten ($c_{j-}; s_{i,j} < 0$) ausgedrückt, die man sich selbst bzw. einer anderen Person zuschreibt.

Eine Entity wird umso positiver bewertet, je mehr positive Werte (c_{j+}) ihr zugeschrieben werden.

Es wird von der allgemeinen Bewertung R einer „Entity“ E_i hinsichtlich des individuellen Bewertungssystems ausgegangen. Die Bewertung wird als Summe der Scores ($s_{i,j}$) der Konstrukte, die man einer Entity zuschreibt, berechnet:

$$R(E_i) = \frac{\sum_{j=1}^n s_{i,j}}{v_j}$$

Die Score $s_{i,j} = 0$ wird nicht in die Berechnung miteinbezogen (d. h. wenn die Score $s_{i,j} = 0$, dann $v_j = 0$, sonst $v_j = n$). Im Vergleich zur Berechnung des Ego-Involvement, wird bei der Berechnung der Selbst- und Fremdbewertung kein absoluter Summenwert der Score benutzt. Als ein Beispiel kann wieder die Bewertung der Entity „Selbst mit 15“ dienen. Wenn die Entity auf 10 der 16 GERO-Skalen mit Werten ungleich 0 einstuft wird, gehen diese 10 Werte wieder in die Berechnung ein, und zwar in dem der

Summenwert der Ratings diesmal mit Berücksichtigung der Vorzeichen gebildet und durch 10 dividiert wird. Der Range dieses Maßes liegt damit zwischen -2 und +2.¹⁴

Weiter hin erfolgt die innere Standardisierung des Parameters durch die Division mit der maximalen Bewertung einer Entity im Rahmen des ganzen Instruments |max R|, die maximal den Wert 2 annehmen kann, so dass für dieses Maß ein Range von -1 bis +1 resultiert.:

$$\hat{R}(E_i) = \frac{R(E_i)}{|\max R|}$$

Analog dazu erfolgt die Berechnung der Selbstbewertung in der Gegenwart, bzw. Vergangenheit.

Standardisierte Selbstbewertung in der Gegenwart:

$$\hat{R}(E_c) = \frac{R(E_c)}{|\max R|}$$

Standardisierte Selbstbewertung in der Vergangenheit:

$$\hat{R}(E_p) = \frac{R(E_p)}{|\max R|}$$

$R(E_c)$ bzw. $R(E_p)$ werden durch $R(E_i)$ definiert, wobei $i = c$, bzw. p .

Empathische Identifikation mit einer Person oder Gruppe in der Gegenwart (Vergangenheit) (Ψ_i^c)

Die empathische Identifikation mit einer Person oder Gruppe wird als die Überlapung zwischen der Anzahl der Konstrukte (Selbsteinschätzung in der Gegenwart bzw. Vergangenheit), die die Person sich selbst und den anderen zuschreibt, erfasst, unabhängig davon, ob es sich um positive oder negative Konstrukte handelt.

¹⁴ Auch hier handelt es sich eigentlich um den Mittelwert. Der Ausdruck Summenwert (sum of scores) wird dem Original entnommen (Weinreich, 2003).

Die empathische Identifikation mit einer Person oder Gruppe ist umso höher, je mehr gemeinsame Konstrukte man sich selbst und einer Person oder Gruppe zuschreibt. Die Berechnung der empathischen Identifikation erfolgt nach den Regeln der Booleschen Algebra. In der Mathematik ist eine boolesche Algebra (oder ein boolescher Verband) eine spezielle algebraische Struktur, die die Eigenschaften der logischen Operatoren UND, ODER, NICHT sowie die Eigenschaften der mengentheoretischen Verknüpfungen Durchschnitt, Vereinigung, Komplement abstrahiert. Für die empathische Identifikation wird die mengentheoretische Verknüpfung „Durchschnitt“ \cap verwendet. Es gilt:

$$A \cap B := \{x \mid (x \in A) \wedge (x \in B)\}$$

Es bedeutet: der Durchschnitt von A und B ist die Menge aller Elemente, die sowohl in A als auch in B enthalten sind.

Dementsprechend wird die empathische Identifikation als Durchschnitt von der Selbsteinschätzung in der Gegenwart (E_c) und der Einschätzung einer Entity (E_i) wie folgend berechnet:

$$\Psi_i^c = E_c \cap E_i = \frac{(E_c^+ \cap E_i^+) + (E_c^- \cap E_i^-)}{E_c^+ + E_c^-}$$

Wobei der Ausdruck $(E_c^+ \cap E_i^+)$ die Anzahl der positiven Werte (cj+) angibt, die man zur Selbsteinschätzung in der Gegenwart (Vergangenheit) und zugleich zur Einschätzung einer Entity benutzt. Der Ausdruck $(E_c^- \cap E_i^-)$ gibt die Anzahl der negativen Werte (cj-) an, die man zur Selbsteinschätzung in der Gegenwart (Vergangenheit) und zugleich zur Einschätzung einer Entity benutzt. Der Ausdruck $(E_c^+ + E_c^-)$ gibt die Gesamtanzahl der positiven und negativen Werte an, die man zur Selbsteinschätzung in der Gegenwart (Vergangenheit) benutzt.

Die Berechnung der empathischen Identifikation in der Gegenwart z. B. mit Mutter erfolgt wie folgend: ein Proband stuft im Rahmen der Bewertung vom idealen Selbst 10 der 16 GERO-Skalen als positiv und 6 als negativ ein. Von den 10 positiven Werten schreibt sich der Proband selbst in der Gegenwart 8 Werte und seiner Mutter 5 Werte

zu. In die Berechnung geht jedoch nur die Anzahl der positiven Werte ein, die der Proband sich selbst in der Gegenwart und zugleich seiner Mutter zuschreibt, d.h. in diesem Beispiel der Wert 5. Der Programm IDEX ermöglicht dies, in dem es mit einer festen Matrix der Scores arbeitet, in der jede Entität und jedes Konstrukt seine feste Stellung hat: z.B. die Bewertung von der Entität 1 (Selbstbild in der Gegenwart) mit einem Konstrukt 8 (sehr hilfsbereit), wird mit der Bewertung der Entität 5 (meine Mutter) in Bezug auf Konstrukt 8 verglichen. Erfolgt die Bewertung beider Entitäten in der gleichen Richtung von 0, wird dies als Überlappung angesehen und in die Berechnung herangezogen. Ob es sich um einen positiven oder negativen Wert handelt, erkennt das Programm je nach der zugewiesenen Polarität +1 oder -1 in Anlehnung an die Bewertung vom idealen Selbst. Analog dazu erfolgt die Berechnung der Anzahl der gemeinsamen negativen Werte. Die Summe der Anzahl der positiven und negativen gemeinsamen Werte wird durch die Gesamtanzahl der Konstrukte mit Zuweisung ungleich 0, die man zur Selbsteinschätzung in der Gegenwart benutzt, dividiert. Das Ergebnis variiert zwischen 0 (keine Überlappung) und 1 (alle Konstrukte überlappen sich).

Idealistische Identifikation mit einer Person oder Gruppe (f_i^I)

Die idealistische Identifikation mit einer Person oder Gruppe wird als das Verhältnis der Überlappung zwischen der Anzahl der positiven Werten (c_{j+}) und den Konstrukten, die die Person einer Entity zuschreibt, und der Gesamtanzahl der positiven Werten.

Die idealistische Identifikation mit einer Person oder Gruppe ist umso höher, je mehr positiver Werte man einer Person oder Gruppe zuschreibt. Die Berechnung der idealistischen Identifikation erfolgt nach den Regeln der Booleschen Algebra, wobei der Ausdruck ($I \cap E_i$) die Anzahl der positiven Werte (c_{j+}) angibt, die man einer Entity zuschreibt. (I) im Nenner bezieht sich auf die Gesamtanzahl der positiven Werten, die einem zur Bewertung der Entity zur Verfügung stehen:

$$f_i^I = \frac{I \cap E_i}{I}$$

Die Berechnung der idealistischen Identifikation z. B. mit Mutter erfolgt wie folgend: ein Proband stuft im Rahmen der Bewertung vom idealen Selbst 10 der 16

GERO-Skalen als positiv. Von den 10 positiven Werten schreibt der Proband seiner Mutter 5 Werte zu. Diese 5 Werte werden durch die Gesamtzahl der positiven Werte, d.h. 10 dividiert, so dass in diesem Beispiel die positive Identifikation mit der Mutter den Wert 0.5 einnimmt.

Kontraidentifikation mit einer Person oder Gruppe (Φ_i^I)

Die Kontraidentifikation mit einer Person oder Gruppe wird als das Verhältnis der Überlappung zwischen der Anzahl der negativen Werten (cj-), und den Konstrukten, die die Person einer Entity zuschreibt, und der Gesamtanzahl der negativen Werten.

Die Kontraidentifikation mit einer Person oder Gruppe ist umso höher, je mehr negativer Werte man einer Person oder Gruppe zuschreibt. Die Berechnung der Kontraidentifikation erfolgt nach den Regeln der Booleschen Algebra, wobei der Ausdruck ($\tilde{I} \cap E_i$) die Anzahl der negativen Werte (cj-) angibt, die man einer Entity zuschreibt. (\tilde{I}) im Nenner bezieht sich auf die Gesamtanzahl der negativen Werten, die einem zur Bewertung einer Entity zur Verfügung stehen:

$$\Phi_i^I = \frac{\tilde{I} \cap E_i}{\tilde{I}}$$

Die Berechnung der Kontraidentifikation z. B. mit Mutter erfolgt wie folgend: ein Proband stuft im Rahmen der Bewertung vom idealen Selbst 6 der 16 GERO-Skalen als negativ ein. Von den 6 negativen Werten schreibt der Proband seiner Mutter 4 Werte zu. Diese 4 Werte werden durch die Gesamtzahl der negativen Werten, d.h. 6 dividiert, so dass sich für die Kontraidentifikation mit der Mutter den Wert 0.66 ergibt.

Konfliktidentifikation mit einer Person (K_i)

Die Konfliktidentifikation mit einer Person ist Ergebnis der Multiplikation der empathischen Identifikation und Kontraidentifikation mit der Person.

Die Konfliktidentifikation mit einer Person ist umso höher, je mehr man sich einer Person als ähnlich ansieht, die dieselben Eigenschaften aufweist, die man für sich selbst ablehnt.

$$K_i^c = \sqrt{(\text{empathische Identifikation})_i (\text{Kontraidentifikation})_i} = \sqrt{(\Psi_i^c \Phi_i^I)}$$

Structural pressure on a construct (Ω_j)

Außer der Polarität liefert „Structural pressure on a construct“ weitere signifikante Informationen über das Wert- und Bewertungssystem einer Person. Es wird von der Art und Weise abgeleitet, in der man die Konstrukte zur Bewertung von sich selbst und den anderen benutzt, insbesondere ob die Zuschreibung der positiven und negativen Werte sich selbst und den Anderen kompatibel oder inkompatibel mit der Gesamteinschätzung der Entities ist. „The structural pressure on construct“ bei einer Person wird als die Differenz zwischen der Anzahl kompatibler und der Anzahl inkompatibler Bewertungsbeziehungen erfasst, was der kognitiv-affektiven Kompatibilität, bzw. Inkompatibilität entspricht (vgl. Kap. 3.2.6.2)

Von einer kompatiblen Bewertungsbeziehung spricht man, wenn der Score ($s_{i,j}$) eines Konstrukts mit der Gesamteinschätzung einer „Entity“ (= Fremdbewertung $\hat{R}(E_i)$) übereinstimmt. Wenn einer Entity mehr positive als negative Konstrukte zugeschrieben werden, ist die Gesamteinschätzung positiv. Alle positiv bewerteten Konstrukte, die der Entität zugeschrieben werden, stehen dann zur Gesamteinschätzung in kompatibler Beziehung. Die der Entität zugeschriebenen negativen Konstrukte stehen dagegen in inkompatibler Beziehung zur (positiven) Gesamteinschätzung. Kompatibilität ist demnach dann gegeben, wenn man einen positiven Wert einer Entity zuschreibt, die man insgesamt als positiv bewertet (die Anzahl der zugeschriebenen positiven Werten ist größer als die Anzahl der zugeschriebenen negativen Werte; vgl. Berechnung von der Fremdbewertung $\hat{R}(E_i)$), oder wenn man einen negativen Wert einer Entity zuschreibt, die man insgesamt als negativ bewertet (die Anzahl der zugeschriebenen negativen Werte ist größer als die Anzahl der zugeschriebenen positiven Werte). Im Fall der Nichtübereinstimmung spricht man über eine inkompatible Bewertungsbeziehung, d.h. im Fall, wenn man einen positiven Wert einer Entity zuschreibt, die man insgesamt als negativ bewertet oder wenn man einen negativen Wert einer Entity zuschreibt, die man insgesamt als positiv bewertet. Dieser Vergleich wird für alle Konstrukte und Entities durchgeführt. „Structural pressure“ drückt für jedes Konstrukt die Differenz zwischen der Anzahl kompatibler und der Anzahl inkompatibler Bewertungsbeziehungen über alle hinweg aus.

Da nicht alle Entities dem Probanden gleich wichtig sind¹⁵, wird das Ego-Involvement (G_i) in die in der Berechnung von „Structural pressure on a construct“ mit einbezogen. Das „Structural pressure on a construct“ wird als Differenz zwischen der Summe der kompatiblen Bewertungsbeziehungen gewichtet durch das Ego-Involvement und der Summe der inkompatiblen Bewertungsbeziehungen gewichtet durch das Ego-Involvement berechnet, wobei (λ) die gesamte Anzahl kompatibler Bewertungsbeziehungen und (μ) die gesamte Anzahl inkompatibler Bewertungsbeziehungen bezeichnen. Je höher die Anzahl kompatibler Bewertungsbeziehungen und je höher das Ego-Involvement liegen, desto höher ist der „Structural pressure“.

$$\Omega_j = \sum_{k=1}^{\lambda} |G_{i_k} s_{i_k,j}| - \sum_{l=1}^{\mu} |G_{i_l,j} s_{i_l,j}| \quad \text{Ausdruck 1}$$

Die interne Standardisierung erfolgt, indem der Wert von Ω_j im Verhältnis zum maximalen Wert einer kompatiblen Bewertungsbeziehung ($\max \Omega^+$) und einer inkompatiblen Bewertungsbeziehung ($\max \Omega^-$), den man im Rahmen des ganzen Instruments erreicht hat, steht:

Standardised structural pressure on construct j:

$$\hat{\Omega}_j = \frac{\Omega_j}{\max(\Omega^+ + |\Omega^-|)} \times 100 \quad \text{Ausdruck 2}$$

Die Berechnung der strukturellen Stärke z.B. mit Konstrukt „nicht emotional – sehr emotional“ erfolgt wie folgend:

1. Der Pol „sehr emotional“ wird als ein positiver Wert im Rahmen der Bewertung vom idealen Selbst eingestuft.
2. Für jede Entität wird bestimmt, ob der Pb der Pol des Konstrukts „sehr emotional“ für deren Einschätzung benutzt (unabhängig von der Ausprägung).
3. Wenn die Entität, die vom Proband mit dem Pol des Konstrukts „sehr emotional“ eingeschätzt wird, insgesamt als positiv bewertet wird (die Summe der Ratings –

¹⁵ Die Entities (Bezugspersonen) haben auf die Entwicklung des Selbstbildes unterschiedlichen Einfluss. Dies wird durch das Ego-Involvement bestimmt. Mehr dazu im Theorieteil Kap. 3.2.6.

Scores – von den der Entity zugeschriebenen Konstrukten ist positiv), wird eine kompatible Bewertungsbeziehung festgestellt. Wird einer Entität dagegen das Konstrukt „sehr emotional“ zugeschrieben, die Mehrzahl der übrigen Konstrukte ist aber negativ, spricht man über eine inkompatible Bewertungsbeziehung.

4. Es könnte z.B. festgestellt werden, dass der Wert „sehr emotional“ bei 7 Entitäten kompatibel und bei 4 Entitäten inkompatibel benutzt wird. Für den Konstrukt „nicht emotional – sehr emotional“ wird eine Differenz zwischen der Summe der Ratings (Scores), deren Wertigkeit mit der Gesamteinschätzung der Entity übereinstimmt, multipliziert mit dem Wert des Ego-Involvement jener Entity (bei 7 entsprechenden Entities), und der Summe der Ratings (Scores), deren Wertigkeit mit der Gesamteinschätzung der Entity nicht übereinstimmt, multipliziert mit dem Wert des Ego-Involvement jener Entity (bei 4 entsprechenden Entities) berechnet (Ausdruck 1, wobei $(\lambda) = 7$ und $(\mu) = 4$).
5. Um den Vergleich zwischen den Probanden zu ermöglichen, wird das Ergebnis des Berechnungsvorgangs vom Ausdruck 1 durch die Summe der maximalen Werten von den kompatiblen und inkompatiblen Bewertungsbeziehungen im Rahmen des gesamten Instruments dividiert und durch 100 multipliziert (Ausdruck 2). Der maximale Wert von 100 kann erreicht werden, indem ein Konstrukt einen maximalen Wert des Ego-Involvement ($G_i=5$) und eine kompatible Bewertungsbeziehung bei jeder Entität (bei ihrer maximalen Einschätzung – Score $s_i=2$) aufweist. In unserem Fall müsste der Konstrukt „sehr emotional“ 11-mal Ego-Involvement = 5 und 11-mal Score = 2 erreichen. Laut dem Ausdruck 1 ergibt sich ein Zwischenergebnis $(11 \times 5) \times (11 \times 2) = 1210$; laut dem Ausdruck 2 das Endergebnis $(1210/1210) \times 100 = 100$.

6.1.1 Bestimmung von Cut-off Punkten

Die in der ISA benutzten Cut-off Punkte (aufgelistet in der Tabelle 6.1) basieren auf einer Stichprobe $N = 546$ (Weinreich, 1980) und weiterhin auf Studien, die europaweit in Anlehnung an ISA durchgeführt wurden (Weinreich & Saunderson, 2003). Die einzelnen Parameter wurden auf den Mittelwert (M) und die Standardabweichung (SD) bezogen. Die Spanne der Skalen wurde wie folgend intern bestimmt, um einzelne Parameter besser voneinander unterscheiden zu können:

„Structural pressure on a construct“	Von –100 bis +100
Identifikationsprozesse	Von 0.00 bis 1.00
Ego-involvement	Von 0.00 bis 5.00
Bewertung	Von –1.00 to +1.00

Die Tabelle 6.1 bietet zusätzlichen Überblick der Identitätsindikatoren, deren Definition, Berechnung und Cut-off Punkten.

Tabelle 6.1 Identitätsindikatoren, deren Definition und Berechnung

Ego-Involvement	
Definition	Ausmaß der Einschätzung der Anderen sowohl auf qualitative (positive oder negative Bewertung), als auch quantitative Art und Weise (Anzahl der zur Einschätzung einer Entity benutzten Konstrukten)
Berechnung	Absoluter Wert der Summe der Ratings dividiert durch die Anzahl der Konstrukte mit Zuweisung ungleich 0, und dies dividiert durch den maximalen Wert des Ego-Involvement mit einer Entity im Rahmen des ganzen Instruments
Theoretischer Wertebereich	0.00 bis 5.00
Interpretation	Über 4.00 hoch ($M + SD$) Unter 2.00 niedrig ($M - SD$)
Selbst- und Fremdbewertung	
Definition	Gesamtselbst- und Gesamtfremdeinschätzung auf Grund der positiven und negativen Eigenschaften, die man sich selbst in der Gegenwart, bzw. Vergangenheit oder einem anderen mit Hinblick auf subjektives Bewertungssystem, zuschreibt
Berechnung	Summe der Ratings dividiert durch die Gesamtanzahl der Konstrukte mit Zuweisung ungleich 0, und dies dividiert durch den maximalen Wert der Bewertung einer Entity im Rahmen des ganzen Instruments
Theoretischer Wertebereich	-1.00 bis +1.00
Interpretation	Über 0.70 hoch ($M + SD$) 0.30 – 0.69 mäßig; von ($M - 0.5SD$) bis ($M + SD$) -0.10 bis 0.30 niedrig; ($M - 0.5 SD$) unter -0.10 sehr niedrig ($M - SD$)
Empathische Identifikation in der Gegenwart, bzw. Vergangenheit	
Definition	Der Grad der Ähnlichkeit zwischen den Eigenschaften, die man einem Anderen und zugleich sich selbst in der Gegenwart, bzw. Vergangenheit zuschreibt, unabhängig davon, ob es sich um eine subjektiv wahrgenommen positive oder negative Eigenschaften handelt
Berechnung	Summe der Anzahl der positiven und negativen Polen der Konstrukten, die man sich selbst in der Gegenwart, bzw. Vergangenheit und zugleich einer Entity zuweist, dividiert durch die Gesamtanzahl der Konstrukten mit Zuweisung ungleich 0, die man zur Selbstbewertung in der Gegenwart, bzw. Vergangenheit benutzt
Theoretischer Wertebereich	0.00 bis 1.00
Interpretation	Über 0.70 hoch ($M + SD$) Unter 0.50 niedrig ($M - SD$)
Idealistische Identifikation	
Definition	Der Grad der Ähnlichkeit zwischen den Eigenschaften, die man einem Anderen und zugleich sich selbst als Teil des idealen Selbstbildes zuschreibt
Berechnung	Summe der positiven Polen der Konstrukte, die man einer Entity zuweist, dividiert durch die Gesamtanzahl der positiven Polen der Konstrukte
Theoretischer Wertebereich	0.00 bis 1.00

Interpretation	Über 0.70 hoch ($M + SD$) Unter 0.50 niedrig ($M - SD$)
Kontraidentifikation	
Definition	Der Grad der Ähnlichkeit zwischen den Eigenschaften, die man einem Anderen und zugleich sich selbst als Gegenteil des idealen Selbstbildes zuschreibt
Berechnung	Summe der negativen Pole der Konstrukte, die man einer Entity zuweist, dividiert durch die Gesamtanzahl der negativen Pole der Konstrukte
Theoretischer Wertebereich	0.00 bis 1.00
Interpretation	Über 0.45 hoch ($M + SD$) Unter 0.25 niedrig ($M - SD$)
Konfliktidentifikation	
Definition	Kontraidentifikation stellt eine multiplikative Funktion der empathischen Identifikation in der Gegenwart, bzw. Vergangenheit und Kontraidentifikation dar
Berechnung	Quadratwurzel der Multiplikation der empathischen Identifikation und Kontraidentifikation
Theoretischer Wertebereich	0.00 bis 1.00
Interpretation	Über 0.40 hoch ($M + SD$) Unter 0.20 niedrig ($M - SD$)
Structural pressure on a construct	
Definition	Ausmaß der Kompatibilität und Inkompatibilität im Verhältnis zwischen den Polen der Konstrukte, die man jeder Entity zuschreibt und der Gesamteinschätzung der Entity.
Berechnung	Differenz zwischen der Summe der Ratings, deren Wertigkeit mit der Gesamteinschätzung der Entity übereinstimmt, multipliziert mit dem Wert des Ego-Involvement jener Entity, und der Summe der Ratings, deren Wertigkeit mit der Gesamteinschätzung der Entity nicht übereinstimmt, multipliziert mit dem Wert des Ego-Involvement jener Entity, dies dividiert durch die Summe der maximalen Werten der kompatiblen und inkompatiblen Bewertungsbeziehungen.
Theoretischer Wertebereich	-100 bis +100
Interpretation	+95 bis +- 100; von ($M - 0.25SD$) bis +100: Rigide Bewertungskonstrukte +50 bis +94; von ($M + 0.5SD$) bis ($100 - 0.25SD$): Kernbewertungskonstrukte +20 bis +49; von ($M - 0.5SD$) bis ($M + 0.5SD$): Sekundäre Bewertungskonstrukte -20 bis +19; ($M - 0.5SD$): Konflikthafte Bewertungskonstrukte -100 bis - 19; ($M - SD$): Konstrukte, die nicht zur Bewertung benutzt werden

6.2 Deskriptive Statistiken

Die folgende Tabelle 6.2 präsentiert die Mittelwerte (M), Standardabweichungen (SD) und Reliabilität (Crombach- α) der verwendeten GERO-Skala für die Gesamtstichprobe. Die deskriptiven Statistiken der GERO-Skala werden für einzelne Entities dargestellt, jeweils getrennt nach Maskulinitäts- und Femininitätsitems. Zur Bestimmung der Reliabilität wurde die Konsistenzanalyse berechnet. Darüber hinaus wurden die Mittelwerte der GERO-Skala mit einer MANOVA für Messwiederholung über alle 11 Entitäten als Innersubjektfaktor auf Mittelwertunterschied überprüft.

Die Reliabilitätswerte haben sich insgesamt als gut erwiesen und liegen im Bereich $.60 < \alpha < .87$ für maskuline Werte und $.76 < \alpha < .88$ für feminine Werte. Schwächer sind lediglich die Werte für das ideale Selbst bei Maskulinitätsitems ($\alpha = .60$). Der signifikante multivariate Effekt $F(10, 157) = 58.25, p < .001$ zeugt von einem signifikanten Unterschied zwischen Maskulinität und Femininitätswerte über alle einzelnen Entitäten hinweg. Die univariaten Effekte ergaben, dass es nur bei der Einschätzung der gleichaltrigen Person desselben Geschlechts zu keinem signifikanten Unterschied zwischen Maskulinitäts- und Femininitätswerte kam.

Tabelle 6.2 Deskriptive Statistiken der GERO-Skala für die Stichprobe gesamt

GERO Entity	Maskulinitätsitems ($N = 8$)			Femininitätsitems ($N = 8$)			F	p
	M	SD	α	M	SD	α		
Selbst in der Gegenwart	3.42	.57	.75	3.75	.53	.76	27.29	< .001
Selbst in der Vergangenheit	2.87	.86	.86	3.36	.65	.78	33.68	< .001
Ideales Selbst	4.33	.36	.60	4.05	.48	.77	53.37	< .001
Eine bewunderte Person	4.13	.53	.75	3.96	.64	.83	12.85	< .001
Eine Person, die ich nicht mag	3.10	.96	.87	2.27	.84	.85	76.48	< .001
Mutter	3.36	.76	.84	3.97	.96	.88	51.56	< .001
Vater	3.56	.72	.82	3.18	.72	.85	37.37	< .001
Eine gleichaltrige Person desselben Geschlechts	3.57	.68	.80	3.56	.64	.82	.14	ns
Eine gleichaltrige Person des anderen Geschlechts	3.48	.64	.80	3.98	.58	.83	54.11	< .001
die meisten Männer	3.68	.51	.73	2.72	.44	.76	373.58	< .001
die meisten Frauen	3.05	.49	.71	4.01	.51	.85	370.57	< .001

Tabelle 6.3 umfasst die Korrelationen für die maskulinen und femininen Werte für alle 11 Entitäten sowie die GERO-Skala gesamt.

Tabelle 6.3 Korrelationen für die maskulinen und femininen Werte für alle 11 Entitäten sowie die GERO-Skala gesamt

	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24
(1) Mcs	.07	.41**	-.06	.28**	.07	.07	.15*	-.06	.18*	.21**	.04	.12	.08	.02	.17*	.12	.12	.02	.18*	-.07	.00	.51**	.20**
(2) Fcs	-	-.05	.49**	.08	.45**	.05	.29**	.03	-.14*	.02	.21**	-.06	.13	.17*	.12	.10	.24**	-.05	-.03	.16*	.19**	.11	.55**
(3) Mps	-	-	-.08	.08	.01	-.02	.00	-.01	.15*	.03	.04	.13	.15	-.06	.09	.00	.00	-.07	.28**	-.06	-.10	.42**	.10
(3) Mps	-	-	-	-.02	.25**	.04	.21**	.19	.01	.03	.25**	-.05	.22**	.12	.15*	.15*	.26**	.02	.00	.08	.22*	.09	.60**
(5) Mis	-	-	-	-	.25**	.22**	.00	-.07	-.02	.06	.03	.04	.07	.04	.04	.18*	.17*	.09	.01	-.03	.15*	.34**	.13
(6) Fis	-	-	-	-	-	.13	.29**	.03	.29**	.12	.18**	-.03	.19**	.11	.19**	.04	.07	-.09	.03	.17*	.03	.17*	.43**
(7) Mpb	-	-	-	-	-	-	-.02	.15*	-.13	-.07	.00	.02	.02	.00	.05	.07	.06	.15*	-.13	-.06	.16*	.21**	.02
(8) Fpb	-	-	-	-	-	-	-	-.09	-.05	.02	.03	.10	.10	.24**	.16*	.14*	.20**	.04	.15*	.05	.14*	.14*	.49**
(9) Mup	-	-	-	-	-	-	-	-	.16*	-.04	-.12	-.17*	-.07	-.03	-.10	.00	.06	-.02	.01	-.09	-.08	.21**	-.01
(10) Fup	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.03	-.05	.11	.02	-.12	-.08	.08	.06	.10	.31**	-.13	-.03	.14*	.21**
(11) Mmutter	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.18*	.11	.11	.35**	-.01	.16*	.23**	.02	.10	.11	.16*	.02	.46**	.22**
(12) Fmutter	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.23**	.24**	.03	.22**	.10	.24**	.08	.15*	.19**	.23**	.18*	.54**
(13) Mvater	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.25**	.11	.09	.09	.13	.32**	.23**	-.01	.09	.43**	.23**
(14) Fvater	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.08	.08	.09	.15*	.10	.26**	.09	.08	.30**	.50**
(15) mppg	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.01	.13	.13	.15*	.04	.20**	.15*	.36**	.17*
(16) Fppg	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-.03	.24**	-.06	.09	.12	.17*	.12	.45**
(17) Mppwg	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.07	.19**	.03	.23**	.06	.51**	.17*

Der Reliabilitätswert der NGRO-Skala ist ebenso sehr hoch: $\alpha = .87$. Mittelwerte liegen in einem Bereich $1.77 < M < 5.09$, die Streuungen zwischen $1.28 < SD < 2.0$ für die Gesamtstichprobe. Summenwert beträgt $M = 89.9$ ($SD = 23.56$) und variiert zwischen 43 und 175 für die Gesamtskala. Die Trennschärfekoeffizienten sind im Bereich zwischen $.25 < r_{it} < .69$. In der Tabelle 6.4 werden die deskriptiven Statistiken für die NGRO-Skala gesamt angegeben.

Tabelle 6.4 Deskriptive Statistiken der NGRO-Skala für die Stichprobe gesamt

Item	Polung	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>r_{it}</i>
1. Auch Männer sollten nach der Geburt ihres Kindes die Möglichkeit eines Erziehungsurlaubes in Anspruch nehmen können.	E	1.79	1.28	.47
2. Es ist angenehmer, einen männlichen Vorgesetzten zu haben als einen weiblichen.	T	3.72	1.86	.44
3. Jungen und Mädchen sollen die gleichen Pflichten im Haushalt übernehmen.	E	2.13	1.56	.58
4. Frauen sind weniger an Politik interessiert als Männer.	T	3.76	1.73	.36
5. Man kann von Frauen nicht fordern, dass sie die Hausarbeit alleine verrichten müssen.	E	1.96	1.6	.39
6. Für den Ersteindruck ist ein gepflegtes Äußeres bei einer Frau wichtiger als bei einem Mann.	T	3.47	1.97	.39
7. Auch der Mann hat dafür zu sorgen, dass täglich Milch und Brot im Haus sind.	E	1.86	1.4	.25
8. Frauen lassen sich gerne von ihrem männlichen Begleiter einladen.	T	4.88	1.43	.35
9. Hemden bügeln ist nicht Sache der Männer.	T	2.64	1.89	.62
10. Eine höhere Ausbildung ist vor allem für Männer wichtig, da sie in Führungspositionen stärker vertreten sind als Frauen.	T	2.51	1.82	.60
11. Frauen eignen sich ebenso gut für die Leitung eines technischen Betriebes wie Männer.	E	2.74	1.78	.61
12. Männer sollten in der Politik mehr auf Frauen hören.	E	3.54	1.59	.38
13. Es wäre erfreulich, wenn es mehr männliche Kindergärtner gäbe.	E	2.96	1.89	.40
14. Männer sind für manche Berufe besser geeignet als Frauen.	T	5.09	1.74	.38
15. Jeder Junge sollte eine Puppe besitzen.	E	4.9	1.77	.39
16. Mädchen helfen lieber im Haushalt als Jungen.	T	3.9	1.71	.48
17. Die Putztätigkeit sollte auf beide Ehepartner entsprechend ihrer verfügbaren Zeit aufgeteilt werden.	E	1.77	1.36	.47
18. Der Anteil der Frauen in der Politik sollte gleich groß sein wie der Anteil der Männer.	E	2.81	1.81	.53

19. Das Vertrauen in Politikerinnen ist nicht so groß, da diese meistens noch andere Dinge als ihr Amt im Kopf haben.	T	2.57	1.78	.52
20. Dass Männer im Allgemeinen mehr verdienen liegt daran, dass sie sich beruflich mehr einsetzen als Frauen.	T	2.28	1.57	.52
21. Es wäre nicht günstig, wenn eine Frau Verteidigungsminister wird.	T	2.73	1,91	.63
22. Männliche Polizisten vermitteln ein stärkeres Sicherheitsgefühl als weibliche Polizisten.	T	4.4	2.0	.59
23. Die Organisation des Haushaltes ist Sache der Frau.	T	2.63	1.8	.69
24. Es ist notwendig, dass die Frau im Hause dafür sorgt, dass täglich zumindest eine warme Mahlzeit auf dem Tisch steht.	T	2.12	1.63	.54
25. Es ist nicht in Ordnung, wenn eine Frau den Garten umgräbt, während ihr Mann das Mittagessen kocht.	T	2.4	1.94	.37
26. Auch Hausmann ist für Männer ein erstrebenswerter Beruf.	E	3.73	1.99	.27
27. Meistens haben Frauen die größere Verantwortung für den Haushalt, weil sie ihn besser führen können.	T	3.98	1.82	.47
28. Männer sollten sich auch mit Handarbeit (z. B. nähen, stricken) beschäftigen.	E	4.21	1.81	.38
29 Frauen sind für den finanziellen Unterhalt der Familie genauso verantwortlich wie Männer.	E	2.26	1.46	.57.

Ann.: E ... egalitär, T ... traditionell

Die Tabelle 6.5 enthält Korrelationen der Items nach der Umpolung.

Tabelle 6.5 Korrelation der NGRO-Items nach der Umpolung

Item	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29
1	.20**	.27**	.19**	.14*	.17*	.20**	.07	.32**	.26**	.30**	.26**	.31**	.14	.03	.15*	.20**	.31**	.20**	.21**	.20**	.19**	.22**	.22**	.14	.12	.13	.20**	.19**
2	-	.11	.17*	.10	.20**	.17*	.11	.29**	.20**	.35**	.13	.21**	.30**	-.07	.20**	.09	.19**	.23**	.17*	.42**	.27**	.25**	.11	.16*	-.05	.23**	.07	.05
3	-	-	.14*	.18*	.11	.08	.20**	.31**	.33**	.39**	.17*	.21**	.25**	.15*	.33**	.37**	.37**	.27**	.29**	.37**	.31**	.38**	.34**	.12	.13	.29**	.09	.36**
4	-	-	-	-.01	.24**	-.01	.18*	.16*	.16*	.19**	-.02	.14	.16*	-.05	.16*	.02	.15*	.27**	.26**	.14	.26**	.21**	.10	.14	.07	.15*	.13	.12
5	-	-	-	-	.14*	.31**	.00	.28**	.19**	.25**	.09	.01	.13	-.01	.11	.34**	.18*	.11	.16*	.29**	.19*	.29**	.18*	.19**	.09	.06	.09	.33**
6	-	-	-	-	-	.01	.15*	.22**	.29**	.25**	.03	.00	.10	.00	.17*	.08	.08	.25**	.13	.13	.18*	.21**	.25**	.16*	.09	.19**	.12	.20**
7	-	-	-	-	-	-	-.03	.22**	.06	.22**	.15*	-.03	.07	-.07	.01	.20**	.19**	.03	.03	.15*	.07	.08	.01	.08	-.01	-.02	.16*	.25**
8	-	-	-	-	-	-	-	.12	.28**	.10	-.05	.09	.23**	.09	.28**	-.03	.03	.22**	.14*	.18*	.28**	.21**	.19**	.15*	.12	.31**	.06	.02
9	-	-	-	-	-	-	-	-	.39**	.39**	.26**	.24**	.18**	.00	.16*	.38**	.31**	.34**	.26**	.38**	.38**	.43**	.32**	.17*	-.03	.35**	.19**	.33**
10	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.36**	.16*	.16*	.19**	-.01	.27**	.35**	.29**	.36**	.39**	.25**	.20**	.43**	.44**	.18*	.17*	.37**	.11	.37**
11	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.33**	.17*	.28**	.00	.20**	.29**	.36**	.19**	.26**	.46**	.36**	.37**	.23**	.09	.14*	.11	.18*	.48**
12	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.22**	.15*	.08	.00	.33**	.37**	.13	.16*	.24**	.13	.15*	.10	.07	.03	-.03	.24**	.33**
13	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.10	.27**	.12	.26**	.19**	.20**	.08	.14*	.19**	.21**	.07	.15*	.06	.11	.18*	.19**
14	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.10	.34**	.00	.28**	.14*	.23**	.32**	.41**	.25**	.18*	.08	.13	.32**	.19**	.17*
15	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.04	-.02	.05	-.07	-.02	.04	.12	.00	-.01	-.05	.24**	-.04	.35**	.03
16	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.08	.19**	.23**	.18*	.33**	.32**	.39**	.29**	.06	.12	.27**	.09	.20**
17	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.28**	.27**	.27**	.22**	.11	.37**	.23**	.20**	.08	.10	.15*	.46**
18	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.17*	.23**	.29**	.24**	.34**	.20**	.13	.11	.17*	.11	.43**
19	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.36**	.33**	.38**	.34**	.38**	.23**	-.05	.20**	.02	.18
20	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.34**	.31**	.41**	.36**	.25**	.04	.19**	.11	.24**
21	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.42**	.47**	.34**	.20**	.20**	.22**	.09	.25**
22	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.37**	.33**	.12	.15*	.21**	.09	.17
23	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.58**	.34**	.06	.37**	.16*	.41**
24	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.27**	.03	.32**	.03	.26**
25	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-.04	.13	.07	.14*
26	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.03	.30**	.20**
27	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.21**	.20**
28	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.30**
29	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	-	.21**

Anm.: ** $p < .01$, * $p < .05$ (2-seitig)

Die Tabelle 6.6 enthält die Mittelwerte der für die Überprüfung der Hypothesen relevanten IDEX-Maßen, die durch die Methodik IDEXMONO und IDEXIDIO nach dem im Methodenteil beschriebenen Muster berechnet wurden, für die Gesamtstichprobe. Diese Werte wurden bei der Hypothesenprüfung verwendet. Das Vorgehen wird bei der jeweiligen Hypothese beschrieben.

Table 6.6 Descriptive Statistics of the Scores of the relevant IDEX-Measures for the Total Sample

IDEX-Maße (theoretischer Wertebereich)	Eics	Eips	II	KI	KO	EGO	Bewertung*
	(0.00-1.00)	(0.00-1.00)	(0.00-1.00)	(0.00-1.00)	(0.00-1.00)	(0.00-5.00)	(-1.00-+1.00)
	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)
Entitäten							
Mutter	.58 (.24)	.48 (.24)	.57 (.22)	.17 (.17)	.23 (.16)	3.54 (1.02)	.46 (.42)
Vater	.46 (.25)	.41 (.22)	.45 (.23)	.23 (.20)	.24 (.16)	3.13 (.98)	.27 (.46)
Eine gleichaltrige Person des- selben Geschlechts	.46 (.27)	.37 (.23)	.50 (.25)	.15 (.16)	.18 (.14)	3.13 (.82)	.44 (.40)
Eine gleichaltrige Person des anderen Geschlechts	.59 (.22)	.46 (.23)	.62 (.20)	.13 (.14)	.21 (.15)	3.42 (.98)	.54 (.32)
Männer	.31 (.22)	.29 (.23)	.36 (.19)	.22 (.17)	.22 (.13)	2.54 (.88)	.20 (.33)
Frauen	.50 (.24)	.42 (.25)	.51 (.21)	.15 (.14)	.22 (.15)	3.00 (.93)	.41 (.31)

Anm.: Eics ... empathische Identifikation in der Gegenwart
 Eips ... empathische Identifikation in der Vergangenheit
 II idealistische Identifikation
 KIKontraidentifikation
 KOKonfliktidentifikation
 EGO...Ego-Involvement
 *..... die Mittelwerte beziehen sich auf Berechnung der Bewertung einzelner Personen
 mittel der Variable Fremdbewertung $\hat{R}(E_i)$

Der Mittelwert für die Variable Selbstbewertung beträgt für die Stichprobe gesamt $M = .49$ ($SD = .32$) in der Gegenwart und $M = .12$ ($SD = .43$) in der Vergangenheit.

Die folgenden Tabellen (6.7 und 6.8) listen die Mittelwerte der strukturellen Stärke („structural pressure on the construct) der Konstrukten für die Stichprobe gesamt auf. Die Tabelle 6.9 enthält die Korrelationen.

Tabelle 6.7 Strukturelle Stärke der einzelnen maskulinen Konstrukte für die Stichprobe gesamt

Maskuline Konstrukte	<i>M</i>	<i>SD</i>
1. Nicht selbstständig - Sehr selbstständig	67.22	13.05
3. Sehr passiv - Sehr aktiv	53.84	15.54
5. Nicht kämpferisch - Sehr kämpferisch	52.26	17.43
7. Treffe leicht Entscheidungen - Treffe schwer Entscheidungen	29.96	20.01
9. Gebe leicht auf - Gebe nie leicht auf	54.34	18.28
11. Nicht selbstsicher - Sehr selbstsicher	47.73	13.47
13. Fühle mich minderwertig - Fühle mich überlegen	32.58	17.79
15. Verliere bei Druck die Nerven - Behalte bei Druck die Nerven	48.64	19.06
Gesamtwert Maskuline Konstrukte	48.32	16.83

Tabelle 6.8 Strukturelle Stärke der einzelnen femininen Konstrukte für die Stichprobe gesamt

Feminine Konstrukte	<i>M</i>	<i>SD</i>
2. Nicht emotional - Sehr emotional	41.96	24.40
4. Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen - Fähig, sich völlig anderen zu widmen	54.15	19.82
6. Sehr grob - Sehr sanft	41.22	19.53
8. Nicht hilfsbereit - Sehr hilfsbereit	60.86	18.14
10. Nicht gütig - Sehr gütig	50.38	20.99
12. Der Gefühle anderer nicht bewusst - Der Gefühle anderer sehr bewusst	51.64	22.43
14. Nicht verständnisvoll - Sehr verständnisvoll	55.26	20.24
16. In Beziehungen sehr kalt - In Beziehungen sehr warm	53.23	21.52
Gesamtwert Feminine Konstrukte	51.10	20.89

Tabelle 6.9 Korrelationen der SP für maskuline und feminine Werte

SP	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	M	F
1	-.01	.32**	.00	.38**	-.16*	.34**	.01	.45**	.00	.40**	.01	.25**	-.05	.30**	-.07	.63**	-.05
2	-	.12	.35**	.11	.45**	-.19*	.38**	.10	.40**	-.08	.25**	.02	.38**	-.15	.58**	-.02	.66**
3		-	-.09	.31**	.03	.09	.10	.25**	-.09	.23**	-.16*	.31**	-.05	.14	.08	.48**	-.01
4			-	-.12	.42**	-.20*	.44**	-.03	.54**	-.14	.54**	-.10	.59**	.00	.46**	-.11	.72**
5				-	-.09	.16*	.02	.50**	.01	.30**	-.09	.26**	-.16*	.18*	.02	.55**	-.06
6					-	-.23**	.47**	-.16*	.55**	-.22**	.39**	-.19*	.53**	-.11*	.54**	-.26**	.72**
7						-	-.15	.29**	-.20*	.28**	-.03	.32**	-.18*	.30**	-.17*	.59**	-.25**
8							-	.02	.54**	-.24**	.31**	-.10	.47**	-.07	.49**	-.07	.69**
9								-	.00	.45**	-.11	.27**	-.08	.39**	-.10	.68**	-.09
10									-	-.20**	.51**	-.05	.63**	.03	.61**	-.16	.81**
11										-	-.12	.48**	-.19**	.35**	-.23**	.72**	-.23**
12											-	-.13	.64**	.02	.48**	-.13	.71**
13												-	-.18*	.27**	-.10	.60**	-.16
14													-	.00	.60**	-.18*	.80**
15														-	-.12	.57**	-.06
16															-	-.14	.81**
M																-	-.16*
F																	-

Ann.: ** $p < .01$, * $p < .05$ (2-seitig)

6.3 Hypothesenprüfung bezogen auf das Bewertungssystem

Die Überprüfung der Hypothesen erfolgte unter Berücksichtigung des Alters und Bildungsgrades als Kovariate. Es zeigte sich keinen signifikanten Einfluss der Kovariate auf Ergebnisse.

Hypothese 1 besagt, dass die Homosexuellen einen höheren Wert der strukturellen Stärke bei femininen Konstrukten und einen niedrigeren Wert der strukturellen Stärke bei maskulinen Konstrukten aufweisen als Hetero – und Transsexuelle.

Für die Überprüfung der Hypothese ist das Konstrukt „Structural pressure on a construct“ (Ω_j) relevant. Der Maskulinitätswert wurde als Mittelwert von „Structural pressure on a construct“ über alle maskuline Konstrukte und der Femininitätswert als Mittelwert von „Structural pressure on a construct“ über alle feminine Konstrukte berechnet. Die Überprüfung der Hypothese mit einer ANOVA für Messwiederholungen mit dem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung als Zwischensubjektfaktor und der strukturellen Stärke der maskulinen und femininen Konstrukte als Innersubjektfaktor hat keine signifikante Ergebnisse (s. Tabelle 6.10), sowohl bezogen auf den Interaktionseffekt ($F(2, 188) = .66, ns$), als auch bezogen auf den Haupteffekt der „Structural pressure“ ($F(1, 188) = 1.51, ns$) und Haupteffekt der psychosexuellen Entwicklung ($F(2, 188) = .61, ns$) ergeben. Die H1 gilt als verworfen.

Tabelle 6.10 „Structural pressure on a construct“ für die maskulinen und femininen Konstrukte nach PSE

PSE	SP für Maskulinität		SP für Femininität	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	48.69	16.83	50.76	21.84
Homosexuelle	47.97	16.91	54.18	19.00
Transsexuelle	48.31	16.97	48.38	21.83

6.4 Hypothesenprüfung bezogen auf die Konstruktion des geschlechtlichen Selbstkonzepts in der Gegenwart und Vergangenheit (Selbstwahrnehmung)

6.4.1 Hypothesenprüfung bezogen auf die Konstruktion des geschlechtlichen Selbstkonzepts auf der persönlichen Ebene

Für die Überprüfung der Hypothesen 2 – 5 werden die Mittelwerte der Maskulinität und Femininität des Selbst in Gegenwart, Vergangenheit sowie des idealen Selbst herangezogen. Die Mittelwerte wurden für jede Entität als Mittelwert der Ratings jeweils für die maskulinen und femininen Items berechnet.

Die Hypothese 2 postuliert, dass die Ausprägung der Maskulinität im Selbstkonzept in der Gegenwart (CS) sowie Vergangenheit (PS) bei Homosexuellen niedriger ist als bei Hetero- und Transsexuellen (Ergebnisse s. Tabelle 6.11). Zur Überprüfung von H2 wurde eine multivariate Varianzanalyse mit dem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung als unabhängiger Variable und den beiden Aspekten der Maskulinität in der Gegenwart und Vergangenheit berechnet. Es ergab sich kein signifikanter multivariater Effekt, $F(4, 374) = 1.79$, ns. H2 konnte nicht bestätigt werden.

Tabelle 6.11 Ausprägung der Maskulinität in der Gegenwart und Vergangenheit

PSE	Maskulinität (CS)		Maskulinität (PS)	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	3.44	.56	3.00	.76
Homosexuelle	3.42	.60	2.67	.94
Transsexuelle	3.41	.57	2.97	.95

Die Hypothese 3 sagt voraus, dass die Ausprägung der Femininität im Selbstkonzept in der Gegenwart (CS) bei Homosexuellen größer ist als bei Hetero- und Transsexuellen. Eine ein-faktorielle Varianzanalyse dem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung als unabhängiger Variable und der Ausprägung der Femininität in der Gegenwart als abhängiger Variable hat einen signifikanten Effekt ergeben, $F(2, 188) = 2.92$, $p < .05$. Im Post hoc Vergleich (LSD) wurde der Unterschied zwischen den Mittelwerten der Femininitätsausprägung in der Gegenwart zwischen den homosexuellen und heterosexuellen Probanden ($p < .05$) sowie zwischen homosexuellen und transsexuellen Probanden ($p < .05$) signifikant. Die H3 kann bestätigt werden. Die Ergebnisse sind der Tabelle 6.12 zu entnehmen.

Tabelle 6.12 Ausprägung der Femininität in der Gegenwart

PSE	Femininität (CS)	
	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	3.69 ^a	.51
Homosexuelle	3.87 ^b	.42
Transsexuelle	3.69 ^a	.70

^{a,b} Mittelwerte mit unterschiedlichen Buchstaben unterscheiden sich mit $p < .05$.

Hypothese 4 bezieht sich auf die Ausprägung der Femininität im Selbstkonzept in der Vergangenheit. Es wird vermutet, dass die Ausprägung der Femininität im Selbstkonzept in der Vergangenheit bei Heterosexuellen geringer war als bei Homo- und Transsexuellen (s. Tabelle 6.13). Bei der Hypothesenprüfung mit Hilfe einer einfaktoriellen ANOVA mit dem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung als unabhängiger Variable und der Femininität in der Vergangenheit als abhängiger Variable konnte ein statistisch signifikanter Unterschied festgestellt werden: $F(2, 188) = 3.03, p < .05$. Bei Post hoc Tests hat sich der Unterschied in der Ausprägung der Femininität in der Vergangenheit zwischen heterosexuellen und transsexuellen Männern (LSD, $p < .03$) sowie heterosexuellen und homosexuellen Männern (LSD, $p < .05$) als signifikant im Sinne der H4 erwiesen. Die H4 kann damit angenommen werden.

Tabelle 6.13 Ausprägung der Femininität in der Vergangenheit

PSE	Femininität (PS)	
	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	3.28 ^a	.63
Homosexuelle	3.46 ^b	.67
Transsexuelle	3.55 ^b	.68

a,b Mittelwerte mit unterschiedlichen Buchstaben unterscheiden sich mit $p < .05$.

Die Hypothese 5 sagt vorher, dass die Ausprägung der Maskulinität im idealen Selbstbild bei Transsexuellen höher und die Ausprägung der Femininität niedriger ist als bei Hetero- und Homosexuellen. Bei der Überprüfung der Hypothese mit einer ANOVA für Messwiederholungen mit dem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung als Zwischensubjektfaktor und der Maskulinität und Femininität (Geschlechtsidentität) als Innersubjektfaktor hat sich ein signifikanter Interaktionseffekt zwischen psychosexueller Entwicklung und Maskulinität und Femininität ergeben, $F(2, 188) = 4.42, p < .01$. Der Haupteffekt der Geschlechtsidentität war ebenso signifikant, $F(1, 188) = 65.40, p < .001$. Er besagt, dass die Maskulinität bei allen drei Gruppen höher ausgeprägt ist als Femininität. Der signifikante Haupteffekt der psychosexuel-

len Entwicklung, $F(2, 188) = 4.76, p < .01$, weist im Sinne der Hypothese der Unterschied in Ausprägung der Femininität zwischen Transsexuellen und Hetero- sowie Homosexuellen nach. Die Inspektion der Mittelwerte durch einfaktorielle ANOVA zeigt, dass signifikante Unterschiede in der Ausprägung von Maskulinität zwischen Heterosexuellen einerseits und Homo- und Transsexuellen andererseits gibt, $F(2, 190) = 3.4, p < .03$ (Posthoc Bonferroni $p < .03$). Weiterhin ergaben sich signifikante Unterschiede in der Ausprägung der Femininität ($F(2, 19) = 2.5, p < .006$) zwischen Transsexuellen und Heterosexuellen (Bonferroni $p < .05$) sowie zwischen Transsexuellen und Homosexuellen (Bonferroni $p < .003$). Zum Überblick s. Tabelle 6.14. Die H5 gilt daher nur zum Teil bestätigt.

Tabelle 6.14 Ausprägung der Maskulinität und Femininität im idealen Selbstbild

PSE	Maskulinität (IS)		Femininität (IS)	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	4.26 ^b	.40	4.04 ^a	.51
Homosexuelle	4.40 ^a	.30	4.16 ^a	.39
Transsexuelle	4.37 ^a	.34	3.85 ^b	.52

a,b Mittelwerte mit unterschiedlichen Buchstaben unterscheiden sich mit $p < .05$.

Hypothese 6 sagt vorher, dass Transsexuelle einen höheren Zuwachs an Maskulinität sowie einen niedrigeren Zuwachs an Femininität aufweisen als Hetero- und Homosexuelle. Der Maskulinitäts-, bzw. Femininitätszuwachs wurde als Differenz zwischen den Maskulinitäts- bzw. Femininitätswerte in der Gegenwart und Vergangenheit berechnet. Der Mittelwert auf diesen Differenzmaßen in der Gesamtstichprobe war $M = .55, SD = .82$ für Maskulinität und $M = .39, SD = .56$ für Femininität. Die Unterschiede im Zuwachs der Maskulinität und Femininität wurden mit Hilfe einer ANOVA für Messwiederholungen mit dem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung als dem Zwischensubjektfaktor und dem Maskulinitätszuwachs sowie Femininitätszuwachs als Innersubjektfaktor berechnet.

Der signifikante Haupteffekt Zuwachsfaktors weist darauf hin, dass es zu einem höheren Zuwachs an Maskulinität im Vergleich zur Femininität kam, $F(1, 188) = 6.19, p < .01$. Der Haupteffekt der psychosexuellen Entwicklung war ebenfalls signifikant $F(2, 188) = 4.53, p < .01$. Post hoc Tests (LSD, $p < .05$) zeigten, dass die Homosexuellen den höchsten Zuwachs sowohl an Maskulinität als auch an Femininität hatten und sich darin signifikant von den beiden anderen Gruppen unterschieden (s Tabelle 6.15). Der Interaktionseffekt zwischen Zu-

wachsfaktor und Verlauf der psychosexuellen Entwicklung war nicht signifikant, $F(2, 188) = 1.31$, ns. Die H6 konnte nicht bestätigt werden.

Tabelle 6.15 Zuwachs an Maskulinität und Femininität

PSE	Maskulinitätswachstum		Femininitätswachstum	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	.44 ^a	.64	.41 ^a	.51
Homosexuelle	.71 ^b	.89	.49 ^b	.57
Transsexuelle	.46 ^a	.98	.15 ^a	.62

a,b Mittelwerte mit unterschiedlichen Buchstaben unterscheiden sich pro Zeile mit $p < .05$.

6.4.2 Hypothesenprüfung bezogen auf die Konstruktion des geschlechtlichen Selbstkonzepts auf der sozialen Ebene

Hier wird der Grad der empathischen Identifikation mit den männlichen und weiblichen wichtigen Anderen verglichen. Die empathische Identifikation mit wichtigen männlichen Anderen wurde als Mittelwert der empathischen Identifikation mit den Entitäten Männer, Vater und eine gleichaltrige Person desselben Geschlechts bestimmt, die empathische Identifikation mit wichtigen weiblichen Anderen als Mittelwert über die Entitäten Frauen, Mutter und eine gleichaltrige Person des anderen Geschlechts. Der Zuwachs an empathischer Identifikation mit Männern bzw. Frauen wurde dementsprechend als Differenz zwischen den Mittelwerten der empathischen Identifikation in der Gegenwart und Vergangenheit berechnet.

Die Hypothese 7 besagt, dass die Homosexuelle sich empathisch weniger mit männlichen Personen in der Gegenwart sowie Vergangenheit identifizieren als Hetero- und Transsexuelle. Die Unterschiede in den erreichten Mittelwerten wurden mit einer multivariaten Varianzanalyse verglichen. Der Verlauf der psychosexuellen Entwicklung galt als unabhängige Variable, empathische Identifikation mit männlichen Personen in der Gegenwart (EIM CS) und Vergangenheit (EIM PS) als abhängige Variablen. Es ergab sich ein multivariater Effekt $F(4, 370) = 3.53$, $p < .008$. Nur der univariate Effekt der empathischen Identifikation in der Vergangenheit war signifikant $F(2, 186) = 6.6$ $p < .002$. Posthoc Tests belegten die vorhergesagte Differenz in Mittelwerten zwischen den homosexuellen und heterosexuellen Männern (LSD, $p < .001$) sowie zwischen homosexuellen und transsexuellen Männern (LSD, $p < .03$; s. Tabelle 6.16). Die H7 konnte damit zum Teil bestätigt werden.

Tabelle 6.16 Empathische Identifikation mit männlichen Personen in der Gegenwart und Vergangenheit

PSE	EIM (CS)		EIM (PS)	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	.43	.17	.40 ^a	.16
Homosexuelle	.39	.18	.31 ^b	.15
Transsexuelle	.40	.14	.38 ^a	.17

a,b Mittelwerte mit unterschiedlichen Buchstaben unterscheiden sich mit $p < .05$.

Die Hypothese 8 sagt voraus, dass sich die Homosexuelle empathisch mehr mit weiblichen Personen in der Gegenwart identifizieren als Hetero- und Transsexuelle (s. Tabelle 6.17). Eine univariate Varianzanalyse mit dem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung als unabhängiger Variable und empathische Identifikation mit weiblichen Personen in der Gegenwart (EIF CS) als abhängiger Variable ergab einen signifikanten Effekt $F(2, 188) = 3.93$, $p < .02$. Die Posthoc Tests bewiesen die vorhergesagten Unterschiede in Mittelwerten zwischen den homosexuellen und heterosexuellen Männern (LSD, $p < .01$) sowie zwischen homosexuellen und transsexuellen Männern (LSD, $p < .02$). Die H8 konnte somit bestätigt werden.

Tabelle 6.17 Empathische Identifikation mit weiblichen Personen in der Gegenwart

PSE	EIF (CS)	
	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	.53 ^a	.17
Homosexuelle	.60 ^b	.17
Transsexuelle	.52 ^a	.16

a,b Mittelwerte mit unterschiedlichen Buchstaben unterscheiden sich mit $p < .05$.

Die Hypothese 9 beinhaltet eine Aussage über den Grad der empathischen Identifikation mit weiblichen Personen in der Vergangenheit: Heterosexuelle identifizieren sich empathisch mit weiblichen Personen in der Vergangenheit weniger als Homo- und Transsexuelle. Eine univariate Varianzanalyse ergab keinen signifikanten Effekt, $F(2, 186) = .56$, ns. Es ließen sich also keine Unterschiede zwischen den erforschten Gruppen im Grad der empathischen Identifikation mit weiblichen Personen in der Vergangenheit nachweisen (s. Tabelle 6.18). Die H9 muss verworfen werden.

Tabelle 6.18 Empathische Identifikation mit weiblichen Personen in der Vergangenheit

PSE	EIF (PS)	
	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	.46	.20
Homosexuelle	.44	.19
Transsexuelle	.48	.15

Hypothese 10 bezieht sich auf den Zuwachs an empathischer Identifikation mit Männern und Frauen (s. Tabelle 6.19). Der Zuwachs an der empathischen Identifikation mit Männern und Frauen wurde als Differenz zwischen den Mittelwerten des Zuwachses an der empathischen Identifikation mit Männern und Frauen in der Gegenwart und Vergangenheit berechnet. Es wurde vorausgesetzt, dass Transsexuelle einen höheren Zuwachs an empathischer Identifikation mit Männern und einen niedrigeren Zuwachs an empathischer Identifikation mit Frauen aufweisen als Hetero- und Homosexuelle. Die Unterschiede im Zuwachs der empathischen Identifikation mit Männern und Frauen wurden mit Hilfe von ANOVA für Messwiederholungen mit dem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung als dem Zwischensubjektfaktor und dem Zuwachs an der empathischen Identifikation mit Männern und Frauen als Innersubjektfaktor berechnet.

Der statistisch signifikante Haupteffekt des Zuwachsfaktors (Maskulinitätszuwachs vs. Femininitätszuwachs) weist darauf hin, dass es im Durchschnitt zu einem höheren Zuwachs an der empathischen Identifikation mit Frauen als an der empathischen Identifikation mit Männern kam, $F(1, 186) = 7.41, p < .007$. Der Haupteffekt der psychosexuellen Entwicklung war signifikant, $F(2, 186) = 7.48, p < .001$. Die Post hoc Tests zeigten, dass es bei Homosexuellen zum höchsten Zuwachs an der empathischen Identifikation mit Männern wie mit Frauen kam. Der in Hypothese 10 vorhergesagte Interaktionseffekt war nicht signifikant, $F(2, 186) = 1.5, ns$. H10 konnte nicht bestätigt werden.

Tabelle 6.19 Zuwachs an empathischer Identifikation mit Männern und Frauen

PSE	DEIM		DEIF	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	.03 ^a	.15	.07 ^a	.13
Homosexuelle	.08 ^b	.17	.16 ^b	.19
Transsexuelle	.03 ^a	.19	.04 ^a	.16

a,b Mittelwerte mit unterschiedlichen Buchstaben unterscheiden sich mit $p < .05$.

6.5 Hypothesenprüfung bezogen auf die Entwicklung des geschlechtlichen Selbstkonzepts

Die Hypothese 11 bezieht sich auf die idealistische Identifikation mit männlichen und weiblichen Personen. Es wurde postuliert, dass sich die Homosexuelle mit männlichen Personen weniger und mit weiblichen Personen mehr idealistisch identifizieren als Hetero- und Transsexuelle.

Es wird der Grad der idealistischen Identifikation mit den männlichen und weiblichen wichtigen Anderen verglichen. Die in der Tabelle 6.20 angegebenen Mittelwerte wurden als Mittelwert der idealistischen Identifikation mit Entities Männer, Vater und eine gleichaltrige Person desselben Geschlechts für männliche Identifikationspersonen, und mit Entities Frauen, Mutter und eine gleichaltrige Person des anderen Geschlechts für weibliche Identifikationspersonen, berechnet.

Zur Überprüfung der H11 wurde eine Varianzanalysen für Messwiederholungen mit dem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung als dem Zwischensubjektfaktor und der idealistischen Identifikation mit männlichen und weiblichen Personen als Messwiederholungsfaktor berechnet. Der Messwiederholungsfaktor hat sich als hoch signifikant erwiesen, $F(1, 188) = 80.06$, $p < .001$. Es bedeutet, dass sich alle Gruppen mehr mit weiblichen Personen als mit den männlichen Personen idealistisch identifizieren (s. Tabelle 6.20). Der vorhersagte Interaktionseffekt und Effekt der psychosexuellen Entwicklung waren nicht signifikant (Interaktionseffekt: $F(2, 188) = 1.72$, ns.; Effekt der psychosexuellen Entwicklung: $F(2, 188) = .77$, ns.) Auch bei separater Betrachtung der drei Identifikationspersonen treten keine signifikanten Effekte im Sinne der Hypothese auf: $F(6, 372) = 1.46$, ns. Es bestehen keine signifikanten Unterschiede in der idealistischen Identifikation - weder mit männlichen, noch mit weiblichen Personen. Die H11 konnte damit nicht bestätigt werden.

Tabelle 6.20 Idealistische Identifikation mit männlichen und weiblichen Personen

PSE	IIM		IIF	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	.45	.15	.55	.16
Homosexuelle	.44	.17	.59	.17
Transsexuelle	.43	.13	.53	.11

Die Hypothese 12 besagt, dass sich die Homosexuelle weniger mit weiblichen Personen kontraidentifizieren als Hetero- und Transsexuelle. In die Berechnung gehen die Mittelwerte

der Kontraidentifikation mit Entitäten Frauen (KIFrau), Mutter (KIMutter) und eine gleichaltrige Person des anderen Geschlechts (Kifwg) berechnet. Die Hypothese wurde mit einer MANOVA überprüft. Es ergab sich kein signifikanter multivariater Effekt, $F(3, 6) = 1.21$, ns. (s. Tabelle 6.21). H12 muss verworfen werden.

Tabelle 6.21 Kontraidentifikation mit weiblichen Personen

PSE	KIFrau		KIMutter		Kifwg	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	.17	.16	.16	.17	.15	.15
Homosexuelle	.13	.13	.18	.17	.11	.12
Transsexuelle	.15	.14	.21	.19	.12	.13

In der Hypothese 13 wird vermutet, dass die Transsexuelle eine höhere Konfliktidentifikation in der Gegenwart sowie Vergangenheit mit weiblichen Personen aufweisen als Hetero- und Homosexuelle. Der angegebene Mittelwert der Konfliktidentifikation in der Gegenwart und Vergangenheit wurde als Mittelwert der Konfliktidentifikation in der Gegenwart und Vergangenheit mit Entities Frauen, Mutter und eine gleichaltrige Person des anderen Geschlechts berechnet. Die Überprüfung der Hypothese mit einer MANOVA Varianzanalyse hat keinen signifikanten multivariaten Effekt ergeben, $F(2, 4) = 1.91$, ns (s. Tabelle 6.22 für die Mittelwerte). Auch bei separater Betrachtung der sechs Identifikationspersonen treten keine signifikanten Effekte im Sinne der Hypothese auf: $F(6, 12) = 1.26$, ns. Die H13 konnte nicht bestätigt werden.

Tabelle 6.22 Konfliktidentifikation mit Frauen in der Gegenwart (cs) und Vergangenheit (ps)

PSE	KOF (CS)		KOF (PS)	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	.21	.11	.20	.12
Homosexuelle	.23	.10	.20	.10
Transsexuelle	.21	.11	.22	.11

Hinsichtlich des Ego-Involvement wird in der Hypothese 14 erwartet, dass die Homosexuelle einen niedrigeren Score des Ego-Involvement mit männlichen Personen und einen höheren Score des Ego-Involvement mit weiblichen Personen aufweisen als Hetero- und Transsexuelle. Die angegebenen Mittelwerte des Ego-Involvement wurden als Mittelwert des Ego-Involvement mit Entities Männer, Vater und eine gleichaltrige Person desselben Geschlechts

für Ego-Involvement mit männlichen Personen, und mit Entities Frauen, Mutter und eine gleichaltrige Person des anderen Geschlechts für Ego-Involvement mit weiblichen Personen, berechnet.

Zur Überprüfung der H14 wurde eine Varianzanalyse für Messwiederholungen mit dem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung als dem Zwischensubjektfaktor und dem Ego-Involvement mit männlichen und weiblichen Personen als Messwiederholungsfaktor berechnet. Es ergab sich ein hoch signifikanter Haupteffekt des Messwiederholungsfaktors $F(1, 136) = 32.89, p < .001$. Dies deutet drauf hin, dass das Ego-Involvement mit weiblichen Personen bei allen Gruppen größer ist als Ego-Involvement mit männlichen Personen. Der Effekt der psychosexuellen Entwicklung ergab sich nicht signifikant. Der Interaktionseffekt zwischen dem Ego-Involvement und Verlauf der psychosexuellen Entwicklung war ebenso signifikant $F(2, 136) = 4.52, p < .01$. Er bedeutet, dass sich die drei Gruppen bezüglich der weiblichen, nicht aber bezüglich der männlichen Identifikationsfigur, unterscheiden. Wie von der Tabelle 6.23 zu entnehmen ist, unterscheiden sich die Homosexuellen von den beiden anderen Gruppen. Die H14 konnte zum Teil bestätigt werden.

Tabelle 6.23 Ego-Involvement mit männlichen und weiblichen Personen

PSE	EGOM		EGOF	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	2.94	.61	3.20 ^a	.75
Homosexuelle	2.89	.69	3.51 ^b	.66
Transsexuelle	2.89	.55	3.09 ^a	.76

a,b Mittelwerte mit unterschiedlichen Buchstaben unterscheiden sich mit $p < .05$.

6.5.1 Hypothesenprüfung bezogen auf Sozialisationsbedingungen

Weitere Variablen, die in die Forschung einbezogen wurden, sind diejenigen, die laut den Sozialisationstheorien und empirischen Befunden zur Entwicklung der Hetero-, Homo- und Transsexuellen wichtig für die Herausbildung der sexuellen Orientierung und des Selbstbildes sind. Es handelt sich im Einzelnen um das Verhältnis zu Eltern (s. Tabelle 6.54) und Gleichaltrigen (s. Tabelle 6.25).

In der Hypothese 15 wird vermutet, dass Homosexuelle im Vergleich mit Hetero- und Transsexuellen ein besseres Verhältnis zu ihrer Mutter hatten als zu ihrem Vater. Es wird die Verteilung des Prozentsatzes der Homosexuellen mit dem Prozentsatz der Hetero- und Transsexuellen bezüglich ihres Verhältnisses zu ihrer Mutter und ihrem Vater mit Hilfe von Chi-

Quadrat nach Pearson auf ihre Abhängigkeit überprüft. Die Unterschiede in der Verteilung der besseren Verhältnisses zur Mutter und zum Vater in Abhängigkeit vom Verlauf der psychosexuellen Entwicklung (PSE) haben sich als signifikant verschieden erwiesen ($\chi^2(2, N = 110) = 13.72; p < .001$). Wie vorhergesagt haben deutlich mehr Homosexuelle das bessere Verhältnis zur Mutter als dies bei den beiden anderen Gruppen der Fall ist. Somit kann die Hypothese 15 bestätigt werden. Die Stärke der Beziehung zwischen der psychosexuellen Entwicklung und dem Verhältnis zur Mutter und zum Vater sich allerdings in Anbetracht eines Cramer-V Wertes von 0.4 ($p < .001$) als mittel groß.

Tabelle 6.24 Besseres Verhältnis zu Elternteil (in %)

PSE	Vater	Mutter
Heterosexuelle	22.2	77.8
Homosexuelle	4.3	95.7
Transsexuelle	42.1	57.9

Hypothese 16 besagt, dass Homosexuelle mehr weibliche und weniger männliche Freunde in ihrer Kindheit hatten als Hetero- und Transsexuelle. Die Unterschiede in der Verteilung der prozentuellen Vertretung der männlichen und weiblichen Freunden in Abhängigkeit von dem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung mit Hilfe von Chi-Quadrat nach Pearson haben sich als signifikant verschieden erwiesen ($\chi^2(2, N = 178) = 30.11; p < .001$). Somit kann die Hypothese 16 bestätigt werden. Die Stärke der Beziehung zwischen der psychosexuellen Entwicklung und der Zahl der männlichen, bzw. weiblichen Freunden ist in Anbetracht eines Cramer-V Wertes von 0,41 ($p < .001$) als mittel groß zu betrachten.

Tabelle 6.25 Freunde in der Kindheit (in %)

PSE	Männlich	Weiblich
Heterosexuelle	92,1	7,9
Homosexuelle	51,4	48,6
Transsexuelle	65,6	34,4

6.6 Hypothesenprüfungen bezogen auf die stereotypische Wahrnehmung und Bewertung von Männern und Frauen (Fremdwahrnehmung und Fremdbewertung)

Die Variablen DiffMan und DiffFrau zur Hypothesenprüfung bezogen auf die stereotypische Wahrnehmung von Männern und Frauen wurden mittels Ranking der männlichen und weiblichen Personen berechnet. Es wurde die Differenz zwischen den Mittelwerten der Maskulinität bzw. Femininität der männlichen Personen (von Männern, Vater und einer gleichaltrigen Person desselben Geschlechts) und der weiblichen Personen (von Frauen, Mutter und einer gleichaltrigen Person des anderen Geschlechts) nach dem folgenden Muster berechnet:

DiffMan = Maskulinität der männlichen Personen – Femininität der männlichen Personen

DiffFrau = Femininität der weiblichen Personen – Maskulinität der weiblichen Personen

Die Hypothese 17 besagt, dass Transsexuelle die männlichen und weiblichen Personen stereotyper wahrnehmen als Hetero- und Homosexuelle. Zur Überprüfung der Hypothese wurde eine multivariate Varianzanalyse mit den Mittelwerten der Variablen DiffMan und DiffFrau als abhängigen Variablen und dem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung als unabhängiger Variable berechnet. Es ergab sich ein multivariater Effekt, $F(4, 366) = 4.27, p < .002$. Der univariate Effekt von DiffMan war signifikant, $F(2, 184) = 8.04, p < .001$, wobei sich in Post-hoc Test (LSD) der Unterschied der Mittelwerte zwischen transsexuellen und heterosexuellen Männern als signifikant verschieden erwiesen hat ($p < .001$), ebenso der Unterschied der Mittelwerte zwischen transsexuellen und homosexuellen Männern ($p < .02$). Der univariate Effekt von DiffFrau war ebenfalls signifikant, $F(2, 184) = 3.49, p < .03$. In Post-hoc Test (LSD) hat sich sowohl der Unterschied der Mittelwerte zwischen transsexuellen und heterosexuellen Männern als signifikant verschieden erwiesen ($p < .009$), als auch der Unterschied der Mittelwerte zwischen transsexuellen und homosexuellen Männern ($p < .02$). Die Mittelwerte sind in Tab. 6.26 dargestellt. Transsexuelle schreiben den Männern einen höheren Wert der Maskulinität und den Frauen einen höheren Wert der Femininität zu als Hetero- und Homosexuelle. Die H17 gilt als bestätigt.

Tabelle 6.26 Wahrnehmung der Männer und Frauen

PSE	DiffMan		DiffFrau	
	<i>M</i>	<i>SD</i>	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	.79 ^a	.57	.83 ^a	.64
Homosexuelle	.96 ^a	.66	.91 ^a	.58
Transsexuelle	1.32 ^b	.64	1.17 ^b	.66

a,b Mittelwerte mit unterschiedlichen Buchstaben unterscheiden sich mit $p < .05$.

Zur Überprüfung der Hypothese 18 wurde die Variable „Fremdbewertung $\hat{R}(E_i)$ “ hereingezogen (s. Tabelle 6.27) Es wird vermutet, dass Transsexuelle die männlichen Personen positiver bewerten als Hetero- und Homosexuelle. Bei der Überprüfung der Hypothese mit der einfaktoriellen Varianzanalyse hat sich kein signifikanter Effekt ergeben, $F(2, 188) = .89$, ns. Die H18 muss daher verworfen werden.

Tabelle 6.27 Bewertung der Männer

PSE	EvaMan	
	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	.20	.33
Homosexuelle	.17	.32
Transsexuelle	.26	.35

6.7 Hypothesenprüfung bezogen auf das Selbstwertgefühl

Zur Hypothesenüberprüfung bezogen auf das Selbstwertgefühl in der Gegenwart sowie Vergangenheit wurde die Variable „Selbstbewertung $\hat{R}(E_i)$ “ benutzt. Es wurde in der Hypothese 19 erwartet, dass Hetero- und Transsexuelle ein höheres Selbstwertgefühl in der Gegenwart aufweisen als Homosexuelle. Zur Überprüfung wurde die einfaktorielle Varianzanalyse berechnet. Es ergab sich kein signifikanter Unterschied in Mittelwerten der Selbstbewertung in Abhängigkeit vom Verlauf der psychosexuellen Entwicklung, $F(2, 188) = .35$, ns, s. Tab. 6.28. Die H19 wird somit verworfen.

Tabelle 6.28 Selbstwertgefühl in der Gegenwart

PSE	SWG (cs)	
	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	.47	.34
Homosexuelle	.51	.29
Transsexuelle	.50	.34

Die Hypothese 20 besagt, dass Heterosexuelle ein höheres Selbstwertgefühl in der Vergangenheit aufwiesen als Homo- und Transsexuelle. Zur Überprüfung wurde die einfaktorielle Varianzanalyse berechnet. Es ergab sich kein signifikanter Unterschied in Mittelwerten der Selbstbewertung in Abhängigkeit vom Verlauf der psychosexuellen Entwicklung, $F(2, 188) = 1.5$, ns (s. Tabelle 6.29). Die H20 gilt als verworfen.

Tabelle 6.29 Selbstwertgefühl in der Vergangenheit

PSE	SWG (ps)	
	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	.15	.42
Homosexuelle	.06	.42
Transsexuelle	.20	.45

6.8 Hypothesenprüfung bezogen auf die persönlichen Normen des geschlechtsspezifischen Verhaltens (Normative Geschlechtsrollenorientierung)

Zur Überprüfung der Hypothese 21 wurde die Summenscore der NGRO-Skala berechnet. Je höher der Score, desto egalitärer die Einstellung. Es wurde in der Hypothese 21 erwartet, dass Transsexuelle gegenüber der Ausübung von Geschlechterrollen konservativer eingestellt sind als Hetero- und Homosexuelle. Die Differenz zwischen den einzelnen Gruppen in der Höhe des Summenscore wurde mit der einfaktoriellen Varianzanalyse verglichen. Es hat sich ein signifikanter Unterschied ergeben $F(2, 188) = 3.94$, $p < .02$. Die Posthoc Tests (LSD) haben den hervorgesagten Unterschied nur zwischen Transsexuellen und Heterosexuellen ($p < .01$) bestätigt. Weiterhin wurde ein signifikanter Unterschied zwischen Homosexuellen und Heterosexuellen festgestellt ($p < .04$). Die H21 konnte nur zum Teil bestätigt werden (s. Tabelle 6.30).

Tabelle 6.30 Normative Geschlechtsrollenorientierung

PSE	<i>M</i>	<i>SD</i>
Heterosexuelle	96.65 ^a	24.53
Homosexuelle	89.01 ^b	22.83
Transsexuelle	84.38 ^b	22.13

a,b Mittelwerte mit unterschiedlichen Buchstaben unterscheiden sich mit $p < .05$.

6.9 Hypothesenprüfung bezogen auf die Trennungs- und Prädiktionskraft der selbstkonzeptbezogenen Variablen und Entwicklungsfaktoren

Zur Beantwortung der Frage, welche selbstkonzeptbezogenen Variablen und Entwicklungsfaktoren die größte statistische Bedeutung für die Trennung und Prädiktion der einzelnen untersuchten Gruppen haben, wurde eine Diskriminanzanalyse berechnet. Dieses Verfahren berechnet sogenannte Diskriminanzfunktionen, die eine lineare Kombination der unabhängigen Variablen, in diesem Fall der selbstkonzeptbezogenen Variablen und Entwicklungsfaktoren, darstellen. Dabei werden für jedes Individuum Funktionswerte berechnet, anhand derer es einer der zu unterscheidenden Gruppen, hier also Heterosexuellen (HT), Homosexuellen (HS) und Transsexuellen (TS) - abhängige Variable-, zugeordnet werden kann. Jeweils ein bestimmtes Intervall der Funktionswerte entspricht einer Gruppe. Als Prüfgröße für die Brauchbarkeit einer Diskriminanzfunktion wurde Wilks' Lambda gewählt. Wilks' Lambda ist der Quotient aus der Quadratsumme innerhalb der Gruppen und der gesamten Quadratsumme, kennzeichnet also den Anteil der Streuung innerhalb der Gruppen an der gesamten Streuung. Gibt es drei Gruppen, kann man eine Funktion zur Trennung zwischen Gruppe 1 und den Gruppen 2 und 3 zusammen sowie eine weitere Funktion für die Trennung zwischen Gruppe 2 und 3 erwarten.

Berücksichtigt wurden dabei diejenigen intervallskalierten Variablen, die sich im Rahmen der Hypothesenprüfung mit varianzanalytischen Testverfahren wenigstens grenzwertig signifikant ($p < .05$) als bedeutsam erwiesen hatten. Es handelt sich um folgende Variablen: Maskulinität als Teil des Idealselbst (Mis), Femininität in der Gegenwart und Vergangenheit (Fcs, Fps) sowie als Teil des Idealselbst (Fis), Zuwachs an Maskulinität und Femininität (DiffM, DiffF), empathische Identifikation mit männlichen Personen in der Vergangenheit (EIMps), empathische Identifikation mit weiblichen Personen in der Gegenwart (EIFcs), Zuwachs an empathischen Identifikation mit männlichen und weiblichen Personen (diffeim, diffeif), Ego-Involvement weiblichen Personen (EGIf), stereotypische Wahrnehmung der männlichen und

weiblichen Personen (Diffman, Difffrau) und normative Geschlechtsrollenorientierung (NGRO). Anschließend wurde mit diesen eine schrittweise Diskriminanzanalyse durchgeführt.

Die Variablen wurden dann in die schrittweise Analyse aufgenommen, wenn die Wahrscheinlichkeit des F-Wertes einer Variablen für die Hypothese, dass sich die Mittelwerte dieser Variablen in den Stufen unterscheiden, wenigstens $p < .05$ betrug. Anschließend wurde eine Variable für den Fall $p < .1$ wieder ausgeschlossen. Damit sollten die bedeutungsvollen von den weniger bedeutenden Variablen getrennt werden, wie auch insgesamt das schrittweise Vorgehen gewährleisten soll, dass ein möglichst günstiges Verhältnis zwischen Anzahl der eingesetzten Variablen und der Güte der Vorhersageleistung erzielt wird. Beim Selektionsverfahren wurden von 14 unabhängigen Variablen lediglich 8 in das diskriminanzanalytische Modell aufgenommen: Femininität als Teil des idealen Selbst, Femininität in der Vergangenheit, stereotypische Wahrnehmung von Männern, stereotypische Wahrnehmung von Frauen, Zuwachs an empathischer Identifikation mit Frauen, Ego-Involvement mit Frauen, empathische Identifikation mit Männern in der Vergangenheit und normative Geschlechtsrollenorientierung.

Tabelle 6.31 zeigt, dass sich bei der Diskriminanzanalyse unter Einbeziehung aller drei Gruppen zwei statistisch bedeutsame Diskriminanzfunktionen ergeben, von denen die erste einen Eigenwert von .44 aufweist, was 69.9 % der Varianz aufklärt, und die zweite einen Eigenwert von lediglich .18 aufweist, was 30.1 % der Varianz aufklärt. Die Streuung der Funktionswerte zwischen den Gruppen ist damit im Verhältnis zur Streuung innerhalb der Gruppen bei den nach der ersten Diskriminanzfunktion berechneten Funktionswerten wesentlich größer als bei den Werten der zweiten Funktion. Die erste Funktion leistet einen größeren Beitrag zur Unterscheidung zwischen den Gruppen als es der zweiten Funktion gelingt. Der Korrelationsquotient zeigt an, dass die zweite Funktion einen geringeren Erklärungsbeitrag leistet. Der Korrelationsquotient der ersten Funktion .55 ist zwar einigermaßen befriedigend, kann jedoch bei weitem noch nicht als gut bezeichnet werden. Bei der Überprüfung auf statistische Signifikanz mit Wilks' Lambda hat sich der Beitrag der Diskriminanzfunktionen zur Trennung der Gruppen bei der ersten Funktion als ziemlich hoch erwiesen. Der für diesen Wert durchgeführte Signifikanztest zeigt an, dass man mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von $p < .001$ davon ausgehen kann, dass sich Mittelwerte der verschiedenen Gruppen auch in der Grundgesamtheit voneinander unterscheiden. Bei der zweiten Funktion ist Wilk's Lambda noch grö-

ber, so dass sich ein kleineres Chi-Quadrat ergibt. Die Signifikanz wird weiterhin mit $p < .001$ angegeben.

Tabelle 6.31 Diskriminanzanalysen der abhängigen Variablen

Diskriminanzfunktionen				
Funktion	Eigenwerte	Anteil aufgeklärter Varianz [%]	Kumulierte %	Kanonische Korrelation
1	.44	69.9	69.9	.553
2	.189	30.1	100	.399
Test der Funktionen	Wilks' Lambda	X^2 -Wert	df	Signifikanz
1-2	.584	84.168	16	.001
2	.841	27.129	7	.001

In der Tabelle 6.32 werden die Diskriminanzkoeffizienten für die standardisierten Variablen aufgelistet. Da die standardisierten Koeffizienten unabhängig vom Maßstab der Variablen sind, können sie direkt verglichen werden. Sie geben dann Aufschluss über die Bedeutsamkeit einzelner Variablen für die Differenzierung der Untersuchungsgruppen. Für die Beurteilung der diskriminatorischen Bedeutung spielt das Vorzeichen der Koeffizienten keine Rolle. Die größte diskriminatorische Bedeutung für die Diskriminanzfunktion 1 besitzen die Variablen „Stereotypische Wahrnehmung der männlichen Personen“ und „Ego-Involvement mit weiblichen Personen“. Die größte diskriminatorische Bedeutung für die Diskriminanzfunktion 2 haben die Variablen „Empathische Identifikation mit männlichen Personen in der Vergangenheit“ und „Zuwachs an empathischer Identifikation mit weiblichen Personen“.

Tabelle 6.32 Standardisierte kanonische Diskriminanzfunktionskoeffizienten

Variable	Funktion 1	Funktion 2
Fis	.478	.095
Fps	-.362	.301
Diffman	-.625	.158
Difffrau	-.327	.206
Diffeif	.402	.452
EGIf	.585	.278
EIMps	-.098	-.534
NGRO	.368	-.384

Fis ... Femininität als Teil des idealen Selbst

Fps ... Femininität in der Vergangenheit

Diffman ... stereotypische Wahrnehmung von Männern

Difffrau ... stereotypische Wahrnehmung von Frauen

Diffeif ... Zuwachs an empathischer Identifikation mit Frauen

EGIf ... Ego-Involvement mit weiblichen Personen

EIMps ... empathische Identifikation mit Männern in der Vergangenheit

NGRO ... normative Geschlechtsrollenorientierung

Wie die Diskriminanzfunktion 1 und die Diskriminanzfunktion 2 die Stichproben der Hetero-, Homo- und Transsexuellen trennen, zeigt am besten die Abbildung 6.4. Es zeigt eine kombinierte Darstellung der Gruppen in der Diskriminanzebene. In der Diagrammfläche ist für jeden Fall der Datendatei ein Punkt eingezeichnet, dessen Lage von den Funktionswerten der beiden Diskriminanzfunktionen abhängt. Dadurch lässt sich die tatsächliche Gruppenzugehörigkeit erkennen. In der Punkteverteilung ist folgendes Muster zu erkennen: blaue Punkte (Heterosexuelle) finden sich eher im Bereich hoher Werte der ersten Diskriminanzfunktion und niedriger Werte der zweiten Diskriminanzfunktion. Grüne Punkte (Homosexuelle) liegen im Bereich hoher Wert sowohl der ersten, als auch der zweiten Diskriminanzfunktion. Gelbe Punkte (Transsexuelle) sind relativ breit, jedoch überwiegend im Bereich niedriger Werte der zweiten Diskriminanzfunktion verstreut. Erwartungsgemäß trennt die Diskriminanzfunktion 1 die Gruppe der Transsexuellen von den Hetero- und Homosexuellen am besten. Es entspricht der Definition der Hetero- und Homosexualität: beide Gruppen zweifeln nicht an ihrer Geschlechtsidentität. Für sie ist wiederum die sexuelle Orientierung entscheidend. Deswegen zeigt die Diskriminanzfunktion 2 die Trennung der heterosexuellen von der homosexuellen Gruppe.

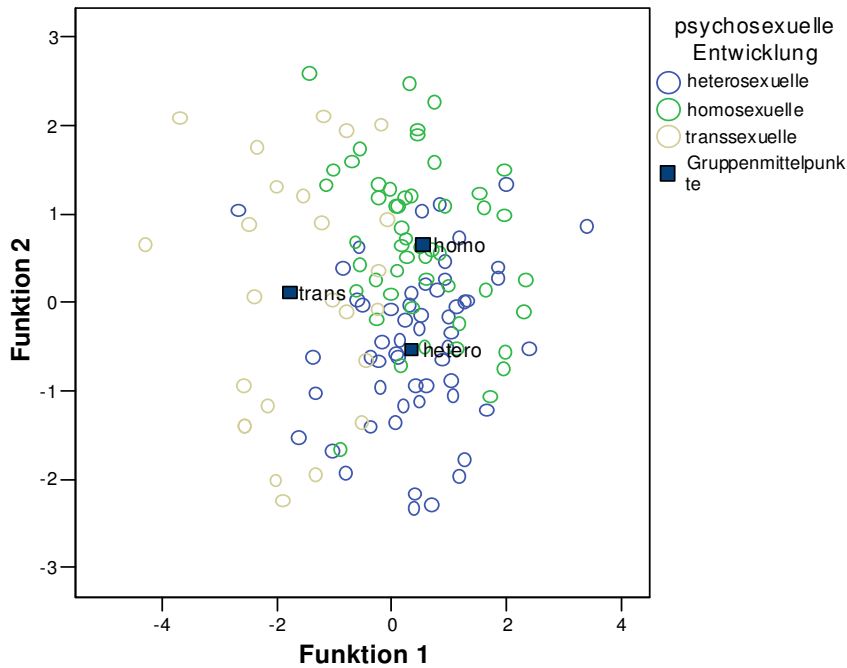


Abbildung 6.4 Kanonische Diskriminanzfunktion

Die Klassifikationstabelle 6.33 zeigt, dass die Heterosexuellen von der Diskriminanzanalyse anhand der unabhängigen Variablen korrekt als solche am besten erkannt wurden (76.7%), gefolgt von Transsexuellen (48.4%) und Homosexuellen (54.2%).

Tabelle 6.33 Klassifikationstabelle

		Psychosexuelle Entwicklung	Vorhergesagte Gruppenzugehörigkeit			Gesamt
			HT	HS	TS	
Original	Anzahl	HT	56	14	3	73
		HS	23	32	4	59
		TS	7	9	15	31
	%	HT	76.7	19.2	4.1	100.0
		HS	39.0	54.2	6.8	100.0
		TS	22.6	29.0	48.4	100.0

a 63,2% der ursprünglich gruppierten Fälle wurden korrekt klassifiziert.

Insgesamt beträgt die Trefferquote bei den korrekt klassifizierten Fälle 63.2 %, was ca. zwei Drittel der Stichprobe entspricht. Bei zufälliger Einordnung der Elemente in die drei

Gruppen wäre dagegen eine Trefferquote von 33.3 % zu erwarten. Eine Diskriminanzfunktion kann nur dann von Nutzen sein, wenn sie eine höhere Trefferquote erzielt, als nach dem Zufallsprinzip zu erwarten ist. Dies ist im vorliegenden Fall zwar gegeben, die Fehlerquote ist jedoch ungefähr mit 36 % recht hoch. Es zeugt davon, dass ein so einfaches Modell ein derart komplexes Phänomen wie die Geschlechtsidentität nicht ausreichend prognostizieren kann.

7 Zusammenfassung der Ergebnisse, Interpretation und Diskussion

7.1 Einführung

Ziel der vorliegenden Studie war es, die Auswirkungen von Unterschieden in der psychosexuellen Entwicklung sowie in den Sozialisationsbedingungen auf die Integration der Geschlechterstereotypen in die Konstruktion des geschlechtlichen Selbstbildes bei Männern zu untersuchen. Dazu wurden Heterosexuelle, Homosexuelle und Männer mit transsexueller Biographie (postoperative Frau-zu-Mann Transsexuelle) – hinsichtlich des geschlechtlichen Bewertungssystems, Selbst- und Fremdwahrnehmung, Selbst- und Fremdbewertung sowie der Normen der Geschlechterrollen untersucht. In Unterschied zu bisherigen Studien, die sich meistens mit der Erforschung des geschlechtlichen Selbstbildes befassen, sollte die Studie nicht nur den kognitiven Aspekt des geschlechtlichen Selbstbildes in der Gegenwart (Selbstzuschreibung geschlechtstypischen, bzw. geschlechtsuntypischen Eigenschaften) erfassen, sondern die Entwicklungsperspektive auf dem Hintergrund der der Identitätsentwicklung zugrundeliegenden multifaktoriell bedingte Identifikations- und Bewertungsprozesse darzustellen. Dazu wurde von der Identitätstheorie „Identity Structure Analysis“ (Weinreich, 1980,1986,1989, 2003) ausgegangen und die daraus entwickelte Forschungs- und Auswertungsmethodik IDEX zum Teil angewandt.

Die Ergebnisse lassen die im Kap. 4 gestellte Fragestellung folgendermaßen beantworten:

Lassen sich vor dem Hintergrund des Wandels der Geschlechterstereotypen immer noch Unterschiede zwischen Männern mit heterosexueller, homosexueller und transsexueller Entwicklung feststellen hinsichtlich:

1. der Rolle, die die Geschlechterstereotypen in ihrem auf die Geschlechtsidentität bezogenen Bewertungssystem spielen?

Die Geschlechterstereotype stellen zwar einen festen Bestandteil des Bewertungssystems bei allen drei Gruppen dar, es ergaben sich jedoch keine Unterschiede in Bezug darauf, wie konsonant/dissonant hetero-, homo- und transsexuelle Männer die maskulinen und femininen

Geschlechterstereotype für Beschreibung und Bewertung eigener Geschlechtsidentität oder Geschlechtsidentität anderer Personen benutzen. Inhaltlich haben die Hetero-, Homo- und Transsexuelle gleiche Vorstellung über die Konzepte der maskulinen und femininen Stereotype.

2. der Konstruktion des geschlechtlichen Selbstkonzepts auf der persönlichen und sozialen Ebene in der Gegenwart und Vergangenheit (Selbstwahrnehmung)?

In ihrem gegenwärtigen Selbstbild definieren alle drei Gruppen ihre Geschlechtsidentität mittels männlicher Stereotype in gleichem Maße. Homosexuelle integrieren jedoch verglichen mit Heterosexuellen und Transsexuellen öfter die femininen Stereotype in ihr geschlechtliches Selbstkonzept. In ihrem Selbstbild in der Vergangenheit entsprachen die Homosexuelle und Transsexuelle dem femininen Stereotyp signifikant mehr als die Heterosexuelle.

Im Laufe der Entwicklung kam es bei allen drei Gruppen zum Zuwachs an Maskulinität und Femininität. Am stärksten wuchs sowohl der Maskulinitäts- als auch Femininitätsanteil im Selbstbild bei Homosexuellen. Der Femininitätszuwachs bei Transsexuellen war am niedrigsten.

Das ideale Selbstbild wird von allen drei Gruppen an Maskulinität mehr als an Femininität angelehnt. Die Homo- und Transsexuellen wünschen sich jedoch signifikant mehr maskuline Eigenschaften zu besitzen als Heterosexuelle. Bezogen auf Femininität wünschen sich Transsexuelle weniger feminine Eigenschaften zu besitzen als Hetero- und Homosexuelle.

In Bezug auf das Zugehörigkeitsgefühl (Wahrnehmung der Ähnlichkeiten zwischen sich selber und anderen Männern, bzw. Frauen) alle drei Gruppen ein gleiches Niveau der empathischen Identifikation mit den Männern in der Gegenwart aufweisen. Die wahrgenommene Ähnlichkeit zwischen Homosexuellen und weiblichen Personen ist in der Gegenwart ist höher als bei Hetero- und Transsexuellen.

In der Vergangenheit sind die wahrgenommenen Ähnlichkeiten mit den männlichen Personen bei Hetero- und Transsexuellen größer als bei Homosexuellen. In der Vergangenheit gibt es keine Unterschiede in der empathischen Identifikation mit weiblichen Personen.

Im Laufe der Entwicklung kam es bei allen drei Gruppen zum stärkeren Zuwachs an der empathischen Identifikation mit Frauen als mit Männern. Am stärksten wuchs sowohl die empathische Identifikation mit Männern als auch mit Frauen bei Homosexuellen.

3. des Einflusses von Identifikationspersonen und Sozialisationsbedingungen auf die Entwicklung des geschlechtlichen Selbstkonzepts? Lassen sich Entwicklungsmuster, die den traditionellen psychologischen Theorien zur Entwicklung der Geschlechtsidentität entsprechen, identifizieren?

In Hinblick auf die positiven Rollenmodelle ergaben sich keine Unterschiede in der idealistischen Identifikation weder mit Frauen noch mit Männern. Es kam jedoch zu einem überraschenden Phänomen, dass die idealistische Identifizierung mit Frauen bei allen drei Gruppen signifikant größer war als die idealistische Identifizierung mit Männern. Bei der Kontra- und Konfliktidentifikation ergaben sich keine signifikanten Unterschiede.

Bei der Erfassung des Ego-Involvement zeigt sich zwar ebenso, dass alle drei Gruppen ein höheres Maß an Ego-Involvement mit Frauen als mit Männern aufweisen, wobei Homosexuelle ein höheres Maß an Ego-Involvement mit Frauen aufweisen als Hetero- und Homosexuelle. Es scheint, dass Homosexuelle doch bei der Entwicklung ihres geschlechtlichen Selbstkonzepts unter dem Einfluss der Frauen mehr stehen als die anderen zwei erforschten Gruppen. Weiterhin wurde nämlich festgestellt, dass insgesamt alle Probanden ein besseres Verhältnis zur Mutter als zum Vater zu haben, aber, wie erwartet, hatten die Homosexuelle im Vergleich mit den Hetero- und Transsexuellen ein wesentlich besseres Verhältnis zu ihrer Mutter als zu ihrem Vater. Weiterhin hatten die Homosexuellen mehr weiblichen Freunde in der Kindheit als die anderen zwei Vergleichsgruppen.

4. des Selbstwertgefühls (der Selbstbewertung)?

Weder in der Gegenwart, noch in der Vergangenheit ergaben sich signifikante Unterschiede zwischen Hetero-, Homo und Transsexuellen in ihrem Selbstwertgefühl. In der Gegenwart weisen die Gruppen ein mäßiges Selbstwertgefühl auf, in der Vergangenheit ein niedriges.

5. der stereotypischen Wahrnehmung und Bewertung von Männern und Frauen (Fremdwahrnehmung und Fremdbewertung)?

Bei der sozialen Wahrnehmung von Männern und Frauen, ist die Wahrnehmungsweise der Transsexuelle traditioneller als bei hetero- und Homosexuellen. Die Transsexuellen schreiben

den Männern und Frauen die stereotypische Geschlechterrolle häufiger zu als die Hetero- und Homosexuelle. Bei der Bewertung der Männer kommt es zu keinem Unterschied.

6. des Einflusses auf die persönlichen Normen des geschlechtsspezifischen Verhaltens (Normative Geschlechtsrollenorientierung)?

Hinsichtlich des Ausmaßes, mit welchem die erforschten Gruppen die sozialen Normen des geschlechtsspezifischen Verhaltens, internalisieren, konnte festgestellt werden, dass die Heterosexuellen egalitärer eingestellt der Ausübung der Geschlechterrollen gegenüber sind als Trans- und Homosexuelle.

7. Welche selbstkonzeptbezogene Variable und Entwicklungsfaktoren trennen, bzw. vorhersagen die einzelnen untersuchten Gruppen am besten?

Die Ergebnisse der Varianzanalyse zeigen zwei statistisch bedeutsame Diskriminanzfunktionen. Die Diskriminanzfunktion 1 trennt die Gruppe der Transsexuellen von den Hetero- und Homosexuellen. Die größte diskriminatorische Bedeutung besitzen die Variablen „Stereotypische Wahrnehmung der männlichen Personen“ und „Ego-Involvement mit weiblichen Personen“. für die Diskriminanzfunktion 2. Die Diskriminanzfunktion 2 trennt vor allem klar die Heterosexuelle von den Homosexuellen. Es sind die vor allem die Variablen „Empathische Identifikation mit männlichen Personen in der Vergangenheit“ und „Zuwachs an empathischer Identifikation mit weiblichen Personen“, die zur Trennung der Gruppen wesentlich beitragen. Die Fehlerquote bei der Zuordnung der Probanden zu den Stichproben ist zu hoch, um eine eindeutige Gruppenzugehörigkeit der Probanden anhand der unabhängigen Variablen zuverlässig prognostizieren zu können.

Im folgenden Text wird die Studie erst mal in Bezug auf Ergebnisse diskutiert und abschließend hinsichtlich der Repräsentativität der Stichprobe und angewandte Methodik kritisch reflektiert.

7.2 Bewertungssystem

Für die Bestimmung der Stabilität, mit welcher die Geschlechterstereotype im Bewertungssystem in Bezug auf das subjektive Konzept der Geschlechtsidentität bei erforschten Stichproben einnehmen, wurde der Identitätsindikator „Structural Pressure of the construct“ (SP)

benutzt. Dieser ermöglicht einzuschätzen, wie stabil, bzw. instabil man die Geschlechterstereotype zur Beschreibung und Bewertung eigener Geschlechtsidentität und Geschlechtsidentität anderer Personen benutzt.

Die Überprüfung der Hypothese 1, die besagte, dass die Homosexuellen einen höheren Wert der strukturellen Stärke bei femininen Konstrukten und einen niedrigeren Wert der strukturellen Stärke bei maskulinen Konstrukten aufweisen als Hetero – und Transsexuelle, ergab keine Unterschiede. Sie bedienen sich dem maskulinen sowie femininen Stereotyp im gleichen Maß. Nach der Güte der SP lässt sich sagen, dass die Geschlechterstereotype einen festen Bestandteil des Bewertungssystems bei allen drei Gruppe darstellen und dass man inhaltlich eine gleiche Vorstellung über die Konzepte der maskulinen und femininen Stereotype besitzt (es besteht die kognitiv-affektive Konsonanz). Eine Ausnahme bilden die Items „treffe leicht Entscheidungen – treffe schwer Entscheidungen“ (SP = 33.09) und „fühle mich minderwertig – fühle mich überlegen“ (SP = 35.88). Die erreichten Werte von SP zeugen davon, dass diese Eigenschaften mit den Konzepten der maskulinen und femininen Stereotype inhaltlich deutlich weniger verbunden sind, als die anderen Items.

Es gibt z. Zt. nur wenige Studien, die die Geschlechtsidentität mit Hilfe von ISA untersucht haben: Smith (2003) verglich Frau-zu-Mann Transsexuelle mit Butch-Frauen¹⁶ mit dem Ergebnis, dass sowohl Transsexuelle, als auch die Butch-Frauen den maskulinen Stereotyp als Kernbewertungskonstrukt benutzen, der feminine Stereotyp wies niedrigere SP-Werte bei den Butch-Frauen auf – der feminine Stereotyp bei Butch-Frauen unterlag eher einer kognitiv-affektive Dissonanz, d.h. die inhaltliche Vorstellung der Butch-Frauen über Femininität geht mit der traditionellem Konzept der Femininität nicht einher. Die Transsexuelle wiesen kognitiv-affektive Konsonanz in Bezug auf maskuline und feminine Stereotype auf, was mit den Ergebnissen dieser Studie übereinstimmt. Thornton (2000) verglich heterosexuelle Männer und heterosexuellen Frauen und kam zur Erkenntnis, dass sowohl die traditionelle Maskulinität, als auch Femininität zu den sekundären Bewertungskonstrukten gehören. Inhaltlich besteht Diskrepanz zwischen traditionellen Konzepten der Maskulinität und Femininität und dem geschlechtlichen Selbstkonzept.

¹⁶ „Butch-Frauen“ war bis in die 1970er Jahre in der lesbischen Subkultur vor allem im angloamerikanischen Sprachraum die Bezeichnung für betont maskulin auftretende Frauen. Die Unterscheidung in Butch und Femme (betont weiblich auftretende Frauen) galt nach dem Aufkommen des Feminismus während der 1970er und 1980er Jahre als „politisch nicht korrekt“ und wurde in der Lesbenszene abgelehnt. Seit Mitte der 1990er Jahre tauchen die Konzepte *Butch* und *Femme* wieder vermehrt in der lesbischen Subkultur auf (Smith, 2003).

Es ist anzumerken, dass die vorliegende Studie ausschließlich die Geschlechterstereotype als Bestandteil des geschlechtlichen Selbstbildes untersucht hat. Weitere Aspekte der subjektiv wahrgenommenen Geschlechtlichkeit wurden nicht berücksichtigt. Es ist jedoch plausibel zu fragen, welche andere Aspekte man in die Konstruktion des geschlechtlichen Selbstbildes miteinbezieht. Die Fragestellung benötigte jedoch eine qualitative Forschungsmethodik.

7.3 Geschlechtliches Selbstkonzept

Das geschlechtliche Selbstkonzept wurde sowohl auf einer persönlichen, als auch sozialen Ebene untersucht. Bei der Fragestellung bezogen auf die persönliche Ebene des geschlechtlichen Selbstkonzepts sollte herausgefunden werden, ob Unterschiede in der Selbstwahrnehmung eigener Maskulinität - Femininität bezogen auf Selbstbild in der Gegenwart und Vergangenheit sowie auf das ideale Selbstbild bestehen. Dazu wurden Mittelwerte der GERO-Skala herangezogen. Bei der Fragestellung bezogen auf die soziale Ebene des geschlechtlichen Selbstkonzepts sollte herausgefunden werden, ob Unterschiede im Zugehörigkeitsgefühl zur Gruppe der Männer, bzw. Frauen (Grad der wahrgenommenen Ähnlichkeiten zwischen den Stichproben und den meisten Männern und Frauen) bestehen. Hierzu wurde ISA-Indikator „empathische Identifikation“ benutzt. Die wird als Überlappung zwischen den Eigenschaften, die man sich selbst und den Anderen zuschreibt, aufgefasst. Die Berücksichtigung der sozialen Ebene des geschlechtlichen Selbstbildes stellt eine Erweiterung traditioneller Forschungen auf dem Gebiet dar.

Bevor die Ergebnisse bezogen auf Überprüfung der Hypothesen diskutiert werden, ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass bei Betrachtung der Mittelwerte der GERO-Skala für Maskulinität und Femininität bei den Stichproben getrennt (S. Anhang C) festzustellen ist, dass die Femininitätswerte bei Heterosexuellen und Homosexuellen in der Gegenwart und Vergangenheit signifikant höher als die Maskulinitätswerte sind. Dies lässt sich höchstwahrscheinlich durch einen hohen Anteil der Pp mit einem hohen Ausbildungsstand erklären oder durch Liberalisierung der Norm der Geschlechterrolle eines Mannes. Trotzdem entsprechen im Wesentlichen die Ergebnisse den Befunden anderer Forscher in dem Sinne, dass es zwar zu einer Veränderung des traditionellen Selbstbildes des Mannes kommt, manche Unterschiede bleiben jedoch bestehend, wenn man unterschiedliche Gruppen der Männer vergleicht (Thornton, 2000). Die Ergebnisse dürfen somit kaum grundsätzlich in Frage gestellt werden.

Bei den Transsexuellen ergab sich kein Unterschied zwischen den Maskulinitäts- und Femininitätswerte in der Gegenwart. In der Vergangenheit war die Femininität höher als Masku-

linität, was dem Wesen der Transsexualität nicht widerspricht und was auch andere Forscher belegen (Pfäfflin, 1993).

Auf der persönlichen Ebene des Selbstkonzepts wurde vorausgesetzt, dass sich die Homosexuelle von Hetero- und Transsexuellen durch die niedrigere Ausprägung der Maskulinität in ihrem Selbstbild in der Vergangenheit und Gegenwart sowie durch einen höheren Femininitätsanteil in ihrem Selbstbild in der Gegenwart unterscheiden.

Die Heterosexuellen sollten niedrigere Ausprägung der Femininität in der Vergangenheit haben als die Homo- und Transsexuelle.

Weiterhin wurde vermutet, dass die Transsexuelle sich durch höhere Ausprägung der Maskulinität und niedrigere Ausprägung der Femininität in ihrem idealen Selbstbild von Hetero- und Homosexuellen abheben. Die Transsexuellen sollten einen höheren Zuwachs an Maskulinität und einen niedrigeren Zuwachs an Femininität aufweisen als Hetero- und Homosexuelle.

Die Ergebnisse belegen, dass alle drei Gruppen sich in ihrem gegenwärtigen Selbstbild bezogen auf ihre Geschlechtsidentität mittels männlicher Stereotype in gleichem Maße definieren. Heterosexuelle und Homosexuelle integrieren jedoch verglichen mit Transsexuellen öfter femininen Stereotypen in ihr geschlechtliches Selbstkonzept.

In ihrem Selbstbild in der Vergangenheit entsprachen die Homosexuelle und Transsexuelle dem femininen Stereotyp signifikant mehr als die Heterosexuelle.

Das ideale Selbstbild wird von allen drei Gruppen an Maskulinität mehr als an Femininität angelehnt. Die Homo- und Transsexuellen wünschen sich jedoch signifikant mehr maskuline Eigenschaften zu besitzen als Heterosexuelle. Hinsichtlich der Femininität wünschen sich Transsexuelle weniger feminine Eigenschaften zu besitzen als Hetero- und Homosexuelle.

Im Laufe der Entwicklung kam es bei allen drei Gruppen zum stärkeren Zuwachs an Maskulinität als auch an Femininität. Am stärksten wuchs sowohl der Maskulinitäts- als auch Femininitätsanteil im Selbstbild bei Homosexuellen. Der Femininitätszuwachs bei Transsexuellen war am niedrigsten.

Die Ergebnisse zeugen von derselben Maskulinitätsbasis bei allen drei Gruppen über alle Zeitebenen hinaus. Die Femininität scheint, eine Schlüsselrolle in der Differenzierung zwischen den Gruppen zu spielen. In der Gegenwart schreiben sich die Homosexuellen mehr feminine Eigenschaften zu als Hetero- und Transsexuellen. Bezogen auf das ideale Selbstbild wünschen sich Transsexuelle weniger feminine Eigenschaften zu besitzen als hetero- und Homosexuelle. In der Vergangenheit wiederum waren sowohl Homosexuelle als auch Transsexuelle femininer als Heterosexuelle. Dies entspricht der Definition der Transsexualität so-

wie dem differenzialdiagnostischen Unterschied zwischen Transsexualität, Homosexualität und Heterosexualität. Im Vergleich mit Heterosexuellen tragen sowohl Transsexuelle als auch Homosexuelle einen höheren Anteil an Femininität bis zu einem gewissen Entwicklungsstandpunkt in sich. Es kann daher schwierig sein, bei Kindern und Jugendlichen einen Transsexuellen von einem femininen, bzw. effeminierten Homosexuellen¹⁷ zu unterscheiden, jedoch meistens leicht von einem Mann, der später heterosexuell wird. Später in der Entwicklung kommt zur Stagnation des Zuwachses an Femininität bei Transsexuellen und zum Wunsch nach einer geschlechtsangleichenden Operation. Bei Homosexuellen kommt es zur Erhöhung der Femininität und „deren Integration in eine ungestörte Männlichkeit“ (Dannecker, 2001, S. 114). Die Befunde stützen also die weit erwiesene Beziehung zwischen der sexuellen Orientierung und dem geschlechtsspezifischen Selbstkonzept. Es ist anzumerken, dass unterschiedliche Forscher zu ähnlichen Ergebnissen mit Hilfe unterschiedlicher Methodik kommen (Lippa, 2000; Sandfort, 2005, 2001).

Für alle drei Gruppen bleibt der maskuline Stereotyp der erwünschte und stabile Identitätszug, wobei Homo- und Transsexuelle sich mehr maskuline Eigenschaften wünschen als Heterosexuelle. Diese Tatsache bleibt bei vielen Untersuchungen, in denen Homosexuellen Gegenstand der Forschung sind, unbeachtet bzw. wird nicht explizit auf die Maskulinitätswerte eingegangen und immer wieder die erhöhte Femininität betont. Wie früher im Text erwähnt, wurde die Beziehung zwischen der sexuellen Orientierung und dem geschlechtlichen Selbstbild sogar unter den Forschern zum Politikum. Erst in letzter Zeit wird versucht, sich dem Thema objektiver anzunähern und sich entweder mit der Maskulinität, bzw. den Maskulinitäten (z.B. Nardi, 2000) oder auch allgemein mit der Frage des Verhältnisses zwischen Maskulinität und Femininität, bzw. Effeminität zu beschäftigen (Dannecker, 2001). Der Wunsch nach den höheren Maskulinitätswerten kann Resultat des empfundenen „Nicht-maskulin-genug-Seins“ und „Nicht-auffallen-Wollens“ bei Homo- und Transsexuellen sein (Vgl. Kap. 7.7). Weiterhin geht aus dieser Studie hervor, dass es hinsichtlich der Wunschwerte der Femininität zu einer Angleichung zwischen Hetero- und Homosexuellen kommt. Dies könnte als Indiz für eine stattgefundene Liberalisierung der gesellschaftlichen Normen für Geschlechter-

¹⁷ Manche Autoren unterscheiden zwischen Femininität (adj. feminin) und Effeminität (adj. effeminiert). Sandfort (2005) versteht unter Femininität „female qualities regardless of people’s gender“ und unter Effeminität „traditionally female qualities in men“ (S. 595). Stoller (1971 in Springer, 1981) vertritt die Meinung, dass ein Homosexueller nicht als feminin, sondern effeminiert zu bezeichnen seien und ein Transsexueller „der femininste aller Männer“ sei. In dieser Studie wird vom traditionellen weiblichen Stereotyp, also Femininität ausgegangen. Es entsteht sicher die Frage, ob es qualitative Unterschiede zwischen Femininität und Effeminität gibt.

rollen gewertet werden. Transsexuelle wiederum empfinden die femininen Eigenschaften als weniger wünschenswert. Dies könnte die Abgrenzung ihrer Geschlechtsidentität, die ja die biologische Basis nur zum Teil enthält, erleichtern.

Bezüglich der sozialen Ebene des Selbstkonzepts, d.h. des Zugehörigkeitsgefühls (Wahrnehmung der Ähnlichkeiten zwischen sich selber und anderen Männern, bzw. Frauen) wurde erwartet, dass sich die Homosexuelle empathisch weniger mit männlichen Personen in der Gegenwart und Vergangenheit, jedoch mehr mit weiblichen Personen in der Gegenwart identifizieren als Hetero- und Transsexuelle.

Bei Heterosexuellen wurde vorausgesetzt, dass sie sich mit weiblichen Personen in der Vergangenheit weniger empathisch identifizieren als Homo- und Transsexuelle.

Die Transsexuellen sollten einen höheren Zuwachs an empathischer Identifikation mit Männern und einen niedrigeren Zuwachs an empathischer Identifikation mit Frauen aufweisen als Hetero- und Homosexuelle.

Ergebnisse zeigen, dass alle drei Gruppen in ihrem gegenwärtigen Selbst ein gleiches Niveau der empathischen Identifikation mit männlichen Personen aufweisen. Die emphatische Identifikation mit weiblichen Personen ist bei Homosexuellen dagegen größer als bei Hetero- und Transsexuellen.

Bezogen auf das Selbst in der Vergangenheit ist die empathische Identifikation mit männlichen Personen bei Hetero- und Transsexuellen größer als bei Homosexuellen. Es ergaben sich keine Unterschiede in der empathischen Identifikation mit weiblichen Personen.

Im Laufe der Entwicklung kam es bei allen drei Gruppen zum stärkeren Zuwachs an der empathischen Identifikation mit Frauen als mit Männern. Am stärksten wuchs sowohl die empathische Identifikation mit Männern als auch mit Frauen bei Homosexuellen.

Bei allen drei Gruppen ist das Gefühl der Ähnlichkeiten mit den meisten Männern in der Gegenwart gleich ausgeprägt. In der Vergangenheit war das Gefühl zu den anderen Männern zuzugehören bei Homosexuellen niedriger als bei Hetero- und Transsexuellen, was dem Gefühl „anders zu sein“, dass viele Autoren im Zusammenhang mit der Entwicklung der homosexuellen Identität erwähnen entspricht (z.B. Bem, 1996; Dannecker, 2001) und weiter mit dem höheren Grad der wahrgenommenen Ähnlichkeiten zwischen Homosexuellen und Frauen in der Gegenwart (im Vergleich mit wahrgenommenen Ähnlichkeiten zwischen Hetero-, Transsexuellen und Frauen) einhergeht.

Es kommt zu einem interessanten Phänomen, dass sich die Homosexuellen zwar weniger mit anderen Männern in der Vergangenheit empathisch identifizieren, die empathische Identi-

fikation mit Frauen bleibt jedoch gleich wie bei Hetero- und Transsexuellen. Weiterhin ist spannend, dass der Zuwachs an der empathischen Identifikation mit Frauen höher war als mit Männern bei allen Gruppen. Zugleich bleibt jedoch der maskuline Stereotyp die erwünschte Eigenschaft und die Geschlechterstereotype werden in Hinblick auf kognitiv-affektive Konsistenz relativ stabil benutzt. Es kann darauf hinweisen, dass die Geschlechterstereotype nach wie vor eine orientierende Funktion für eigene Geschlechterrolle erfüllen, man nimmt jedoch wahr, dass man dem maskulinen Stereotyp nicht unbedingt entspricht. Da die Erfüllung der männlichen Rolle mit strenger sozialer Kontrolle bis her einherging, konnte das Gefühl entstehen, nicht genug maskulin zu sein. Eine weitere Erklärungsmöglichkeit bestünde darin, dass es sich um einen Generations- und Identitätskonflikt handelt: bei Betrachtung der Maskulinitäts- und Femininitätsmittelwerte bei den Stichproben getrennt (S. Anhang C) kann man feststellen, dass die Hetero- und Homosexuelle ihre beide Elternteile, die Transsexuelle nur den Vater (ältere Generation) unter der traditionellen Sichtweise wahrnehmen, wobei „einem Freund des selben Geschlechts und Alters“ wird von Hetero- und Transsexuellen den selben Maß an Maskulinität und Femininität beigemessen, von Homosexuellen signifikant mehr Femininität als Maskulinität. „Eine Person des weiblichen Geschlechts desselben Alters“ wird jedoch von allen drei Gruppen traditionell wahrgenommen. Auf inhaltliche Veränderungen der Konzepte der Maskulinität und Femininität bei heterosexuellen Männer und Frauen und darauf, dass jede Person je nach der Zugehörigkeit zu anderen sozialen Gruppen (in dem Fall Zugehörigkeit zu Religion) mehrere Repräsentationen der Maskulinität und Femininität in sich trägt, weist auch die Arbeit von Thornton (2000) hin.

Es gibt kaum Studien, die sich direkt mit dem sozialen Ausmaß des geschlechtlichen Selbstkonzepts beschäftigen. Es gibt jedoch einzelne Studien, die zur Gegenstand der Forschung die Folgen der wahrgenommenen Maskulinität und Femininität auf subjektives Wohlbefinden, bzw. Gesundheit bei Hetero- und Homosexuellen stellen: Sandfort, Burger, et al. (2001) entdeckten, dass die Homosexuelle mehr Angst haben, zu feminin und nicht genug maskulin zu sein als die Heterosexuelle. Unter Heterosexuellen entdeckten die Forscher allerdings eine große Gruppe, die sich in Bezug auf ihre Geschlechtsrollenidentität unsicher fühle. Es hat die jedoch nicht so beängstigt wie die Homosexuelle. Die Forscher räumen auf, dass das untypische geschlechtliche Selbstkonzept sich in Abhängigkeit von der sexuellen Orientierung unterschiedlich auf die Gesundheit der Männer auswirkt. Weitere Erforschung dessen, wie sich Personen mit unterschiedlichem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung in Hinblick auf traditionelle Konzepte der Maskulinität und Femininität wahrnehmen und subjektive

Normen eigener Maskulinität und Femininität entwickeln und die soziale Umwelt somit beeinflussen und somit wiederum eigenes Erlebnis, Teil der Gesellschaft zu sein, ist notwendig. Die vorliegenden Ergebnisse deuten auf Diskrepanzen zwischen der persönlichen und sozialen Ebene des geschlechtlichen Selbstkonzepts, was Einblick in die innere Welt der Personen ermöglicht.

7.4 Entwicklung des geschlechtlichen Selbstkonzepts

Zur Erfassung der Einflüsse auf die Entwicklung des geschlechtlichen Selbstkonzepts wurden die Maßen der Methodik IDEX idealistische Identifizierung (positiver Rollenmodell), Kontraidentifizierung (negativer Rollenmodell), Konfliktidentifizierung und Ego-Involvement sowie Angaben zum Verhältnis zu Eltern, Freunden in der Kindheit benutzt.

Es wurde postuliert, dass sich die Homosexuelle von Hetero- und Transsexuellen in folgenden Aspekten unterscheiden: sie identifizieren sich idealistisch mit männlichen Personen weniger und mit weiblichen Personen mehr; sie kontraidentifizieren sich mit weiblichen Personen weniger; weisen einen niedrigeren Score des Ego-Involvement mit männlichen Personen und einen höheren Score des Ego-Involvement mit weiblichen Personen auf, als Hetero- und Transsexuelle. Sie hatten ebenso im Vergleich mit Hetero- und Transsexuellen ein besseres Verhältnis zu ihrer Mutter als zu ihrem Vater, und mehr weibliche und weniger männliche Freunde in ihrer Kindheit.

Die Transsexuelle sollten eine höhere Konfliktidentifikation in der Gegenwart sowie Vergangenheit mit weiblichen Personen aufweisen als Hetero- und Homosexuelle.

In Hinblick auf die positiven Rollenmodelle ergaben sich keine Unterschiede in der idealistischen Identifikation weder mit Frauen noch mit Männern. Es kam jedoch zu einem überraschenden Phänomen, dass die idealistische Identifizierung mit Frauen bei allen drei Gruppen signifikant größer war als die idealistische Identifizierung mit Männern. Bei der Kontra- und Konfliktidentifikation ergaben sich keine signifikanten Unterschiede.

Bei der Erfassung des Ego-Involvement zeigt sich zwar ebenso, dass alle drei Gruppen ein höheres Maß an Ego-Involvement mit Frauen als mit Männern aufweisen, wobei Homosexuelle ein höheres Maß an Ego-Involvement mit Frauen aufweisen als Hetero- und Homosexuelle. Es scheint, dass Homosexuelle doch bei der Entwicklung ihres geschlechtlichen Selbstkonzepts unter dem Einfluss der Frauen mehr stehen als die anderen zwei erforschten Gruppen. Weiterhin wurde nämlich festgestellt, dass insgesamt alle Probanden ein besseres Verhältnis zur Mutter als zum Vater zu haben, aber, wie erwartet, hatten die Homosexuelle im

Vergleich mit den Hetero- und Transsexuellen ein wesentlich besseres Verhältnis zu ihrer Mutter als zu ihrem Vater. Weiterhin hatten die Homosexuellen mehr weiblichen Freunde in der Kindheit als die anderen zwei Vergleichsgruppen.

Das Ergebnis der höheren idealistischen Identifikation mit Frauen als mit Männern steht zwar im Einklang mit dem Befund der höheren Femininität als Maskulinität im gegenwärtigen Selbstbild, jedoch im Widerspruch zur höheren Maskulinität als Femininität im idealen Selbstbild. Es scheint, dass es in der Identitätsstruktur der Männer zu einer Umbewertung der traditionellen Maskulinität und Femininität kommt und dass die femininen Eigenschaften Bereicherung des geschlechtlichen Selbstkonzepts darstellen. Diese Vermutung unterstützen die Befunde zur kognitiv-affektiven Konsistenz der Stereotype und zum Selbstwertgefühl: der maskuline und feminine Stereotyp wird gleich konsistent zur Selbstdefinieren und Selbstbewerten genutzt (S. Kap. 7.2), es ergaben sich keine Unterschiede zwischen den erforschten Gruppen bezogen auf Selbstwertgefühl (S. 7.6). Man wünscht sich zwar allgemein mehr Maskulinität als Femininität, die Femininität wird jedoch im Selbstbild häufiger integriert als bis jetzt vermutet wurde: die Ergebnisse zum idealen Selbstbild zeigen, dass sich Heterosexuelle genauso viel Femininität wünschen wie die Homosexuelle (S. Kap. 7.3). Die erhöhte idealistische Identifikation mit Frauen widerspiegelt diesen Wunsch. Bereits früher konnte Bacova (1999) in der Untersuchung der Geschlechtsüberzeugungen und Geschlechtsidentifikationen bei Jungen und Mädchen in der Adoleszenz mittels der Methodik IDEX zeigen, dass Mädchen im Bereich der Geschlechtnormen (gender norms) zwar eine höhere idealistische Identifikation und Ego-Involvement mit Müttern und anderen Frauen aufwiesen, die Jungen identifizierten sich mit ihren Vätern und anderen männlichen Personen jedoch nicht idealistisch mehr als die Mädchen. Diese Ergebnisse können implizieren, dass die Väter im Allgemeinen weniger präsent in der Erziehung sind und somit weniger erreichbar als die Mütter. Dies wäre im Sinne der Objektbeziehungstheorie, die bei der Entwicklung des Selbstkonzepts die Erfahrungen mit der frühen Betreuungsperson, die meist die Mutter ist, betont (Bilden, 1999).

Einen tieferen Einblick in die Struktur des geschlechtlichen Selbstkonzepts ermöglicht der Indikator Ego-Involvement. Alle Probanden weisen zwar einen höheren Ego-Involvement mit Frauen auf als mit Männern (was wieder einen höheren Einfluss der Mütter in der Erziehung allgemein impliziert), die Homosexuelle weisen jedoch den höheren Ego-Involvement mit Frauen auf als Hetero- und Transsexuelle. Das erhöhte Maß an Ego-Involvement mit Frauen bei Homosexuellen kann die Unterschiede in Interaktionsmustern zwischen homosexuellen und nicht homosexuellen Söhnen und ihren Eltern, wie sie in den Objektbeziehungstheorien

beschrieben und durch zahlreiche empirische Forschungen belegt sind, bestätigen. Es scheint, dass die Mütter im allgemeinen präsenter sind, in den Familien mit einem homosexuellen Jungen nehmen sie jedoch eine dominantere oder beschützendere Rolle ein als in Familien mit heterosexuellen Jungen. Ausgegangen von Bem's Theorie „exotic becomes erotic“ (1996), dass Kinder mit einem unterschiedlichen Aggressivitäts- und Aktivitätsniveau auf die Welt kommen, kann man annehmen, dass sich dies, beeinflusst durch Grad der geschlechtsstereotypischen Erwartungen und Verhaltensinterpretationen der Eltern, unterschiedlich auf Reaktionen der Eltern auf das Kind auswirkt. Ein sich geschlechtsuntypisch entwickelnder Sohn kann sich kaum der väterlichen Zuneigung erfreuen. Sein Verhältnis zum Vater beruht eher an gegenseitige Spannung, dies aus den weder vom Sohn noch vom Vater so recht verstandenen Wünschen und Eigenarten entstehen mit dem Resultat der gegenseitigen Distanzierung. Die Distanzierung vom Vater ist auch bei dem Befund zum Verhältnis zu Eltern gut anzusehen. Die Väter reagieren entweder distanziert, was die Jungen in Ungewissheit, Unklarheit und angespannte Verwirrung stürzt oder sie greifen die „Unmännlichkeit“ des prähomosexuellen Jungen direkt an, was zu Ängsten vom Vater und fantasierten Strafängsten führt. Die Reaktionen der Mütter auf die frühen Manifestationen der Homosexualität sind gemäßiger. Sie antworten zumeist mit großer und anhaltender Besorgnis (Dannecker, 2001). Diese Erfahrungen fallen bereits in präödipale Entwicklungsphase. Die Wichtigkeit der Vaterpräsenz, bzw. Vaterabsenz in dieser Phase für die Festigung des geschlechtsspezifischen Verhaltens und Selbstbildes belegt empirisch z.B. Hetherington (1966). Außerdem herrscht ein Konsensus über unterschiedliche psychologische Schulen hinweg, dass sowohl die sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität im Alter von 5 – 6 Jahren unveränderbar etabliert ist (Dannecker, 2001). Die ödipale Phase der Entwicklung sorgt dann für die Art der Integration des Femininitätseinsprengsels in das Selbstbild (Dannecker, 2001; Hammelstein, 2007), wobei die post-ödipale Entwicklung die Wichtigkeit von weiteren sozialen Erfahrungen (andere männliche Personen, wie Peers sowie breite Gesellschaft und Kultur) für spätere Ausgestaltung der männlichen/weiblichen Position und somit des Selbstwertgefühls beinhaltet (Friedmann, 1993).

7.5 Fremdwahrnehmung und Fremdbewertung

Es wurde vorausgesetzt, dass die Transsexuelle die männlichen und weiblichen Personen stereotyper wahrnehmen und dass sie die männlichen Personen positiver bewerten als Hetero- und Homosexuelle.

Bei der sozialen Wahrnehmung von Männern und Frauen, ist die Wahrnehmungsweise der Transsexuelle traditioneller als bei hetero- und Homosexuellen. Die Transsexuellen schreiben den Männern und Frauen die stereotypische Geschlechterrolle häufiger zu als die Hetero- und Homosexuelle. Bei der Bewertung der Männer kommt es zu keinem Unterschied.

Es scheint, dass die stereotypisierte Kategorisierung bezüglich der Wahrnehmung von Männern und Frauen für Transsexuelle von besonderer Wichtigkeit ist. Dies kann erst im Kontext der Selbstgeschlechtskategorisierung in Hinblick auf innere und äußere Ressourcen der Identitätsherausbildung nachvollziehbar sein. Angenommen, dass die individuelle Geschlechtsidentität immer aus einer Desidentifikation von einem Geschlecht und einer Identifizierung mit dem anderen Geschlecht besteht, können die Transsexuelle ihre Körperlichkeit jedoch nicht als die Basis ihrer Geschlechtsidentität wahrnehmen und sie zur geschlechtlichen Selbstdefinition nutzen. Diamond (2000) weist darauf hin, dass die körperliche Geschlechtsangehörigkeit für Transsexuelle etwas Transitorisches, Veränderbares darstellt, wobei das geschlechtliche Selbstkonzept die geschlechtliche Beständigkeit repräsentiert. Dies steht im Gegensatz zum Rest der Population, für den gerade der männliche oder weibliche Körper und dessen Empfindungen ihre Geschlechtsidentität verankert. In Hinblick auf unsere Stichprobe müssen weder Heterosexuelle, noch Homosexuelle ihren Körper verändern, um gesellschaftliche Anerkennung als ein Angehöriger eines oder des anderen Geschlechtes zu erhalten. Hirschauer (1999) deutet klar den sozial-gesellschaftlichen Aspekt der Geschlechtsidentität: Geschlechtszuständigkeit geht mit dem Recht der Teilhabe an der Gesellschaftszugehörigkeit einher. Die Bemühungen der Transsexuellen ihren Körper der subjektiv empfundenen Geschlechtlichkeit anzupassen, kann man als Bemühung um gesellschaftliche Anerkennung verstehen. Ohne dies würden die Transsexuelle Achtung und Anerkennung verlieren. Die Gefahr, von der Majoritätsgesellschaft (auch von Fachleuten) als das dritte, zweideutige, bzw. anomales Geschlecht angesehen zu werden, ist groß. Obwohl die Transsexuelle die Binarität der Geschlechter gern in Frage stellen, unterstützen sie sie paradox durch den operativen Akt. Die Einpassung in die dichotome Geschlechtsordnung ist im Vergleich mit Menschen, die sich als "transgender" bezeichnen, für sie lebenswichtig. Die geschlechtliche Sicherheit kommt jedoch von der Psyche – Kognition - her. In diesem Sinne ist die Bewahrung der kognitiven Integrität als Wahrung der Selbstwahrnehmung und somit der eigenen Identität, nur dann gewährleistet, wenn das Geschlecht des/der anderen nicht nur durch seinen/ihren Körper gesichert ist. Den kann man ja ändern. Geltungsverlust der Geschlechterstereotype könne für die Transsexuelle Identitätsverlust bedeuten (Laqueur und Gallagher, 1986). Aus der Perspektive kann für die

Herausbildung der transsexueller Identität interessant sein, dass die Transsexuelle im Vergleich mit Hetero- und Homosexuellen ihre Eltern nicht stereotypisch wahrnehmen, sondern schreiben Mutter und Vater den selben Maß an Maskulinität und Femininität zu, wobei Hetero- und Homosexuelle ihre Eltern stereotypisch wahrnehmen (S. Anlage 2).

7.6 Selbstwertgefühl

Es wurde erwartet, dass Hetero- und Transsexuelle ein höheres Selbstwertgefühl in der Gegenwart aufweisen als Homosexuelle und weiter hin, dass Heterosexuelle ein höheres Selbstwertgefühl in der Vergangenheit aufwiesen als Homo- und Transsexuelle.

Weder in der Gegenwart, noch in der Vergangenheit ergaben sich signifikante Unterschiede zwischen Hetero-, Homo und Transsexuellen in ihrem Selbstwertgefühl. In der Gegenwart weisen die Gruppen ein mäßiges Selbstwertgefühl auf, in der Vergangenheit ein niedriges.

Es scheint, dass die feste maskuline Basis im Selbstkonzept auch einen festen Boden im Selbstwertgefühl vermittelt und dass die Diskrepanz zwischen dem realen Selbstbild und dem idealen Selbst nicht zu groß ist. Ein weiterer Aspekt ist, dass die Ergebnisse zur Stabilität, welche die Geschlechterstereotype im Bewertungssystem in Bezug auf das subjektive Konzept der Geschlechtsidentität bei erforschten Stichproben aufweisen, belegen, dass sowohl der männliche als auch der feminine Stereotyp mit der gleichen kognitiv-affektiven Konsistenz von allen drei Gruppen benutzt wird. Dies kann man als Akzeptanz des eigenen Selbstbildes betrachten. Obwohl der Wunsch nach einer stärkeren Maskulinität besteht, wird die nicht mehr positiver bewertet als die Femininität. Die Ergebnisse zur Bewertung von Männern zeigen, dass alle drei Gruppen die männlichen Figuren im gleichen Maße bewerten. Darüber hinaus werden Frauen positiver bewertet als Männer (S. Anhang C).

Ein direkter Vergleich mit anderen Studien, die sich mit dem Selbstwertgefühl bezogen auf das geschlechtliche Selbstkonzept, ist schwierig. Die meisten Studien geben die Ausprägung der Maskulinität und Femininität in Zusammenhang mit dem Selbstwertgefühl, unabhängig von der sexuellen Identität. Aus der Transsexualitätsforschung heraus ist ein indirekter Vergleich möglich, wenn man die allgemeinen Studien zur Anpassung und Lebensqualität der pre- und postoperativen Transsexuellen in Betracht zieht. Man muss jedoch berücksichtigen, dass die meisten Studien FzM mit MzF Transsexuellen vergleichen und kaum eine Vergleichsgruppe (nicht transsexuelle) miteinbeziehen. Die Mehrheit der Studien einigt sich darauf, dass die soziale Integration der FzM Transsexuellen besser ist als die der MzF Transse-

xuellen. Dies wird für den sowohl beruflichen (De Cuypere et al. 1995) als auch privaten Bereich im Sinne partnerschaftlicher und sexueller Adaptation (Weiss, Švecová, 2001) belegt.

Nicht nur die Maskulinitätsbasis kann den Selbstwert stützen, sondern auch die Unterschiede in Ressourcen des Selbstwertes, die geschlechtsspezifisch sein können. Josephs et al. (1992) zeigen, dass die Männer und Frauen unterschiedliche Ressourcen des Selbstwertes aufweisen. Die Ergebnisse zeugen davon, dass Männer ihr Selbstwert eher mit Individualisationsprozessen in Verbindung setzen, in denen sie sich durch ihre Leistung von anderen hervorheben, Frauen eher mit Prozessen der Bindung an andere Menschen. In Anlehnung an Erkenntnisse, dass die Homosexuellen ein erhöhtes Maß an Femininität aufweisen, dementsprechend ihre Interessen, Hobbies und Berufspräferenzen vornehmen (Lippa, 2000) und dass sich ein wichtiges Teil ihrer sexuellen Identität innerhalb der „homosexuellen Community“ entwickelt (Cox & Gallois, 1996), müssen Homosexuelle nach einem erfolgreichen Coming-out nicht unbedingt hinsichtlich des Selbstwertgefühls auffallen.

Auf die Wichtigkeit des erfolgreich bewältigten Coming-out-Prozesses im Sinne der Ego-Syntonie der sexuellen Orientierung für das positive Selbstwertgefühl bei Homosexuellen im Zusammenhang mit dem geschlechtlichen Selbstkonzept weist Friedman (1993) hin: „Die auf das Geschlecht bezogene Selbstrepräsentanz eines Kindes verändert sich mit der Ausweitung seiner kognitiven und sozialen Welt, besonders nach der Adoleszenz. In vielen Fällen verändern sich die individuellen Auffassungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, so dass Kinder, die sich unmännlich fühlten, zu homosexuellen Erwachsenen werden und sich selbst als angemessen männlich ansehen“ (S. 267).

7.7 Normen des geschlechtsspezifischen Verhaltens

In Hinsicht auf Ausmaß, mit welchem die erforschten Gruppen die sozialen Normen des geschlechtsspezifischen Verhaltens, internalisieren, konnte trotz der Erwartung, dass die Transsexuelle der Ausübung von Geschlechterrollen gegenüber konservativer eingestellt sind als Hetero- und Homosexuelle, festgestellt werden, dass die Heterosexuellen egalitärer eingestellt der Ausübung der Geschlechterrollen gegenüber sind als Trans- und Homosexuelle.

Die eher konservative Einstellung der Transsexuellen ist in der Literatur relativ gut belegt (z.B.: Sapiro, 1991; Weiss, 1998) und wird meistens mit dem Wunsch, eine größtmögliche Anpassung an die Rolle des Identifikationsgeschlechtes (dem Wunsch, „nicht aufzufallen“), erklärt. Die in dieser Studie nachgewiesene ebenso konservativere Einstellung der Homosexuellen den Geschlechterrollen gegenüber im Vergleich mit Heterosexuellen kann, wie Sand-

fort, Burger, et al. (2001) belegen, damit zusammenhängen, dass sich die Homosexuelle eher fürchten, zu feminin und nicht genug maskulin zu sein als die Heterosexuelle, und somit Angst haben, ihre Femininität zu zeigen, bzw. sich zu ihr bekennen und sie zum Teil leugnen. Die Forscher entdecken weiter, dass obwohl es eine Gruppe der Heterosexuelle gibt, die sich hinsichtlich ihrer Geschlechtsrollenidentität unsicher fühle, erleben sie ihre untypische Geschlechtsrollenidentität nicht so beängstigt wie die Homosexuelle. Dementsprechend könnte man eine Hypothese aufstellen, dass die Trans- und Homosexuelle ein höheres Ausmaß an Selbstmonitoring aufweisen als die Heterosexuelle (Vgl. „Self-monitoring theory“ von Snyder, 1974). Dies könnte auch den Wunsch der Homo- und Transsexuellen nach mehr maskulinen Eigenschaften als Heterosexuelle erläutern (Vgl. Kap. 7.3).

7.8 Diskriminanzanalytische Fragestellung

Zur Beantwortung der Frage, welche selbstkonzeptbezogenen Variablen und Entwicklungsfaktoren die größte statistische Bedeutung für die Trennung und Prädiktion der einzelnen untersuchten Gruppen je nach der psychosexuellen Entwicklung haben, wurde eine Diskriminanzanalyse berechnet. Die Ergebnisse zeigen zwei statistisch bedeutsame Diskriminanzfunktionen.

Die Diskriminanzfunktion 1 trennt die Gruppe der Transsexuellen von den Hetero- und Homosexuellen. Es entspricht der Definition der Hetero- und Homosexualität: die beiden Gruppen zweifeln an ihrer Geschlechtsentität nicht. Die größte diskriminatorische Bedeutung besitzt die Variable „Stereotypische Wahrnehmung der männlichen Personen“ (ausgeprägter bei Transsexuellen als Hetero- und Homosexuellen), „Ego-Involvement mit weiblichen Personen“ und „Femininität als Teil des idealen Selbst“ (beide Variablen weniger ausgeprägt bei Transsexuellen als bei Hetero –und Homosexuellen).

Dies lässt sich auf dem Hintergrund der lebensgeschichtlichen Entwicklung gut verstehen: die Transsexuellen sind mit der eigenen Femininität extrem beschäftigt und die Ausprägung der Femininität verläuft bei denen die größten Schwankungen und Veränderungen vor allen hier untersuchten Gruppen. Die „natürliche, angeborene“ Femininität wird chemisch unterdrückt. Mit den hormonellen Veränderungen geht auch die Veränderung des Selbstbildes einher (Pffäflin, 1993). Die Herausbildung des stabilen geschlechtlichen Selbstkonzepts verläuft jedoch stärker durch die negative Abgrenzung den „biologischen Männern und Frauen“ gegenüber auf der sozialen Ebene als bei Hetero- und Homosexuellen.

Die Diskriminanzfunktion 2 trennt vor allem klar die Heterosexuelle von den Homosexuellen. Die Variable „Empathische Identifikation mit männlichen Personen in der Vergangenheit“ und „Zuwachs an empathischer Identifikation mit Frauen“ trennt die Heterosexuelle von den Homosexuellen am besten. Die Ergebnisse befolgen die Entwicklungsunterschiede zwischen Hetero- und Homosexuellen: die Homosexuellen fühlen sich in Hinblick auf ihr geschlechtliches Selbstbild und somit Zugehörigkeitsgefühl in Bezug auf andere Männer anders als die meisten heterosexuellen Männer in der Kindheit und Jugendzeit; dies bleibt auch bis zum Erwachsenenalter jedoch in Hinblick auf die Ausprägung der Femininität und Wahrnehmung der Ähnlichkeiten mit weiblichen Personen.

Die wesentlich höhere Trefferquote korrekt klassifizierter Fälle bei den Heterosexuellen im Vergleich mit Homo- und Transsexuellen zeugt wahrscheinlich davon, dass die Stichprobe der Heterosexuellen bezüglich des geschlechtlichen Selbstbildes und der geschlechtlichen Entwicklung am homogensten ist. Wie heterogen die homosexuelle und die transsexuelle Entwicklung sowie die Selbstbilder der homo- und transsexuellen Männer sein können, darauf weisen die Studien von Grossmann (2002) und Becker (2009) hin. Dies wird im nächsten Kapitel noch diskutiert.

7.9 Kritische Stellungnahme zur Studie

7.9.1 Stichprobe

Es ist keine leichte Aufgabe, eine empirische Forschung mit den in der Arbeit definierten Stichproben durchzuführen. Die Spezifika und Schwierigkeiten, die sich im Laufe der Datenerhebung ergaben, wurden bereits im Kapitel 5.3 erörtert. An der Stelle werden Stärken und Schwächen und daraus folgenden Einfluss auf die Auswertung der Daten und Interpretation der Ergebnisse diskutiert.

Der Stichprobenumfang (81 Heterosexuelle, 76 Homosexuelle und 34 Transsexuelle) ist insbesondere in Hinsicht auf die Zahl der erreichten postoperativen Transsexuellen als positiv zu schätzen. Vor allem auf dem europäischen Kontinent erreichen die Forschungsstudien, die mit einer transsexuellen Stichprobe arbeiten, eine ähnliche Probandenzahl. Ausnahme bilden Studien, bei denen die Datenerhebung über 10 Jahren hinaus dauern kann (meist holländische oder schwedische Studien) oder Studien aus den USA. Meistens wird jedoch die Gruppe der Transsexuellen isoliert, ohne Vergleich mit einer Nicht-transsexuellen Gruppe, erforscht, oder es wird ein Vergleich zwischen Mann-zu-Frau und Frau-zu-Mann Transsexuellen vorge-

nommen. In dem Punkt ist die vorliegende Studie den Studien, die Transsexuellen per se erforschen, überlegen. Die Besonderheit der Studie besteht ebenso auf dem Gebiet der geschlechtlichen Selbstkonzeptforschung. Die meisten Studien beschränken sich nämlich auf Unterschiede im geschlechtlichen Selbstbild zwischen Männern und Frauen, Heterosexuellen und Homosexuellen, wobei es anzumerken ist, dass die Beziehung zwischen der sexuellen Orientierung und dem geschlechtlichen Selbstkonzept (bzw. der Geschlechtsrollenorientierung) in den Forschungsarbeiten der letzten 15 Jahre in einer hoch polarisierten Art und Weise behandelt wird: entweder wird die Beziehung wie ein Dogma postuliert (z.B. Rahman und Wilson, 2003) oder absolut ignoriert (Cabaj und Stein, 1996). Zum letzten bemerkt Sandfort (2005): „In these circles¹⁸, it has been taboo for quite some time to even suggest that there might be a relation between effeminacy and male homosexuality” (S. 595).

Die Besonderheit der erforschten Stichprobe erhebt hohe Anforderungen auf die Erreichbarkeit der Repräsentativität. Hier stoßen wir auf zwei wichtigen Kriterien, die die Interpretation der Ergebnisse beeinflussen: Zufallsauswahl und Homogenität in Bezug auf Definition der Stichprobe und soziodemographische Charakteristika.

Obwohl die Rekrutierung der Stichprobe auf Zufallsprinzip basiert, kann keine „echte“ Zufallsstichprobe erreicht werden. Das zufällige Ziehen einer repräsentativen Auswahl in dem Sinne, dass Strukturgleichheit zwischen der Grund- und der Teilgesamtheit besteht, über alle drei erforschten Gruppe hinaus, wäre nämlich Thema für eine neue eigenständige Studie.

Bereits bei Bestimmung der sexuellen Orientierung könnte man auf mehrere Definitionsebenen zugreifen: Attraktivität, Orientierung, Verhalten oder Selbstdefinition (Sandfort, 2005). Die in dieser Studie gewählte Bestimmung der sexuellen Orientierung bezieht sich auf die Selbstdefinition.

Ein weiterer Aspekt, der die Repräsentativität der Stichprobe beeinträchtigt, ist die innerhalb der drei Gruppen stattfindende Selbstkategorisierung. Es ist zwar allgemein bekannt, dass die homosexuelle Szene sehr heterogen und vielfältig ist, eine systematische Erforschung der Selbstdefinitionen homosexueller Männer und deren Lebensstils im Zusammenhang zum geschlechtlichen Selbstkonzept jedoch fehlt. Eine Pilotstudie im deutschsprachigen Raum leistete Grossman (2002), der sich allerdings auf Erforschung der prähomosexuellen Kindheit konzentrierte und 5 Entwicklungsclusters identifizieren konnte ($N = 151$). Die Leder-, Tuntenszene, Tomboys oder Dragqueens bleiben eigentlich unbekannt. Ebenso die unterschiedli-

¹⁸ Der Autor meint Arbeiten schwuler und lesbischer Forscher.

chen Frauen- und Männertypen (Frauen- und Männerstereotype) und deren Einfluss auf Selbstverständnis, Partnerwahl, Sexualität und weitere Aspekte des Alltages.

Am wenigsten erforscht bleibt unter dieser Betrachtungsweise jedoch die Gruppe der Transsexuellen. Im klinischen Alltag werden zwar individuelle Entwicklungsverläufe transsexueller Personen festgestellt, die systematische wissenschaftliche Erforschung fehlt. Becker (2009) unterscheidet drei Hauptverlaufsformen bei Frau-zu-Mann Transsexuellen:

Gruppe 1: „depressiv-abhängig“ gekennzeichnet durch eher diffuse Selbstverständlichkeit als Junge in der Kindheit, depressive Verarbeitung in der Pubertät, Verlust der narzisstischen Besetzung und Abkapselung des männlichen Selbstbildes, Außendarstellung als Neutrum, massive Verlustängste bei Autonomiebestrebungen, geheimes zunächst nicht erkennbares „zweites Ich“ ohne soziale Erfahrungen

Gruppe 2: „forciert-autonom“ gekennzeichnet durch in der Kindheit bereits bewusste Überzeugung, ein Junge zu sein, Verleugnung/Ignorieren der Pubertät, relativ stabiles männliches Selbstbild, Außendarstellung überwiegend als Junge, forcierte Autonomieentwicklung, narzisstisch besetztes männliches Selbstbild mit sozialen Erfahrungen.

Gruppe 3: „schwer traumatisiert/Borderline“ gekennzeichnet durch das Gefühl, kein Mädchen sein zu wollen in der Kindheit, auffällige Psychopathologie in der Pubertät (Selbstverletzung, Bulimie, dissoziales Verhalten), Borderline-Struktur.

Aus dieser Sicht fallen Probanden dieser Studie in die Gruppe 2, die den diagnostischen Kriterien der Transsexualität nach ISD-10 am meisten entsprechen.

Die Bemühungen in dieser Arbeit zielten aus den oben erwähnten Gründen nicht darauf ab, eine repräsentative Stichprobe zu erreichen, sondern eine möglichst homogene. Dazu wurden aus den entwicklungs- und sozialpsychologischen Erkenntnissen zum Thema Identität abgeleitete feste Kriterien getroffen (s. Kap. 5.3). Da die Entwicklung des geschlechtlichen Selbstkonzepts auf die allgemeine Ich-Identitätsentwicklung gekoppelt ist, wurde das Kriterium festgelegt, dass die Identitätskrise im Ericksonschen Sinne abgeschlossen ist. Da die Identitätsentwicklung hoch individuell verläuft, konnte letztendlich nur gesichert werden, dass alle Probanden sich im frühen Erwachsenenalter befinden. Ob die entsprechende Entwicklungsstufe erreicht wurde, bleibt jedoch offen. Man muss in der Identitätsforschung in Betracht ziehen, dass die direkte objektive Vergleichbarkeit immer beschränkt bleibt, weil die Identität einen Selbstdefinitionsprozess, keinen Zustand, darstellt. Die Begrenzung auf die Angehörigkeit der gleichen Kohorte in Anbetracht der Wirtschaftlichkeit der Studie ist daher zufriedenstellend.

Aufgrund der Verteilung der untersuchten Gruppen in der Gesamtpopulation war es nicht möglich, gleichbesetzte Stichprobenzellen zu rekrutieren. In Anlehnung an Tabachnick und Fidell (2007) wurde auf eine Modifikation der Daten und deren Auswertung verzichtet: „...in nonexperimental work, unequal n often results from the nature of the population. Differences in sample sizes reflect true differences in nature. To artificially equalize the n 's is to distort the differences and lose generalizability" (S. 49). Wenn der jeweilige Umfang der einzelnen Stichproben nicht die Gewichtung der Zellen wiedergibt, wird meistens die Auswertung wie bei einem experimentellen Design mit gleichbesetzten Zellen empfohlen. Die Berechnung erfolgte daher mit der Quadratsumme vom Typ III, welche von der Stichprobengröße unabhängig ist, d.h. die festgestellten statistischen Effekte sind keine Funktion der Beobachtungshäufigkeiten (Langsrud, 2003; Tabachnick und Fidell, 2007). Die Autoren erwähnen zwar auch die Möglichkeit modifizierter Berechnung mit der Quadratsumme vom Typ II, eine Überprüfung ergab jedoch keine abweichenden Ergebnisse.

Die Unterschiede im Alter und Ausbildungsgrad haben sich zwar statistisch als Kovariablen nicht signifikant erwiesen, trotzdem ist bei der Interpretation der Ergebnisse zu berücksichtigen, dass mehr als die Hälfte der Stichprobe über aller drei Gruppe hinweg einen hohen Ausbildungsstand hat: 67,9% sind entweder Studenten oder haben einen FH- bzw. Universitätsabschluss. Diese Tatsache kann die Ergebnisse in Richtung der Nonkonformität im geschlechtlichen Selbstkonzept und Egalität in Einstellungen zu Geschlechterrollen verstellen. Es ist anzumerken, dass auch innerhalb der Hochschulgebildeten Unterschiede im Bezug auf geschlechtlicher Nonkonformität und Egalitarität je nach dem Gebiet des Studiums besteht (Hoffmann, 2001; Schneider-Dürker und Kohler, 1988).

7.9.2 Methodik IDEX

Die Methodik IDEX als ein sog. „open framework“ ermöglicht die Erfassung und Messung universaler Identifikationsprozesse, die die Grundlage zur Herausbildung der Identität darstellen. Die Theorie ISA und die darauf basierte Methodik IDEX postulieren keine inhaltlichen Forderungen und somit sind sie in der Identitätsforschung vielfältig allgemein anwendbar. Die Methodik bewährte sich daher in der ganzen Reihe von sozial- und klinischpsychologischen Studien (Weinreich, 2003). Ein eindeutiger Vorteil der Methodik besteht darin, nicht nur den inhaltlichen kognitiven Status quo der Identität erfassen zu können, sondern auch die ontogenetischen Aspekte und Entwicklungstrends. Weiterhin ermöglicht die Methodik ein direkter Vergleich mehrerer Identitätsaspekte und Feststellung der Identitätsstabilität. Sie berücksich-

tigt die Tatsache, dass die Identität ihren Ausdruck auch in Ablehnung (negative Identifikation) findet.

Die Methodik ermöglicht dem Forscher das Identitätsinstrument entweder inhaltlich mit persönlichen Konstrukten in Bezug auf den erforschten Teil der Identität zu füllen oder selber im Einklang mit dem Forschungsziel zu bestimmen. Im ersten Fall stellt die Methodik eine Kombination von qualitativen und quantitativen Forschungsmethoden. Zuerst müssen im Rahmen mehrerer Interviews die Konstrukte „herausgehört“ werden. Der Vorteil ist, dass die Identitätsanalyse auf Grundlage der Daten erfolgt, die ausschließlich von den Probanden stammen (hohe externe Validität). Zum Nachteil wird, dass es unklar ist, welche Konstrukte relevant sind und welche Konstruktzahl optimal ist. Die Wahl der Konstrukte erfolgt nach der Intuition und Kenntnisse der Forscher. Eine Möglichkeit wäre vielleicht, die Validität der Konstrukte in der erforschten Stichprobe mittels einer anderen Methodik (z.B. Q-Sort Technik) zu überprüfen. Die hoch angenommene und hoch abgelehnte Konstrukte könnten dann den Inhalt der Methodik IDEX darstellen. Die Validität (Inhalts-, Kriteriums-, Erklärungsvalidität und externe Validität) sowie Reliabilität solcher Forschungen (Test-retest Methode) wurden jedoch wiederholt für unterschiedliche Identitätsbereiche bewiesen (Irvine, 1995; McCarney, 1992; Northover, 1988; Saunderson, 1995).

Im zweiten Fall (in der vorliegenden Studie angewandt) überwindet man durch das fest abgerissene Ziel der Studie und Anwendung eines validen und reliablen Messinstruments das Dilemma der Wahl der Konstrukte. Die oben beschriebenen Möglichkeiten der Methodik IDEX überwinden jedoch die Möglichkeiten, die sonst durch Auswertung der Selbst- und Fremdbeurteilung anhand einer Beurteilungsskala zur Verfügung stehen. Das IDEX stellt somit eine sinnvolle Erweiterung der Identitätsforschung überall dar, wo die Identität (das Selbstkonzept) im sozialen und ontogenetischen Kontext geforscht wird und wo strukturellen und prozessualen Fragenstellungen nachgegangen wird. Nachteil solcher Anwendung bleibt jedoch die Begrenzung einer vorgefertigten Beurteilungsskala, die „Items der Zwangswahl“ beinhaltet - hohe interne, niedrige externe Validität. Die inhaltlichen Aspekte der Identität, die über die angewandte Skala hinausgehen, bleiben unbekannt.

Beim praktischen Umgang stellt die Methodik IDEX sehr hohe Ansprüche nicht nur an Forscher, sondern auch an Probanden dar. Bei den Forschern setzt fundierte Kenntnisse der „Identity Structure Analysis“ und deren theoretischer Begriffe voraus, die mittels IDEX operationalisiert werden. Die Operationalisierung ist jedoch manchmal schwer nachvollziehbar, weil die Operationalisierung sich bei manchen Identitätsindikatoren von der Operationalisie-

rung eines anderen Identitätsindikators ergibt: z.B. Konfliktidentifikation oder „Structral Pressure of the Construct“. Ebenso die Leser einer Studie, die die ISA anwendet müssen sich gründlich mit den theoretischen Konstrukten vertraut machen. Bei den Probanden kann die Wiederholung der Entitäten und Konstrukten bei Administration des Instrumentes Müdigkeit und bei niedrig motivierten Probanden Unmut hervorrufen.

7.10 Abschließende Anmerkungen und Anregungen zur weiteren Forschung

Die vorliegende Studie untersuchte ausschließlich die Rolle der Geschlechterstereotype als Bestandteil des geschlechtlichen Selbstbildes. Weitere Aspekte der subjektiv wahrgenommenen Geschlechtlichkeit und des geschlechtlichen Selbstverständnisses wurden nicht berücksichtigt. Es ist jedoch plausibel zu fragen, welche andere Aspekte man in die Konstruktion des geschlechtlichen Selbstbildes und Selbstverständnisses miteinbezieht. Aus dieser Perspektive stellt die Erforschung der Identität eine hermeneutische Aufgabe dar. Als solche benötigte die Fragestellung eine qualitative Forschungsmethodik.

Die Ergebnisse zeugen von einer Veränderung im geschlechtlichen Selbstverständnis von Männern im Sinne der erhöhten Integration der Femininität. Die höhere Ausprägung der Femininität bei Homosexuellen bleibt trotzdem erhalten. Ob das erhöhte Maß an Femininität im geschlechtlichen Selbstbild eines Mannes ein zuverlässiges Prädiktor der homosexuellen Orientierung ist, benötigte jedoch Erweiterung der Studie um eine Stichprobe der homosexuellen Frau-zu-Mann Transsexuellen.

Weiterhin ergeben sich Fragen nach Konsequenzen, die die Lockerung der dichotomen Auffassung der Geschlechtsidentität und somit die Veränderung im geschlechtlichen Selbstbild und Selbstkonzept auf sowohl heterosexuelle als auch homosexuelle Partnerschaft, Sexualität, Kommunikation, weiter auf Erziehung, Beratung und Psychotherapie und grundsätzlich auch auf das Verständnis der Geschlechtsidentität und deren Pathologie, in sich trägt. Die traditionelle Sicht betrachtet die Geschlechtsidentität als eine eindeutige Zuweisung zu dem männlichen oder weiblichen Geschlecht, die sich als eine Kongruenz von Genotyp, Phänotyp und Selbstverständnis konstituiert. Über Störungen der Geschlechtsidentität ist dann die Rede, wenn es zu Inkongruenz vom biologischen Geschlecht und subjektiver Geschlechtsidentität kommt (Senf, Strauß, 2009). Diese enge Ausgrenzung der Pathologie der Geschlechtsidentität ist aufgrund der immer häufiger auftretender Inkongruenz zwischen dem „sex“ und „gender“

nicht mehr aufrechtzuerhalten. Die Konsequenzen für den Bereich der Psychotherapie mit Transsexuellen gibt Becker an (2009): „Es gesteht heute Konsens darüber, dass Transsexualität keine Krankheitsentität ist, sondern dass der transsexuelle Wunsch sich im Verlauf ganz unterschiedlicher psychischer Entwicklungen organisiert. Entsprechend wurden die lange Zeit selbstverständliche Kopplung zwischen der Diagnose Transsexualität und der Indikation zu somatischen Maßnahmen zugunsten individueller Lösungswege gelockert“ (S.12).

Dies eröffnet auch den Weg zu gesetzlichen Änderungen, die im Fall des sog. Transsexuellengesetzes notwendig sind. Die Notwendigkeit besteht aus der Sicht der Betroffenen auch nach der letzten Änderung des Gesetzes durch den Deutschen Bundestag im Mai 2009. Das Ziel der Abschaffung der „Notwendigkeit“, die Geschlechtlichkeit per Gesetz zu normieren, kann jedoch nur über die Auflösung der augenscheinlich dichotomen Kategorien des Geschlechtes erreicht werden. Vor allem die Frauenbewegung, Homosexuellenbewegung und neulich auch stets stärker werdende Transsexuellenbewegung trug und trägt zur Auflösung der durch die gesellschaftliche Rollenfestschreibung für Männer und Frauen bedingten soziokulturellen Konflikte in erheblichem Maße bei. Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit zeugen von dieser Möglichkeit.

Literaturverzeichnis

- Abrams, D. (1996). Social identity, self as structure and self as process. In W. P. Robison (Ed.), *Social groups and identities: Developing the legacy of Henri Tajfel* (pp. 143-169). Bodmin, Cornwall: Hartnolls Limited.
- Alfermann, D. (1996). *Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten*. Stuttgart: Kahlhammer.
- Altstötter-Gleich, C. (2004). Expressivität, Instrumentalität und psychische Gesundheit. Ein Beitrag zur Validisierung einer Skala zur Erfassung des geschlechtsrollenbezogenen Selbstkonzepts. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 25, 123-139.
- Asendorpf, J. (1996). *Psychologie der Persönlichkeit: Grundlagen*. Berlin: Springer.
- Athenstaedt, U. (2000). Normative Geschlechtsrollenorientierung: Entwicklung und Validierung eines Fragebogens. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 21, 91 – 104.
- Backhaus, K., Erichson, B. et al. (2006). *Multivariate Analysemethoden. Eine anwendungsorientierte Einführung*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Bačová, V. (1994). Teorie osobnej a socialnej identity v socialnej psychologii [Theorien der persönlichen und sozialen Identität in der Sozialpsychologie]. *Československá psychologie*, 38, 28 – 42.
- Bačová, V. (1997). Identita v sociálnej psychologii [Identität in der Sozialpsychologie]. In J. Výrost & I. Slaměník (Hrsg.) *Sociální psychologie* (S.211-237). Praha: ISV – nakladatelství.
- Bačová, V. (1998). Možnosti zisťovania osobnej identity: metodika IDEX [Möglichkeiten zur Feststellung der persönlichen Identität: die Methodik IDEX]. *Československá psychologie*, 42, 449 – 461.
- Bačová, V. (1999). Rodové presvedčenia a rodové identifikácie adolescentných chlapcov a dievčat [Geschlechtsüberzeugungen und Geschlechtsidentifikationen bei Jungen und Mädchen in der Adoleszenz]. *Československá psychologie*, 43, 1023 – 1037.
- Bailey, M.J. & Pillard, R. (1991). A genetic study of male sexual orientation. *Archives of General Psychiatry* 48, 1089-96.
- Baumeister, R.F. (1987). How the self became a problem: A psychological review of historical research. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 163-176.

- Beall, A.E. (1993). A social constructionist view of gender. In A. E. Beall & R. J. Sternberg (Eds.), *The psychology of gender* (pp. 127-147). New York, London: The Guilford Press.
- Becker, S., Bosinski, H. et al. (1997). Behandlung und Begutachtung von Transsexuellen. Standards der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung, der Akademie für Sexualmedizin und der Gesellschaft für Sexualwissenschaft. *Psychotherapeut*, 42, 256-262.
- Becker, S. (2009). Transsexuelle Entwicklungen. Verlaufsdagnostik, Psychotherapie und Indikation zu somatischen Behandlungen. *Psychotherapie im Dialog*, 1, 12-18.
- Bell, A.P., Weinberg, M. S. & Hammersmith, S. K. (1981). *Sexual preference: Its development in men and women*. Bloomington: Indiana University Press.
- Bem, D.J. (1996). Exotic becomes erotic: A developmental theory of sexual orientation. *Psychological Review*, 103, 320-335.
- Bem, S.L. (1974). The measurement of psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 42, 155 – 162.
- Bem, S.L. (1981). Gender schema theory: A cognitive account of sex typing. *Psychological Review*, 88, 354-364.
- Bem, S.L. (1983). Gender schema theory and its implication for child development: Raising gender-aschematic children in gender-schematic society. *Journal of Women in Culture and Society*, 8, 598-616.
- Bierhoff-Alfermann, D. (1989). *Androgynie*. Opladen: Westdeutscher Verlag, GmbH.
- Bierhoff-Alfermann, D. (1997). Geschlechterrollen. In D. Frey & S. Greif (Hrsg.), *Soziale Psychologie, ein Handbuch in Schlüsselbegriffen* (S. 178-182). München – Wien: Psychologie Verlags Union.
- Bilden, H. (1991). Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: K. Hurrelmann & D. Ulich (Hrsg.), *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung* (S. 279-301). Weinheim und Basel: Belz Verlag.
- Black, S. & Weinreich, P. (2003). An exploration of counselling identity in counsellors who deal with Trauma. *Traumatology*, 6, 25-40.
- Blanchard, R. & Steiner B. W. (1983). Gender reorientation, psychological adjustment, and involvement with female partners in female-to-male transsexuals. *Archives of Sexual Behavior*, 12, 149 – 157.

- Blanchard, R. & Sheridan, P.M. (1992). Sibship size, sibling sex ratio, birth order, and parental age in homosexual and nonhomosexual gender dysforics. *Journal of Nervous and Mental Disease*, 180, 40-47.
- Blanchard, R. et al. (1997). The relation of closed birth intervals to the sex of preceding child and the sexual orientation of the succeeding Child. *Journal of Biosocial Science*, 29, 111-118.
- Bodlund, et al. (1993). Personality traits and disorders among transsexuals. *Acta Psychiatrica Scandinavica*, 88, 322-327.
- Bohner, G. & Sturm, S. (1997). Evaluative Aspekte sozialer Identität bei Frauen und Männern: Vorstellung einer Skala des Kollektiven Selbstwerts in bezug auf das Geschlecht. *Psychologische Beiträge*, 39, 322 – 335.
- Bosinski, H.A.G. (2000). Determinanten der Geschlechtsidentität. Neue Befunde zu einem alten Streit. *Sexuologie* 7, 96 – 140.
- Bradley, S.J. et al. (1998). Experiment of nature: Ablation penis at 2 months, sex reassignment at 7 months, and a psychological follow-up in young adulthood. *Pediatrics*, 102, 1 – 5.
- Bregelmann, J.C. & Henrich, G. (1990). Geschlecht und Geschlechtsrolle: Kompetenz, Lebensbewältigung und Stress. In J.C. Bregelmann (Hrsg.), *Vorträge zur Verhaltenskompetenz und –inkompetenz* (S.116-148). Frankfurt am Mein, Bern, New York, Paris: Peter Lang.
- Buschmeyer, H. & Kocot, S. (1999). Wahrnehmen und Reflektieren: Bilder von Männern und Frauen in den Medien und in der eigenen Biographie. *Medien praktisch*, 1, 9-15.
- Buss, D.M. & Schmitt, D.P. (1993). Sexual strategies theory: An evolutionary perspective on human mating. *Psychological Review*, 100, 204-232.
- Byne, W. et al. (2000). The interstitial nuclei of the human anterior hypothalamus: Assessment for sexual variation in volume and neuronal size, density and number. *Brain Res.* 856, 254-258.
- Cabaj, R.P. & Stein, T. (1996). *Textbook of homosexuality and mental health*. Washington, DC: American Psychiatric Press.
- Carrol, J.L. & Wolpe, P.R. (1996). *Sexuality and gender in society*. New York: Harpers Collins College Publishers.
- Chodorow, N. (1978). *The reproduction of mothering. Psychoanalysis and the sociology of gender*. Berkeley: University of California Press.

- Cohen-Kettenis, P.T. & Arriendal, W. (1990). Perceived parental rearing style, parental divorce and transsexualism: A controlled study. *Psychological Medicine*, 20, 613-620.
- Cohen-Kettenis, P.T. et al. (2007). Das Transsexuelle Gehirn. In S. Lautenbacher, O. Güntürkün & M. Hausmann (Hrsg.) *Gehirn und Geschlecht* (S. 125-144). Berlin: Springer.
- Condor, S. (1986). Sex role beliefs and “traditional” women: Feminist and intergroup perspectives. In S. Wilkinson (Ed.), *Feminist social psychology: Developing theory and practice* (pp 97-118). Philadelphia: Open University Press.
- Cox, S. & Gallois, C. (1996). Gay and lesbian identity development: A social identity perspective. *Journal of Homosexuality*, 30, 1-28.
- Dannecker, M. (2001). Probleme der männlichen homosexuellen Entwicklung. In: V. Sigusch (Hrsg.), *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung* (S. 102-123). Stuttgart: Georg Thieme Verlag.
- Deaux, K. & LaFrance, M. (1998). Gender. In: D.T Gilbert & S.T. Fiske (Eds.), *The Handbook of Social Psychology* (pp. 788-828). The McGraw Hill Companies, Inc.
- De Cuypere, G., Jannes, C. & Rubens, R. (1995). Psychosocial functioning of transsexuals in Belgium. *Acta Psychiat. Scand.*, 91, 180-184.
- Désirat, K. (1985): *Die transsexuelle Frau. Zur Entwicklung und Beeinträchtigung weiblicher Geschlechtsidentität*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Devor, H. (1994). Transsexualism, dissociation, and child abuse: An initial discussion based on nonclinical data. *Journal of Psychology and Human Sexuality*, 6, 49-72.
- Devor, H. (1998). Sexual-orientation identities, attractions, and practices of female-to-male transsexuals. In: D. Denny (Ed.), *Current Concepts in Transgender Identity* (pp. 249-275). New York, London: Garland Publishing, Inc.
- Diamond, M. (1986). Psychosexual development of homosexuals. In F.L. Whitam & R. Mathy (Eds.), *Male Homosexuality in Four Societies* (32-52). New York: Praeger Press.
- Diamond, M. (2000). Sex and gender. Same or different? *Feminism & Psychology*, 10, 46-54.
- Diel, J.M. & Staufenbiel, T. (2001). *Statistik mit SPSS Version 10.0*. Eschborn bei Frankfurt am Main: Verlag Dietmar Klotz GmbH.
- Doctor, R.F. (1988). *Transvestites and Transsexuals. Toward a Theory of Cross-Gender Behavior*. New York, London: Plenum Press.
- Dörner, G. (1972). *Sexualhormonabhängige Gehirndifferenzierung und Sexualität*. Jena: G. Fischer.

- Dörner, G. et al. (1991). Gene- and environment- dependent neuroendocrine etiogeneses of homosexuality and transsexualism. *Exp. Clin. Endocrinolog.*, 98, 141-150.
- Dörner et al. (1995). *Gene and environment dependent brain organisation, sexual orientation, and sex-typical behavior*. International Behavioural Development Symposium, Minot, ND, May 25-27.
- Durken, K. (1995). *Developmental social psychology*. Cambridge: Blachwell Publishers.
- Eagly, H.A. (1987). *Sex differences in social behaviour: A social-role interpretation*. Hillsdale, New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates, Publishers.
- Eckes, T. (1997). *Geschlechterstereotype. Frau und Mann in sozialpsychologischer Sicht*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verl.-Ges.
- Eliason, M.J. (1996). Identity formation for lesbian, bisexual, and gay persons: Beyond a „minoritizing“ view. *Journal of Homosexuality*, 30, 31 – 57.
- Elkind, D. (1990). *Total verwirrt. Teeneger in der Krise*. Bergisch Gladbach: Bastai Lübbe.
- Erikson, E.H. (1950). *Childhood and society*. New York: Norton.
- Erikson, E.H. (1968). *Identity: Youth and crisis*. New York: Norton.
- Ewert, O.M. (1983). *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Fagot, B.I. & Hagan, R. (1991). Observations of parent reactions to sex-stereotyped behaviors: Age and sex effects. *Child Development*, 62, 617-628.
- Fajkowska, M. (1992). Projekcyjny obraz relacji małżeńskiej rodziców w percepcji transseksualistów. [Das Projektionsbild des Ehenverhältnisses der Eltern in der Wahrnehmung von Transsexuellen] *Roczniki socjologii rodziny*, IV, 225-235.
- Fajkowska-Stanik, M. (2001). *Transsexualizm i rodzina. Przekaz pokoleniowy wzorów relacyjnych w rodzinach transsexualnych kobiet*. [Transsexualität und Familie. Übertragung der Verhältnismuster zwischen Generationen bei den Familien der transsexuellen Frauen]. Warszawa: Wydawnictwo Instytutu psychologii pan szkoła wyższa psychologii społecznej.
- Fausto-Sterling, A. (1992). *Myths of gender: Biological theories about men and women*. Glasgow: Harper-Collins.
- Ferjenčík, J. (2000). *Úvod do metodologie psychologického výzkumu: jak zkoumat lidskou duši*. [Einführung in die Methodik der psychologischen Forschung: wie ist die Seele eines Menschen zu untersuchen] Praha: Portál.

- Fifková, H., Weiss, P., Procházka, I., Jarolím, L., Veselý, J. & Weiss, V. (2002). *Transsexualita. Diagnostika a léčba*. [Transsexualität. Diagnostik und Behandlung] Praha: Grada Publishing.
- Fischer, B. (1991). Affirming social value: Women without children. In D.R. Maines (Ed.), *Social Organizations and Social Process: Essays in Honor of Anselm Strauss* (pp. 87-104). Berlin: de Gruyter.
- Fleming, M. et al. (1980). Questioning current definitions of gender identity: Implications of the Bem sex-role inventory for transsexuals. *Archives of Sexual Behaviour*, 9, 13-26.
- Fleming, M. et al. (1981). A study of pre- and postsurgical transsexuals: MMPI Characteristics. *Archives of Sexual Behavior*, 10, 161 – 170.
- Fleming, M. et al. (1984). Female-to-male transsexualism and sex roles: Self and spouse ratings on the PAQ. *Archives of Sexual Behaviour*, 13, 51 – 57.
- Freitas, A., Kaiser, S. & Hammidi, T. (1996). Communities, commodities, cultural space, and style. *Journal of Homosexuality*, 31, 83 – 107.
- Freud, S. (1994). The social construction of gender. *Journal of Adult Development*, 1, 37 – 45.
- Friedman, R.C. (1993). *Männliche Homosexualität*. Berlin: Springer.
- Garrels, L. (1999). Somatische Geschlechtsdeterminierung und Geschlechtsdifferenzierung. *Zeitschrift für Sexualmedizin*, 12, 10-24.
- Gearhart, J.P. & Rock, J.A. (1989). Total ablatio of the penis after circumcision with electrocautery: A method of management and follow up. *Journal of Urology*, 142, 79 – 801.
- Gerstenmaier, J. (1987): Identifikation. In: S. Grubitzsch & G. Rexilius (Hrsg.), *Psychologische Grundbegriffe* (S.472-774). Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag, GmbH.
- Gleitman, H. (1983). *Basic psychology*. New York: W. W. Norton & company. Inc.
- Golombok, S. & Fivush, R. (1994). *Gender development*. Cambridge University Press.
- Gooren, L. (1984). Sexual dimorphism and transsexuality: Clinical observation. *Progress in Britain Research*, 61, 399 – 405.
- Gooren, L. (1990). The endocrinology of transsexualism: A review and commentary. *Psychoneuroendocrinology*, 15, 3 – 14.
- Gooren, L. (2006). The biology of human psychosexual differentiation. *Horm Behav*, 50, 589-601.
- Green, R. & Money, J. (1961). Effeminacy in prepubertal boys. Summary of eleven cases and recommendations for case management. *Pediatrics*, 27, 286-291.

- Green, R. (1985). Gender identity in childhood and later sexual orientation: Follow-Up of 78 males. *American Journal of Psychiatry*, 142, 339-341.
- Green, R. (1987). *The "sissy boy syndrome" and the development of homosexuality*. London, New Haven: Yale University Press.
- Grosmann, T. (2002). Prähomosexuelle Kindheiten: Eine empirische Untersuchung über Geschlechtsrollenkonformität und –unkonformität bei homosexuellen Männern. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 15, 98-119.
- Hammelstein, P. (2007). Psychotherapeutisches Arbeiten mit schwulen Männern. Ein Beitrag zur Diskussion. *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 39, 43-54.
- Haeberle, E.J. (1985). *Die Sexualität des Menschen*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Hagamann-White, C. (1984). *Sozialisation: Weiblich – männlich? Alltag und Biografie von Mädchen. Bd. 1*. Opladen: Leske Budrich.
- Hamer, D.H. et al. (1993). A linkage between DNA on the X chromosome and male sexual orientation. *Science*, 261, 320-326.
- Hardy, M.S. (1995). The development of gender roles: Societal influences. In: L. Diamant & D.R. McAnulty (Eds.), *The Psychology of Sexual Orientation, Behavior, and Identity. A handbook* (pp. 425-444). Westport, Connecticut, London: Greenwood Press.
- Hartmann, U. & Becker, H. (2002). *Störungen der Geschlechtsidentität. Ursachen, Verlauf, Therapie*. Wien, New York: Springer.
- Harris, P.D.G. (1988). Identity development and identification conflict in female anorectic and bulimic patients. In: E.J. Anthony & C. Chiland (Eds.), *The child in his family. Vol. 8.: Perilous development: child raising and identity formation under stress* (67-78). New York: Wiley.
- Hetherington, E.M. (1966). Effects of paternal absence on sex-typed behaviors in negro and white preadolescent males. *Journal of Personality and Social Psychology*, 4, 87-91.
- Hathway, S.R. & McKinley, J.C. (1943). *The Minnesota multiphasic personality inventory*. New York: Psychological Corporation.
- Herdt, G.H. (1990). Mistaken gender: 5- α -reductase hermaphroditism and biological reductionism in sexual identity reconsidered. *American Anthropologist*, 92, 433 – 446.
- Herek, G.M. (1987). On heterosexual masculinity: Some psychical consequences of the social construction of gender and sexuality. In M.S. Kimmel (Ed.), *Changing Men: new Directions in Research on Men and Masculinity* (pp. 53-68). London: Sage.

- Heitmeyer, W.; Soeffner, H. G. (2004). *Gewalt. Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heitmeyer, W. (2005). *Deutsche Zustände. Folge 3*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heitmeyer, W. (2009). *Deutsche Zustände. Folge 8*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hetherington, E.M. (1966). Effects of paternal absence on sex-typed behaviors in negro and white preadolescent male. *Journal of Personality and Social Psychology*, 4, 87-91.
- Hirschauer, S. (1999). *Die soziale Konstruktion der Transsexualität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hoffman, R.M. (2001). The measurement of masculinity and femininity: Historical perspective and implication for counseling. *Journal of Counseling & Development*, 79, 472 – 485.
- Hogg, M.A. (1996). Intragroup process, group structure and social identity. In W.P. Robinson (Ed.), *Social Groups and Identities: Developing the Legacy of Henri Tajfel* (pp. 65-95). Bodmin, Cornwall: Hartnolls Limited.
- Hu, S. et al. (1994). Linkage between sexual orientation and chromosome Xq28 in males but not in females. *Nature Genetics*, 11, 248-256.
- Hyde, J. S. & DeLamater, J. D. (2003). *Understanding human sexuality*. The McGraw Hill Companies, Inc.
- Imperato-McGinley et al. (1979). Androgens and the evolution of male gender identity among male pseudohermaphrodites with 5- α -reductase deficiency. *N Engl J Med*, 300, 1233 – 1237.
- Irvine, H. (1995). *Identity development and adult education: A theoretical and empirical investigation of identity development in adults returnig to education*. Doktorarbeit, University of Ulster.
- Jacobson, E. (1964). *The self and the object world*. New York: International Universities Press.
- Joas, H. (2001). *Lehrbuch der Soziologie*. Frankfurt am Main: Campus Verlag, GmbH.
- Josephs, R.A., Markus, H.R. & Tafarodi, R.W. (1992). Gender and self-esteem. *Journal of Personality and Social Psychology*, 63, 391-402.
- Kashima, Y. et al. (1995). Culture, gender, and self: A perspective from individualism-collectivism research. *Journal of Personality and Social Psychology*, 69, 925-937.
- Katz, P.A. & Walsh, P.V. (1991). Modification of children's gender-stereotyped behavior. *Child Development*, 62, 338- 351.

- Keller, H. (Hrsg.) (1998). *Entwicklungspsychologie*. Bern: Verlag Hans Huber.
- Kohlberg, L.A. (1966). A cognitive- developmental analysis of children's sex role concepts and attitudes. In E.E. Maccoby (Ed.), *The development of sex differences* (pp. 82-173). Stanford, CA: Stanford University Press.
- Kockott, G. & Fahrner, E.M. (1988). Male-to-female and female-to-male transsexuals: A comparison. *Archives of Sexual Behaviour*, *17*, 539-546.
- Kraus, W. & Mitzscherlich, B. (1995). Identitätsdiffusion als kulturelle Anpassungsleistung. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, *42*, 65-67.
- Langois, J.H. & Downs, A.C. (1980). Mothers, fathers, and peers as socialization agents of sex-typed play behaviours in young children. *Child Development*, *51*, 1237-1247.
- Langsrud, Ø. (2003). ANOVA for unbalanced data: Use type II instead of type III sum of squares. *Statistics and Computing*, *13*, 163-167.
- Laqueur, T. & Gallagher, C. (1986). *The making of the modern body*. Berkeley, Los Angeles: University of California Press.
- Lees, S. (1993). *Sugar and spice: Sexuality and adolescent girls*. Harmondsworth: Penguin.
- Lerner, R.M. & Sorell, G. (1981). Sex differences in self-Concept and self-esteem of late adolescents: A time-lag analysis. *Sex Roles*, *7*, 709-722.
- Le Vay, S. (1991). A difference in hypothalamic structure between heterosexual and homosexual men. *Science*, *253*, 1034-1037.
- Liebkind, P. (1983). Dimension of identity in multiple group allegiance. In: A. Jacobson-Widding (Ed.), *Identity: Personal and socio-cultural*. (pp. 187-203). Uppsala: Almqvist and Wiksell.
- Lippa, R.A. (2000). Gender-related traits in gay men, lesbian women, and heterosexual men and women : The virtual identity of homosexual-heterosexual diagnosticity and gender diagnosticity. *Journal of Personality*, *68*, 899-926.
- v. d. Lippe, P. & Kladroba, A. (2002). Repräsentativität von Stichproben. *Marketing*, *24*, 227-238.
- Lytton, H. & Romney, D.M. (1991). Parents' differential socialization of boys and girls: A meta-analysis. *Psychological Bulletin*, *109*, 267-296.
- Macek, P. (1997). Sebesystém, vztah k vlastnímu já. [Selbstsystem, Verhältnis zu eigenem Selbst]. In: J. Výrost & I. Slameník (Hrsg.), *Sociální psychologie* (S. 181-211). Praha: ISV – nakladatelství.
- Mahler, M. (1968): *Symbiose und Individuation*. Stuttgart: Klett.

- Marcia, J.E. (1966). Development and validation of ego-identity status. *Journal of Personality and Social Psychology*, 3, 551-558.
- Marcia, J.E. (1989). Identity diffusion differentiated. In M.A. Luszcz & T. Netterbeck (Eds.), *Psychological development across the life-span* (pp. 289-295). North-Holland: Elsevier.
- Markus, H. et al. (1982). Self-schemas and gender. *Journal of Personality and Social Psychology*, 42, 38-50.
- Markus, H.R. & Kitayama, S. (1991). Culture and the self: Implications for cognition, emotion, and motivation. *Psychological Review*, 98(2), 224 – 253.
- Martin, C.L. & Halverson, C.F. (1981). A schematic processing model of sex typing and stereotyping in children. *Child Development*, 52, 1119-1134.
- McCarney, W. (1992). *Changes in identity structure of unemployed school-Leavers: Consequent upon a youth training programme*. Doktorarbeit, University of Ulster.
- Mead, G.H. (1934). *Mind, self and society*. Chicago: Chicago University Press.
- Merz, F. (1979). *Geschlechterunterschiede und ihre Entwicklung*. Göttingen: Hogrefe.
- Meyenburg, B. (2001). Geschlechtsidentitätsstörungen im Kindes- und Jugendalter. In: V. Sigusch (Hrsg.), *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung* (S. 337-346). Stuttgart: Georg Thieme Verlag.
- Meyer-Bahlburg, H.F.L. (1984). Psychoendocrine research on sexual orientation. Current status and future options. *Prog Brain Res*, 61, 375-398.
- Mietzel, G. (2002). *Wege in die Entwicklungspsychologie. Kindheit und Jugend*. Weinheim: Beltz, PVU.
- Molinski, H. (1986). Das Werden einer Frau: Entwicklungsstufen der weiblichen Geschlechtsidentität. In: R. Gindorf & E.J. Haeberle (Hrsg.), *Sexualität als sozialer Tatbestand. Schriftenreihe Sozialwissenschaftliche Sexualforschung Bd. 1* (S.147-161). Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Money, J. & Tucker, P. (1975): *Sexual signatures on being a man or a woman*. Boston: Little Brown & Co.
- Mönks, F. J. , Knoers, A. M. P. (1996). *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie*. München: Ernst Reinhardt, GmbH & Co, Verlag
- Mühlen-Achs, G. (1998): Die Inszenierung der Geschlechterdifferenz in den visuellen Medien. In: H. Buschmeyer & S. Kocot (Hrsg.) *Frauenbilder - Männerbilder: Gestern - heute - morgen. Dokumentation einer medialen Werkstatt zur kulturellen Bildung*. Soest: Landesinstitut für Schule und Weiterbildung (als Manuskript vervielfältigt).

- Nardi, P. (2000). *Gay masculinities*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Northover, M. (1988). *A theoretical and empirical investigation of ethnic identity and bilingualism*. Doktorarbeit, University of Ulster.
- Oakley, A. (1972). *Sex, gender and society*. Aldershot: Gower Publishing Company Limited.
- Oaks, P. (1996). The categorisation process: Cognition and the group in the social psychology of stereotyping. In W.P. Robinson (Ed.), *Social groups and identities: Developing the legacy of Henri Tajfel* (pp. 95-121). Bodmin, Cornwall: Hartnolls Limited.
- Ochoa, B. (1998). Trauma of external genitalia in children: Amputation of the penis and emasculation. *Journal of Urology*, 160, 1116-1119.
- Ogilvie, D. H. (1987). The undesired self: A neglected variable in personality research. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 133-146.
- Orth, B., Broszkeiwicz, A. & Schütte, A. (1996). Skalen zur sozialen Identität, Eigengruppen-Favorisierung und Ego-Stereotypisierung. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 17, 262 – 267.
- Oudshoorn, N. (1995). Female or male: The classification of homosexuality and gender. *Journal of Homosexuality*, 28, 79-86.
- Pfäfflin, F. (1993). *Transsexualität*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Polańczyk, A. (1997). *Przywiązanie i obraz rodziców u transsexualistów*. [Bindung und Bild der Eltern bei Transsexuellen] Diplomarbeit. Uniwersytet Warszawski, Wydział Psychologii.
- Rahman, Q. & Wilson, G.D. (2003). Born gay? The psychobiology of human sexual orientation. *Personality and Individual Differences*, 34, 1337.-1382.
- Rawlins, W.K. (1992): *Friendship matters*. New York: Aldine de Gruyter.
- Reiner, W.G. (1997). Sex assignment in the neonate with intersex or inadequate genitalia. *Arch Pediatr Adolesc Med*, 151, 1044-1045.
- Romito, P. (1997). Damned if you do and damned if you don't. In A. Oakley & J. Mitchell (Eds.), *Who's afraid of feminism? Seeing through the backlash* (pp. 162-186). London: Hamish Hamilton.
- Ross, M.W. (1986). Causes of gender dysphoria. How does transsexualism develop and why? In W.A. Walters & M.W. Ross (Eds.), *Transsexualism and sex reassignment* (pp. 16-26). Melbourne: Oxford University Press.

- Ross, M.W. & Need, J.A. (1989). Effects of adequacy of gender reassignment surgery on psychological adjustment: A follow-up of fourteen male-to-female patients. *Archives of Sexual Behavior*, 18, 145 – 153.
- Sandfort, T.G.M., Burger, R., Lazaroms, M.M.E. & Verheul, W. (2001). Homosexual preference, gender role and mental health. Paper presented at the meeting of the International Academy of Sex Research, Montreal, Canada.
- Sandfort, T.G.M. (2005). Sexual orientation and gender: Stereotypes and beyond. *Archives of Sexual Behavior*, 34, 595-611.
- Saunderson, W. (1995). *A theoretical and empirical investigation of gender and urban space: The production and consumption of the built environment*. Doktorarbeit. University of Ulster.
- Saunderson, W. & O’Kane, M. (2003). Anorexia nervosa: Analysing identity for predisposing, precipitating and perpetuating factors. In P. Weinreich & W. Saunderson (Eds.), *Analysing identity: Cross-cultural, societal and clinical contexts* (pp. 311-339). London, New York: Routledge.
- Scheibe, K. (1995). *Self studies: The psychology of self and identity*. Westport: Praeger Publishers.
- Schneider-Dürker, M. & Kohler, A. (1988). Die Erfassung von Geschlechtsrollen – Ergebnisse zur deutschen Neukonstruktion des Bem Sex-Role-Inventory. *Diagnostica*, 34, 256-270.
- Scott, D.A. & Robinson, T.L. (2001). White male identity development: The Key model. *Journal of Counselling & Development*, 79, 415 – 421.
- Sears, O.D., Peplau, A.L. & Taylor, E.S. (1991). *Social psychology*. New Jersey: Prentice-Hall International Editions.
- Senf, W. & Strauß, B. (2009). Geschlechtsidentität. *Psychotherapie im Dialog*, 1, 3-11.
- Selwyn, B. & Weinreich, P. (2003). An exploration of counselling identity in counsellors who deal with trauma. *Traumatology*, 6, 25-40.
- Shotter, J. & Gergen, K.J. (Eds.) *Texts of identity*. London: Sage.
- Siann, G. (1994). *Gender, sex and sexuality: Contemporary psychological perspectives*. London: Taylor & Francis.
- Sigusch, V. et al. (1979). Transsexualität. In V. Sigusch (Hrsg.), *Sexualität und Medizin* (S. 249-311). Köln: Kiepenheuer & Witsch.

- Sigusch, V. (1997). Transsexualismus. Forschungsstand und klinische Praxis. *Nervenarzt*, 68, 870-877.
- Sigusch, V. (2001). Transsexuelle Entwicklungen. In: V. Sigusch (Hrsg.), *Sexuelle Störungen und ihre Behandlung* (S. 346-363). Stuttgart: Georg Thieme Verlag.
- Shapiro, J. (1991). Transsexualism: Reflections on the persistence of gender and the mutability of sex. In J. Epstein (Hrsg.), *Body guards. The cultural politics of gender ambiguity* (pp. 223-247). New York & London: Routledge.
- Smith, L. (2003). *An exploration of gender identity in female-to-male transsexuals and butch women*. Diplomarbeit, University of Ulster, Jordanstown, Nord Irland.
- Snyder, M.L. (1974). Self-monitoring of expressive behavior. *Journal of Personality and Social Psychology*, 30, 526-537.
- Spence, J.T. & Helmreich, R.L. (1979). *Masculinity & femininity. Their psychological dimensions, correlates, and antecedents*. Austin & London: University of Texas Press.
- Springer A. (1981). *Pathologie der geschlechtlichen Identität. Transsexualismus und Homosexualität. Theorie, Klinik, Therapie*. Wien, New York: Springer Verlag.
- Spehr, Ch. (1993). *Probleme der Transsexualität und ihre medizinische Bewältigung*. Heidelberg: C. F. Müller Verlag.
- Steinach, E. (1940). *Sex and life. Forty years of biological and medical experiments*. New York: Viking Press.
- Stoller, R.J.C. (1985). *Presentation of gender*. Yale: Yale University Press.
- Storms, M.D. (1981). A theory of erotic orientation development. *Psychol. Rev.*, 88, 340 – 353.
- Strong, E.K. (1927). *Strong vocational interest blank*. Palo Alto, CA: Consulting Psychologists Press.
- Swaab, D.F. & Hofman, M.A. (1990). An enlarged suprachiasmatic nucleus in homosexual Men. *Brain Res*, 537, 141-148.
- Swazina, K., Waldherr, K. & Maier, K. (2004). Geschlechtsspezifische Ideale im Wandel der Zeit. *Zeitschrift für Differenzielle und Diagnostische Psychologie*, 25, 165-176.
- Šípová, I. & Brzek, A. (1985). Parental and interpersonal relationships of transsexual and masculine and feminine homosexual men. In M.W. Ross (Hrsg.), *Homosexuality - masculinity and femininity* (pp. 75-85). New York: Haworth Press.
- Tabachnick, B.G. & Fidell, L.S. (2007). *Using multivariate statistics* (5th ed.). Boston, MA: Allyn and Bacon.

- Terman, L.M. & Miles, C.C. (1936). *Sex and personality: Studies in masculinity and femininity*. New York: McGraw-Hill.
- Theilgaard, A. (1984). A psychological study of personalities of XYY- and XXY- men. *Acta Psychiatrica Scandinavica. Suppl. 315*, 1-133.
- Thomson, E.H. & Pleck, J.H. (1987). The structure of male role norms. In M.S. Kimmel (Ed.), *Changing men: New directions in research on men and masculinity* (pp. 25-37). London: Sage.
- Thornton, M.Ch. (2000). *Processes of gender identity in a Northern Irish context*. Doktorarbeit. University of Ulster, Jordanstown, Nord Irland.
- Trautner, H.M. (1991). *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie, Band 2: Theorien und Befunde*. Göttingen: Verlag für Psychologie, Dr. C. J. Hogrefe.
- Trivers, R.L. (1972). Parental investment and sexual selection. In B.G. Campbell (Ed.), *Sexual selection and the descent of man* (pp. 136-179). Chicago, IL: Aldine Press.
- Troiden, R.R. (1989). The formation of homosexual identities. *Journal of Homosexuality*, 17, 43 – 71.
- Twenge, J.M. (1997). Changes in masculine and feminine traits over time: A meta-analysis. *Sex Roles*, 36, 305-325.
- Wallston, B. & O'Leary, V. (1981). Sex makes a difference: Differential perceptions of women and men. *Review of Personality and Social Psychology*, 2, 9-41.
- Weinreich, P. (1980, reprinted 1986 and 1988). *A manual for Identity Exploration using personal constructs*. Coventry, University of Warwick, ESRC Centre for Research in Ethnic Relations.
- Weinreich, P. (1983a). Psychodynamics of personal and social Identity. In: A. Jacobson-Widding (Ed.), *Identity: personal and socio-cultural: A symposium*. Uppsala, Almqvist and Wiksell.
- Weinreich, P. (1983b). Emerging from threatened identities. In G. Breakwell (Ed.), *Threatened Identities* (pp. 149-185). Chichester: John Wiley.
- Weinreich, P. (1989). Conflicted identifications: A commentary on Identity Structure Analysis concepts. In: K. Liebkind (Ed.), *New identities in Europe: Immigrant ancestry and the ethnic identity of youth, Volume 3 of the European Science foundation series: „Studies in European Migration“* (pp. 219-236). London: Gower.
- Weinreich, P. & Ewart, S. (1997). *Sample tour – guide to using the Identity Exploration computer software for Windows (IDEXWIN)*. University of Ulster.

- Weinreich, P. & Saunderson, W. (2003). *Analysing identity: Cross-cultural, societal and clinical context*. London: Routledge.
- Weinreich, P. (2003a). Identity Structure Analysis. In: P. Weinreich & W. Saunderson (Eds.), *Analysing identity: Cross-cultural, societal and clinical context* (pp. 7-77). London: Routledge.
- Weinreich, P. (2003b). Identity Exploration: Theory into practice. In: P. Weinreich & W. Saunderson (Eds.), *Analysing identity: Cross-cultural, societal and clinical context* (pp. 77-111). London: Routledge.
- Weinreich, P. (2007). Protocol for identity instrument construction from ISA and interpretation of results. Sycades: In Print.
- Weisner, T.S. & Wilson-Mitschell, J.E. (1990). Nonconventional family life-styles and sex-typing in six years olds. *Child Development*, 61, 1915-1933.
- Weiss, P. & Švecová, M. (2001). K některým rozdílům mezi transsexuály male-to-female a female-to-male. [Unterschiede zw. Transsexuellen male-to-female und female-to-male] *Č. S. Psychiat.*, 95, 125-134.
- Weiss, P. & Marešová, M. (1998). Několik poznámek k problematice Transsexualismu. [Bemerkungen zur Problematik der Transsexualität] *Československá psychologie*, 42, 306 – 313.
- Wilson, E.O. (1978). *On human nature*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- Winkelman, U. (1993): *Transsexualität und Geschlechtsidentität*. Münster, Hamburg: Lit Verlag.
- Winstead, B. et al. (1997): *Gender and close relationships*. London: Sage.
- Young, W.C. (1961). The hormones and mating behavior. In: W.C. Young (Ed.), *Sex and internal secretions*, 2, 1173 – 1239. Baltimore: Williams and Wilkins.
- Zhou, J. N. et al. (1995). A sex difference in the human brain and its relation to transsexuality. *Nature*, 378, 68-70.
- Zucker, K.J. & Green, R. (1992). Psychosexual disorder in children and adolescents. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 33, 107-151.
- Zucker, K.J. & Green, R. (1993). Psychological and familial aspects of gender identity disorder. *Sexual and Gender Identity Disorders*, 2, 513-542.
- Zucker, K.J. (1995). Gender identity disorder: A developmental perspective. In: L. Diamant & D.R. McAnulty (Eds.), *The psychology of sexual orientation, behavior, and identity. A handbook* (pp. 327-357). Westport, Connecticut, London: Greenwood Press.

Zucker, K.J. et al. (1998). Birth order in girls with gender identity disorder. *European Child & Adolescent Psychiatry*, 7, 30-35.

Zvěřina, J. (1994). *Lékařská sexuologie*. [Sexualmedizin] Praha: Sexuologický ústav 1. LF UK.

Anhang

Anhang A

Fragebogen: Version für heterosexuelle und homosexuelle Probanden

Anhang B

Fragebogen: Version für transsexuelle Probanden

Anhang C

Auflistung der Maskulinitäts- und Femininitätswerte für einzelne Stichproben

Anhang D

Auflistung der relevanten IDEX-Maße für einzelne Stichproben

Anhang E

Auflistung der strukturellen Stärke der maskulinen und femininen Konstrukte für einzelne Stichproben

Anhang A: Fragebogen für heterosexuelle Probanden

**Universität Potsdam
Institut für Psychologie
Abt. Sozialpsychologie
Prof. Dr. Barbara Krahe
Dipl.-Psych. Aleš Vápenka**

**Fragebogen
zur Analyse der auf das Geschlecht
bezogenen Selbstwahrnehmung**

Liebe Teilnehmer,

Zunächst vielen Dank für Ihre Bereitschaft, an dieser Untersuchung teilzunehmen!

Die Untersuchung ist Teil eines Forschungsprojektes zum Thema „Analyse der Geschlechtsidentitätsstruktur“. In der Forschung geht es darum der Frage nachzugehen, wie Männer mit unterschiedlichem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung ihre Geschlechtlichkeit wahrnehmen und erleben.

Im Folgenden finden Sie einen Fragebogen, der aus mehreren Teilen besteht. Bitte füllen Sie den Fragebogen zügig und vollständig aus. Folgen Sie bitte dabei aufmerksam den Instruktionen. Es gibt keine richtigen oder falschen Antworten.

Die Befragung ist selbstverständlich **anonym**. Alle Angaben werden ausschließlich für die Zwecke meiner Dissertation vertraulich behandelt.

Bitte blättern Sie jetzt um.

In diesem Teil des Fragebogens geht es darum, wie Sie sich selbst und andere Personen einschätzen. Es folgen 11 Tabellen. Im Kopf jeder Tabelle sind verschiedene Personen (z. B. meine Mutter, Männer) sowie Facetten Ihres „Selbst“ (z. B. Ich jetzt, Ich mit 15 Jahren) angegeben.

Darunter sind verschiedene Eigenschaften angegeben. Jede Zeile enthält zwei entgegengesetzte Pole einer Eigenschaften. Eine Buchstabenskala gibt verschiedene Abstufungen zwischen den beiden Extremen an.

Ihre Aufgabe ist es zu beurteilen, in welchem Maße die vorgegebenen Eigenschaften Ihrer Meinung nach auf die vorgegebenen Personen zutreffen.

B E I S P I E L :

Völlig unkünstlerisch A B C D E Sehr künstlerisch

Kreuzen Sie bitte den Buchstaben an (schreiben Sie ein x in das Kästchen), der am ehesten Ihrer Lage oder Ihrer Einschätzung anderer Personen auf der jeweiligen Skala entspricht. Am obigen Beispiel: Wenn Sie meinen, dass Sie oder eine andere Person überhaupt nicht künstlerisch begabt sind, würden Sie **A** ankreuzen. Meinen Sie von sich oder einer anderen Person, Sie wären recht begabt, würden Sie mit **D**, bzw. **E** antworten. Bei etwa durchschnittlicher Begabung wäre **C** Ihre Antwort usw.

Ich (bin)						
Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Treffe leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Treffe schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gebe leicht auf	A	B	C	D	E	Gebe nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühle mich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühle mich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verliere bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behalte bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm
Ich möchte (sein)						
Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Leicht Entscheidungen treffen	A	B	C	D	E	Schwer Entscheidungen treffen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Leicht aufgeben	A	B	C	D	E	Nie leicht aufgeben
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
mich minderwertig fühlen	A	B	C	D	E	Mich überlegen fühlen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Bei Druck die Nerven verlieren	A	B	C	D	E	Bei Druck die Nerven behalten
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Mein gleichaltriger Freund des selben Geschlechts (ist)

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Trifft leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Trifft schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gibt leicht auf	A	B	C	D	E	Gibt nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlt sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlt sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verliert bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behält bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Bitte stellen Sie sich jetzt eine konkrete Person vor, die sie bewundern. Schätzen Sie ihre Eigenschaften ein.

Die Person, die ich bewundere (ist)

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Trifft leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Trifft schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gibt leicht auf	A	B	C	D	E	Gibt nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlt sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlt sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verliert bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behält bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Männer (sind) gewöhnlich

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	X	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	X	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Treffen leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Treffen schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Geben leicht auf	A	B	C	D	E	Geben nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlen sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlen sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verlieren bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behalten bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Jetzt stellen Sie sich eine andere Person vor, die Ihnen unsympathisch ist. Schätzen sie ihre Eigenschaften ein.

Eine mir unsympathische Person (ist)

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Trifft leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Trifft schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gibt leicht auf	A	B	C	D	E	Gibt nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlt sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlt sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verliert bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behält bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Frauen (sind) gewöhnlich

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Treffen leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Treffen schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Geben leicht auf	A	B	C	D	E	Geben nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlt sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlt sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verlieren bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behalten bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Meine Mutter, bzw. eine Person weiblichen Geschlechts, die mich erzogen hat, (ist)

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Trifft leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Trifft schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gibt leicht auf	A	B	C	D	E	Gibt nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlt sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlt sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verliert bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behält bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Mit 15 (war) ich

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Traf leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Traf schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gab leicht auf	A	B	C	D	E	Gab nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlte mich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlte mich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verlor bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behielt bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Mein Vater, bzw. eine Person männlichen Geschlechts, die mich erzogen hat, (ist)

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Trifft leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Trifft schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gibt leicht auf	A	B	C	D	E	Gibt nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlt sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlt sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verliert bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behält bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Eine gleichaltrige Person weiblichen Geschlechts, mit der ich befreundet bin, (ist)

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Trifft leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Trifft schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gibt leicht auf	A	B	C	D	E	Gibt nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlt sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlt sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verliert bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behält bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

In diesem Teil geben Sie bitte an, wie Sie die folgenden Aussagen beurteilen. Es gibt keine richtigen oder falschen Antworten, es geht um Ihre persönliche Überzeugung. Kreuzen Sie bitte die Zahl an (schreiben Sie ein x in das Kästchen), die Ihrer Meinung am ehesten entspricht. Sie haben folgende Möglichkeiten:

1	2	3	4	5	6	7
Trifft überhaupt nicht zu	Trifft überwiegend nicht zu	Trifft eher nicht zu	Trifft teils/teils zu	Trifft eher zu	Trifft überwiegend zu	Trifft völlig zu

Auch Männer sollten nach der Geburt ihres Kindes die Möglichkeit eines Erziehungsurlaubes in Anspruch nehmen können.	1	2	3	4	5	6	7
Es ist angenehmer, einen männlichen Vorgesetzten zu haben als einen weiblichen.	1	2	3	4	5	6	7
Jungen und Mädchen sollen die gleichen Pflichten im Haushalt übernehmen.	1	2	3	4	5	6	7
Frauen sind weniger an Politik interessiert als Männer.	1	2	3	4	5	6	7
Man kann von Frauen nicht fordern, dass sie die Hausarbeit alleine verrichten müssen.	1	2	3	4	5	6	7
Für den Ersteindruck ist ein gepflegtes Äußeres bei einer Frau wichtiger als bei einem Mann.	1	2	3	4	5	6	7
Auch der Mann hat dafür zu sorgen, dass täglich Milch und Brot im Haus sind.	1	2	3	4	5	6	7
Frauen lassen sich gerne von ihrem männlichen Begleiter einladen.	1	2	3	4	5	6	7
Hemden bügeln ist nicht Sache der Männer.	1	2	3	4	5	6	7
Eine höhere Ausbildung ist vor allem für Männer wichtig, da sie in Führungspositionen stärker vertreten sind als Frauen.	1	2	3	4	5	6	7
Frauen eignen sich ebenso gut für die Leitung eines technischen Betriebes wie Männer.	1	2	3	4	5	6	7
Männer sollten in der Politik mehr auf Frauen hören.	1	2	3	4	5	6	7
Es wäre erfreulich, wenn es mehr männliche Kindergärtner gäbe.	1	2	3	4	5	6	7
Männer sind für manche Berufe besser geeignet als Frauen.	1	2	3	4	5	6	7
15. Jeder Junge sollte eine Puppe besitzen.	1	2	3	4	5	6	7
16. Mädchen helfen lieber im Haushalt als Jungen.	1	2	3	4	5	6	7
Die Putztätigkeit sollte auf beide Ehepartner entsprechend ihrer verfügbaren Zeit aufgeteilt werden.	1	2	3	4	5	6	7
Der Anteil der Frauen in der Politik sollte gleich groß sein wie der Anteil der Männer.	1	2	3	4	5	6	7
Das Vertrauen in Politikerinnen ist nicht so groß, da diese meistens noch andere Dinge als ihr Amt im Kopf haben.	1	2	3	4	5	6	7
Dass Männer im Allgemeinen mehr verdienen liegt daran, dass sie sich beruflich mehr einsetzen als Frauen.	1	2	3	4	5	6	7
Es wäre nicht günstig, wenn eine Frau Verteidigungsminister wird.	1	2	3	4	5	6	7

Männliche Polizisten vermitteln ein stärkeres Sicherheitsgefühl als weibliche Polizisten.	1	2	3	4	5	6	7
Die Organisation des Haushaltes ist Sache der Frau.	1	2	3	4	5	6	7
Es ist notwendig, dass die Frau im Hause dafür sorgt, dass täglich zumindest eine warme Mahlzeit auf dem Tisch steht.	1	2	3	4	5	6	7
Es ist nicht in Ordnung, wenn eine Frau den Garten umgräbt, während ihr Mann das Mittagessen kocht.	1	2	3	4	5	6	7
Auch Hausmann ist für Männer ein erstrebenswerter Beruf.	1	2	3	4	5	6	7
Meistens haben Frauen die größere Verantwortung für den Haushalt, weil sie ihn besser führen können.	1	2	3	4	5	6	7
Männer sollten sich auch mit Handarbeit (z. B. nähen, stricken) beschäftigen.	1	2	3	4	5	6	7
Frauen sind für den finanziellen Unterhalt der Familie genauso verantwortlich wie Männer.	1	2	3	4	5	6	7

Im letzten Teil der Untersuchung werden Sie gebeten, ein paar Fragen zu Ihrer Lebenssituation, Sexualität und Kindheit zu beantworten.

Zuerst ein paar Fragen zu Ihrem Alter, Ihrer Ausbildung und Partnerschaft:

Wie alt sind Sie?

Jahre

Wie ist Ihr Familienstand?

ledig verheiratet/verpartnert geschieden verwitwet

Welchen Ausbildungsabschluss haben Sie?

keine Ausbildung abgeschlossene Lehre Meisterprüfung/Fachschulabschluss

Fachhochschul-/Universitätsabschluss Sonstiges: _____

Welchen Beruf üben Sie momentan aus? (Studenten bitte Studiengang angeben)

Haben Sie eine(n) feste(n) Partner(in)?

ja nein

Wenn ja, leben Sie mit ihr (ihm) zusammen?

ja nein

Jetzt möchten wir gern etwas über Ihre Sexualität erfahren:

Wo würden Sie sich und Ihre sexuelle Ausrichtung ansiedeln?

heterosexuell homosexuell

Wünschen Sie sich eine andere sexuelle Orientierung?

eindeutig NEIN eindeutig JA

Stellen Sie sich manchmal Situationen vor, in denen Sie als Angehöriger des anderen Geschlechts auftreten?

nie sehr oft

Hatten (haben) Sie manchmal das Gefühl, eigentlich dem anderen Geschlecht (Ihrem biologischen Geschlecht entgegengesetzt) anzugehören?

nie sehr oft

Wünschen Sie sich manchmal Ihr biologisches Geschlecht zu ändern?

nie sehr oft

Haben Sie schon einmal Kleidung angezogen, die als typisch für das andere (Ihrem biologischen entgegengesetzte) Geschlecht gilt, um sich dem anderen Geschlecht zugehörig zu fühlen?

nie sehr oft

Zeigen Sie manchmal Verhaltensweisen, die typisch für das andere Geschlecht sind (Schminken, typische Bewegung, typische Sprechweise usw.)?

nie sehr oft

Wünschen sie sich manchmal die Rolle des anderen Geschlechts zu übernehmen, ohne ihr biologisches Geschlecht zu ändern?

nie sehr oft

In der Gesellschaft herrscht eine Vorstellung darüber, was als typisch männlich und weiblich gilt. Entsprechen Sie Ihrer Meinung nach dem Bild eines typischen Mannes?

eindeutig NEIN eindeutig JA

Zum Schluss noch einige Fragen zu Ihrer Kindheit:

Sind Sie bei beiden Eltern aufgewachsen?

Ja Nein

Falls Nein Bei wem sind Sie aufgewachsen? _____

Bitte, schätzen Sie ein, inwieweit die Ehe Ihrer Eltern harmonisch war?

nicht harmonisch sehr harmonisch

Mit welchem Elternteil haben Sie sich besser verstanden?

mit dem Vater mit der Mutter kein Unterschied

schlechtes Verhältnis zu beiden

Was war(en) Ihr(e) Lieblingsspielzeug(e)?

Welchen Geschlechts waren überwiegend ihre Freunde in der Kindheit?

weiblich männlich

Vielen Dank für Ihre Teilnahme.

Wenn Sie Anmerkungen zu dem Fragebogen haben, können Sie sie hier notieren:

Anhang B: Fragebogen für transsexuelle Probanden

**Universität Potsdam
Institut für Psychologie
Abt. Sozialpsychologie
Prof. Dr. Barbara Krahe
Dipl.-Psych. Aleš Vápenka**

**Fragebogen
zur Analyse der auf das Geschlecht
bezogenen Selbstwahrnehmung**

Liebe Teilnehmer,

Zunächst **vielen Dank** für Ihre Bereitschaft, an dieser Untersuchung teilzunehmen!

Die Untersuchung ist Teil eines Forschungsprojektes zum Thema „Analyse der Geschlechtsidentitätsstruktur“. In der Forschung geht es darum der Frage nachzugehen, wie Männer mit unterschiedlichem Verlauf der psychosexuellen Entwicklung ihre Geschlechtlichkeit wahrnehmen und erleben.

Im Folgenden finden Sie einen Fragebogen, der aus mehreren Teilen besteht. Bitte füllen Sie den Fragebogen zügig und vollständig aus. Folgen Sie bitte dabei aufmerksam den Instruktionen. Es gibt keine richtigen oder falschen Antworten.

Die Befragung ist selbstverständlich **anonym**. Alle Angaben werden ausschließlich für die Zwecke meiner Dissertation vertraulich behandelt.

Bitte blättern Sie jetzt um.

In diesem Teil des Fragebogens geht es darum, wie Sie sich selbst und andere Personen einschätzen. Es folgen 11 Tabellen. Im Kopf jeder Tabelle sind verschiedene Personen (z. B. meine Mutter, Männer) sowie Facetten Ihres „Selbst“ (z. B. Ich jetzt, Ich mit 15 Jahren) angegeben.

Darunter sind verschiedene Eigenschaften angegeben. Jede Zeile enthält zwei entgegengesetzte Pole einer Eigenschaften. Eine Buchstabenskala gibt verschiedene Abstufungen zwischen den beiden Extremen an.

Ihre Aufgabe ist es zu beurteilen, in welchem Maße die vorgegebenen Eigenschaften Ihrer Meinung nach auf die vorgegebenen Personen zutreffen.

BEISPIEL :

Völlig unkünstlerisch A B C D E Sehr künstlerisch

Kreuzen Sie bitte den Buchstaben an (schreiben Sie ein x in das Kästchen), der am ehesten Ihrer Lage oder Ihrer Einschätzung anderer Personen auf der jeweiligen Skala entspricht. Am obigen Beispiel: Wenn Sie meinen, dass Sie oder eine andere Person überhaupt nicht künstlerisch begabt sind, würden Sie **A** ankreuzen. Meinen Sie von sich oder einer anderer Person, Sie wären recht begabt, würden Sie mit **D**, bzw. **E** antworten. Bei etwa durchschnittlicher Begabung wäre **C** Ihre Antwort usw.

	Ich (bin)					
Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Treffe leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Treffe schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gebe leicht auf	A	B	C	D	E	Gebe nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühle mich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühle mich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verliere bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behalte bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Ich möchte (sein)

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Leicht Entscheidungen treffen	A	B	C	D	E	Schwer Entscheidungen treffen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Leicht aufgeben	A	B	C	D	E	Nie leicht aufgeben
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
mich minderwertig fühlen	A	B	C	D	E	Mich überlegen fühlen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Bei Druck die Nerven verlieren	A	B	C	D	E	Bei Druck die Nerven behalten
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Mein gleichaltriger Freund des selben Geschlechts (ist)

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Trifft leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Trifft schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gibt leicht auf	A	B	C	D	E	Gibt nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlt sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlt sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verliert bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behält bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Bitte stellen Sie sich jetzt eine konkrete Person vor, die sie bewundern. Schätzen Sie ihre Eigenschaften ein.

Die Person, die ich bewundere (ist)

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Trifft leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Trifft schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gibt leicht auf	A	B	C	D	E	Gibt nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlt sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlt sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verliert bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behält bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Männer (sind) gewöhnlich

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Treffen leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Treffen schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Geben leicht auf	A	B	C	D	E	Geben nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlen sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlen sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verlieren bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behalten bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Jetzt stellen Sie sich eine andere Person vor, die Ihnen unsympathisch ist. Schätzen sie ihre Eigenschaften ein.

Eine mir unsympathische Person (ist)

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Trifft leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Trifft schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gibt leicht auf	A	B	C	D	E	Gibt nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlt sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlt sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verliert bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behält bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Frauen (sind) gewöhnlich

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Treffen leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Treffen schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Geben leicht auf	A	B	C	D	E	Geben nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlt sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlt sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verlieren bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behalten bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Meine Mutter, bzw. eine Person weiblichen Geschlechts, die mich erzogen hat, (ist)

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Trifft leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Trifft schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gibt leicht auf	A	B	C	D	E	Gibt nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlt sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlt sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verliert bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behält bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Mit 15 (war) ich

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Traf leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Traf schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gab leicht auf	A	B	C	D	E	Gab nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlte mich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlte mich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verlor bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behielt bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Mein Vater, bzw. eine Person männlichen Geschlechts, die mich erzogen hat, (ist)

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Trifft leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Trifft schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gibt leicht auf	A	B	C	D	E	Gibt nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlt sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlt sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verliert bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behält bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

Eine gleichaltrige Person weiblichen Geschlechts, mit der ich befreundet bin, (ist)

Nicht selbstständig	A	B	C	D	E	Sehr selbstständig
Nicht emotional	A	B	C	D	E	Sehr emotional
Sehr passiv	A	B	C	D	E	Sehr aktiv
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen	A	B	C	D	E	Fähig, sich völlig anderen zu widmen
Nicht kämpferisch	A	B	C	D	E	Sehr kämpferisch
Sehr grob	A	B	C	D	E	Sehr sanft
Trifft leicht Entscheidungen	A	B	C	D	E	Trifft schwer Entscheidungen
Nicht hilfsbereit	A	B	C	D	E	Sehr hilfsbereit
Gibt leicht auf	A	B	C	D	E	Gibt nie leicht auf
Nicht gütig	A	B	C	D	E	Sehr gütig
Nicht selbstsicher	A	B	C	D	E	Sehr selbstsicher
Der Gefühle anderer nicht bewusst	A	B	C	D	E	Der Gefühle anderer sehr bewusst
Fühlt sich minderwertig	A	B	C	D	E	Fühlt sich überlegen
Nicht verständnisvoll	A	B	C	D	E	Sehr verständnisvoll
Verliert bei Druck die Nerven	A	B	C	D	E	Behält bei Druck die Nerven
In Beziehungen sehr kalt	A	B	C	D	E	In Beziehungen sehr warm

In diesem Teil geben Sie bitte an, wie Sie die folgenden Aussagen beurteilen. Es gibt keine richtigen oder falschen Antworten, es geht um Ihre persönliche Überzeugung. Kreuzen Sie bitte die Zahl an (schreiben Sie ein x in das Kästchen), die Ihrer Meinung am ehesten entspricht. Sie haben folgende Möglichkeiten:

1	2	3	4	5	6	7
Trifft überhaupt nicht zu	Trifft überwiegend nicht zu	Trifft eher nicht zu	Trifft teils/teils zu	Trifft eher zu	Trifft überwiegend zu	Trifft völlig zu

Auch Männer sollten nach der Geburt ihres Kindes die Möglichkeit eines Erziehungsurlaubes in Anspruch nehmen können.	1	2	3	4	5	6	7
Es ist angenehmer, einen männlichen Vorgesetzten zu haben als einen weiblichen.	1	2	3	4	5	6	7
Jungen und Mädchen sollen die gleichen Pflichten im Haushalt übernehmen.	1	2	3	4	5	6	7
Frauen sind weniger an Politik interessiert als Männer.	1	2	3	4	5	6	7
Man kann von Frauen nicht fordern, dass sie die Hausarbeit alleine verrichten müssen.	1	2	3	4	5	6	7
Für den Ersteindruck ist ein gepflegtes Äußeres bei einer Frau wichtiger als bei einem Mann.	1	2	3	4	5	6	7
Auch der Mann hat dafür zu sorgen, dass täglich Milch und Brot im Haus sind.	1	2	3	4	5	6	7
Frauen lassen sich gerne von ihrem männlichen Begleiter einladen.	1	2	3	4	5	6	7
Hemden bügeln ist nicht Sache der Männer.	1	2	3	4	5	6	7
Eine höhere Ausbildung ist vor allem für Männer wichtig, da sie in Führungspositionen stärker vertreten sind als Frauen.	1	2	3	4	5	6	7
Frauen eignen sich ebenso gut für die Leitung eines technischen Betriebes wie Männer.	1	2	3	4	5	6	7
Männer sollten in der Politik mehr auf Frauen hören.	1	2	3	4	5	6	7
Es wäre erfreulich, wenn es mehr männliche Kindergärtner gäbe.	1	2	3	4	5	6	7
Männer sind für manche Berufe besser geeignet als Frauen.	1	2	3	4	5	6	7
15. Jeder Junge sollte eine Puppe besitzen.	1	2	3	4	5	6	7
16. Mädchen helfen lieber im Haushalt als Jungen.	1	2	3	4	5	6	7
Die Putztätigkeit sollte auf beide Ehepartner entsprechend ihrer verfügbaren Zeit aufgeteilt werden.	1	2	3	4	5	6	7
Der Anteil der Frauen in der Politik sollte gleich groß sein wie der Anteil der Männer.	1	2	3	4	5	6	7
Das Vertrauen in Politikerinnen ist nicht so groß, da diese meistens noch andere Dinge als ihr Amt im Kopf haben.	1	2	3	4	5	6	7
Dass Männer im Allgemeinen mehr verdienen liegt daran, dass sie sich beruflich mehr einsetzen als Frauen.	1	2	3	4	5	6	7

Es wäre nicht günstig, wenn eine Frau Verteidigungsminister wird.	1	2	3	4	5	6	7
Männliche Polizisten vermitteln ein stärkeres Sicherheitsgefühl als weibliche Polizisten.	1	2	3	4	5	6	7
Die Organisation des Haushaltes ist Sache der Frau.	1	2	3	4	5	6	7
Es ist notwendig, dass die Frau im Hause dafür sorgt, dass täglich zumindest eine warme Mahlzeit auf dem Tisch steht.	1	2	3	4	5	6	7
Es ist nicht in Ordnung, wenn eine Frau den Garten umgräbt, während ihr Mann das Mittagessen kocht.	1	2	3	4	5	6	7
Auch Hausmann ist für Männer ein erstrebenswerter Beruf.	1	2	3	4	5	6	7
Meistens haben Frauen die größere Verantwortung für den Haushalt, weil sie ihn besser führen können.	1	2	3	4	5	6	7
Männer sollten sich auch mit Handarbeit (z. B. nähen, stricken) beschäftigen.	1	2	3	4	5	6	7
Frauen sind für den finanziellen Unterhalt der Familie genauso verantwortlich wie Männer.	1	2	3	4	5	6	7

In dem letzten Teil werden Sie gebeten, ein paar Fragen zu Ihrer Lebenssituation, Sexualität und Kindheit zu beantworten.

Zuerst ein Paar Fragen zu Ihrem Alter, Ausbildung und Partnerschaft:

Wie alt sind Sie?

Jahre

Wie ist Ihr Familienstand?

ledig verheiratet/verpartnert geschieden verwitwet

Welchen Ausbildungsabschluss haben Sie?

keine Ausbildung abgeschlossene Lehre Meisterprüfung/Fachschulabschluss

Fachhochschul-/Universitätsabschluss Sonstiges: _____

Welchen Beruf üben Sie momentan aus? (Studenten bitte Studiengang angeben)

Haben Sie eine(n) feste(n) Partner(in)?

Ja nein

Wenn ja, leben Sie mit ihm (ihr) zusammen?

Ja nein

Jetzt möchten wir gern etwas über Ihre Sexualität erfahren:

Wo würden Sie sich und Ihre sexuelle Ausrichtung ansiedeln?

heterosexuell homosexuell

Wünschen sie sich eine andere sexuelle Orientierung?

eindeutig NEIN eindeutig JA

In welchem Alter hatten Sie zum ersten Mal das Gefühl, dem anderen als ihrem ursprünglichen biologischen Geschlecht zuzugehören?

mit Jahren

10. Wie lange werden Sie schon hormonell behandelt? Jahre und Monate

11. Mit wie viel Jahren haben Sie sich einer geschlechtsangleichenden Operation unterzogen?

mit Jahren

12. Haben sie einen Penoiden?

Ja nein

13. Inwieweit sind Sie mit dem Ergebnis der Geschlechtsumwandlung zufrieden?

gar nicht zufrieden sehr zufrieden

14. Stellen sie sich manchmal Situationen vor, in denen Sie als Angehöriger Ihres ursprünglichen biologischen Geschlechts auftreten?

nie sehr oft

15. Wünschen Sie sich manchmal Ihren ursprünglichen biologischen Körper wieder zu haben?

nie sehr oft

16. In der Gesellschaft herrscht eine Vorstellung darüber, was als typisch männlich und weiblich gilt. Entsprechen Sie Ihrer Meinung nach dem Bild eines typischen Mannes?

eindeutig NEIN eindeutig JA

Zum Schluss noch einige Fragen zu Ihrem Kindheit:

17. Sind Sie bei beiden Eltern aufgewachsen?

Ja Nein

18. Falls Nein Bei wem sind Sie aufgewachsen? _____

19. Bitte, schätzen Sie ein, inwieweit die Ehe Ihrer Eltern harmonisch war?

nicht harmonisch sehr harmonisch

20. welchem Elternteil haben Sie sich besser verstanden?

mit dem Vater mit der Mutter kein Unterschied

schlechtes Verhältnis zu beiden

Was war(en) Ihr(e) Lieblingsspielzeug(e)?

23. Welchen Geschlechts waren überwiegend ihre Freunde in der Kindheit?

weiblich männlich

Vielen Dank für Ihre Teilnahme an dieser Untersuchung.

Wenn Sie Anmerkungen zu dem Fragebogen haben, können Sie sie hier notieren:

Anhang C: Auflistung der Maskulinitäts- und Femininitätswerte für einzelne Stichproben

Table C.1 Maskulinitäts- und Femininitätswerte für Heterosexuelle

GERO Entity	Maskulinitätsitems ($N = 8$)			Femininitätsitems ($N = 8$)			F	p
	M	SD	α	M	SD	α		
Selbst in der Gegenwart	3.44	.56	.74	3.69	.51	.73	5.34	< .02
Selbst in der Vergangenheit	3.00	.86	.83	3.28	.64	.80	5.61	< .02
Ideales Selbst	4.25	.40	.64	4.04	.51	.80	12.26	< .001
Eine bewunderte Person	3.99	.56	.76	3.88	.69	.82	2.68	ns
Eine Person, die ich nicht mag	3.24	.88	.84	2.38	.82	.86	32.7	< .001
Mutter	3.44	.68	.81	3.90	.61	.82	29.79	< .001
Vater	3.59	.62	.79	3.22	.68	.84	15.72	< .001
Eine gleichaltrige Person desselben Geschlechts	3.57	.68	.77	3.47	.63	.81	.75	ns
Eine gleichaltrige Person des anderen Geschlechts	3.35	.61	.77	3.89	.59	.82	26.09	< .001
die meisten Männer	3.60	.46	.68	2.81	.45	.77	136.42	< .001
die meisten Frauen	3.06	.49	.69	3.90	.54	.82	123.28	< .001

$F(11, 61) = 26.14; p < .001$

Tabelle C.2 Maskulinitäts- und Femininitätswerte für Homosexuelle

GERO Entity	Maskulinitätsitems ($N = 8$)			Femininitätsitems ($N = 8$)			F	p
	M	SD	α	M	SD	α		
Selbst in der Gegenwart	3.42	.60	.77	3.86	.45	.98	24.61	< .001
Selbst in der Vergangenheit	2.70	.90	.87	3.36	.61	.72	22.92	< .001
Ideales Selbst	4.40	.30	.47	4.16	.39	.66	22.65	< .001
Eine bewunderte Person	4.25	.50	.73	4.01	.63	.84	8.47	< .005
Eine Person, die ich nicht mag	2.86	.98	.83	2.13	.80	.84	24.97	< .001
Mutter	3.32	.86	.87	4.08	.80	.89	33.56	< .001
Vater	3.54	.78	.83	3.09	.76	.86	16.03	< .001
Eine gleichaltrige Person desselben Geschlechts	3.45	.70	.81	3.73	.65	.81	6.16	< .02
Eine gleichaltrige Person des anderen Geschlechts	3.56	.67	.81	4.06	.51	.79	20.92	< .001
die meisten Männer	3.65	.53	.75	2.69	.44	.73	136.1	< .001
die meisten Frauen	3.09	.50	.74	4.10	.48	.82	148.75	< .001

$F(11, 54) = 23.08; p < .001$

Tabelle C.3 Maskulinitäts- und Femininitätswerte für Transsexuelle

GERO Entity	Maskulinitätsitems ($N = 8$)			Femininitätsitems ($N = 8$)			F	p
	M	SD	α	M	SD	α		
Selbst in der Gegenwart	3.41	.57	.75	3.69	.70	.87	2.97	ns
Selbst in der Vergangenheit	2.94	.99	.91	3.54	.72	.83	7.35	< .01
Ideales Selbst	4.37	.34	.65	3.85	.52	.81	25.74	< .001
Eine bewunderte Person	4.19	.47	.75	4.03	.53	.82	3.33	ns
Eine Person, die ich nicht mag	3.29	1.04	.89	2.31	.98	.91	18.48	< .001
Mutter	3.31	.68	.81	3.48	.85	.90	1.03	ns
Vater	3.54	.79	.85	3.10	.69	.84	6.0	< .02
Eine gleichaltrige Person desselben Geschlechts	3.80	.63	.81	3.43	.60	.81	6.88	< .01
Eine gleichaltrige Person des anderen Geschlechts	3.61	.60	.80	4.05	.67	.90	6.87	< .01
die meisten Männer	3.93	.50	.74	2.61	.42	.79	157.59	< .001
die meisten Frauen	2.94	.43	.67	4.11	.48	.87	121.84	< .001

$F(11, 20) = 16.01, p < .001$

Anhang D: Auflistung der relevanten IDEX-Maße für einzelne Stichproben

Tabelle D.1 Scores der relevanten IDEX-Maße für Heterosexuelle

	Eics	Eips	II	KI	KO	EGO	Bewertung*
	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)
Mutter	.58 (.23)	.49 (.26)	.60 (.21)	.16 (.17)	.21 (.17)	3.59 (.97)	.52 (.41)
Vater	.49 (.25)	.44 (.22)	.46 (.25)	.20 (.20)	.23 (.17)	3.14 (1.03)	.32 (.48)
Eine gleichaltrige Person desselben Geschlechts	.48 (.25)	.42 (.23)	.52 (.22)	.16 (.16)	.20 (.14)	3.24 (.78)	.45 (.41)
Eine gleichaltrige Person des anderen Geschlechts	.53 (.21)	.47 (.24)	.58 (.21)	.15 (.15)	.21 (.15)	3.33 (.96)	.48 (.35)
Männer	.33 (.23)	.34 (.25)	.37 (.20)	.20 (.15)	.21 (.13)	2.43 (.90)	.20 (.33)
Frauen	.48 (.22)	.41 (.24)	.50 (.21)	.17 (.16)	.22 (.15)	2.98 (.92)	.38 (.34)

Eics ... empathische Identifikation in der Gegenwart

Eips ... empathische Identifikation in der Vergangenheit

II idealistische Identifikation

KIKontraidentifikation

KOKonfliktidentifikation

EGO...Ego-Involvement

*..... die Mittelwerte beziehen sich auf Berechnung der Bewertung einzelner Personen mittel

der Variable Fremdbewertung $\hat{R}(E_i)$

Tabelle D.2 Scores der relevanten IDEX-Maße für Homosexuelle

	Eics	Eips	II	KI	KO	EGO	Bewertung*
	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)
Mutter	.63 (.23)	.46 (.23)	.60 (.24)	.18 (.17)	.25 (.15)	3.71 (.97)	.47 (.42)
Vater	.44 (.25)	.36 (.21)	.47 (.23)	.24 (.20)	.23 (.14)	3.11 (.98)	.25 (.47)
Eine gleichaltrige Person desselben Geschlechts	.45 (.30)	.32 (.23)	.49 (.30)	.14 (.17)	.16 (.15)	3.14 (.82)	.40 (.41)
Eine gleichaltrige Person des anderen Geschlechts	.65 (.22)	.43 (.24)	.65 (.19)	.11 (.12)	.21 (.15)	3.53 (.95)	.58 (.26)
Männer	.28 (.21)	.23 (.20)	.35 (.20)	.23 (.18)	.21 (.14)	2.53 (.83)	.17 (.32)
Frauen	.53 (.25)	.42 (.25)	.52 (.23)	.13 (.13)	.21 (.15)	3.01 (.87)	.43 (.29)

Eics ... empathische Identifikation in der Gegenwart

Eips ... empathische Identifikation in der Vergangenheit

II idealistische Identifikation

KIKontraidentifikation

KOKonfliktidentifikation

EGO...Ego-Involvement

*..... die Mittelwerte beziehen sich auf Berechnung der Bewertung einzelner Personen mittel
der Variable Fremdbewertung $\hat{R}(E_i)$

Tabelle D.3 Scores der relevanten IDEX-Maße für Transsexuelle

	Elcs	Elps	II	KI	KO	EGO	Bewertung*
	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)	<i>M</i> (<i>SD</i>)
Mutter	.47 (.27)	.48 (.24)	.46 (.20)	.21 (.19)	.23 (.18)	3.05 (1.09)	.33 (.44)
Vater	.42 (.22)	.43 (.24)	.40 (.19)	.26 (.17)	.27 (.14)	3.06 (.84)	.23 (.42)
Eine gleichaltrige Person desselben Geschlechts	.44 (.25)	.34 (.21)	.48 (.20)	.14 (.11)	.20 (.12)	3.00 (.90)	.50 (.32)
Eine gleichaltrige Person des anderen Geschlechts	.60 (.22)	.51 (.21)	.64 (.19)	.12 (.13)	.18 (.16)	3.42 (1.10)	.59 (.34)
Männer	.33 (.22)	.32 (.25)	.39 (.15)	.23 (.17)	.23 (.13)	2.81 (.90)	.26 (.35)
Frauen	.50 (.27)	.44 (.25)	.50 (.18)	.15 (.13)	.21 (.15)	3.00 (1.10)	.43 (.27)

Eics ... empathische Identifikation in der Gegenwart

Eips ... empathische Identifikation in der Vergangenheit

II idealistische Identifikation

KIKontraidentifikation

KOKonfliktidentifikation

EGO...Ego-Involvement

*..... die Mittelwerte beziehen sich auf Berechnung der Bewertung einzelner Personen mittel
der Variable Fremdbewertung $\hat{R}(E_i)$

Anhang E: Auflistung der strukturellen Stärke der maskulinen und femininen Konstrukte für einzelne Stichproben

Strukturelle Stärke der einzelnen Konstrukte für Heterosexuelle

Table E.1 Strukturelle Stärke für maskuline Konstrukte (HT)

Maskuline Konstrukte	<i>M</i>	<i>SD</i>
Nicht selbstständig - Sehr selbstständig	65.43	17.42
Sehr passiv - Sehr aktiv	58.05	11.80
Nicht kämpferisch - Sehr kämpferisch	53.67	15.41
Treffe leicht Entscheidungen - Treffe schwer Entscheidungen	27.32	22.70
Gebe leicht auf - Gebe nie leicht auf	54.88	17.14
Nicht selbstsicher - Sehr selbstsicher	44.42	18.42
Fühle mich minderwertig - Fühle mich überlegen	37.37	15.03
Verliere bei Druck die Nerven - Behalte bei Druck die Nerven	48.37	16.71
Gesamtwert Maskuline Konstrukte	48.69	16.83

Table E.2 Strukturelle Stärke für feminine Konstrukte (HT)

Feminine Konstrukte	<i>M</i>	<i>SD</i>
Nicht emotional - Sehr emotional	46.93	23.45
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen - Fähig, sich völlig anderen zu widmen	51.13	24.50
Sehr grob - Sehr sanft	46.81	19.15
Nicht hilfsbereit - Sehr hilfsbereit	56.70	19.83
Nicht gütig - Sehr gütig	50.09	17.86
Der Gefühle anderer nicht bewusst - Der Gefühle anderer sehr bewusst	50.35	24.10
Nicht verständnisvoll - Sehr verständnisvoll	49.58	24.11
In Beziehungen sehr kalt - In Beziehungen sehr warm	54.55	21.74
Gesamtwert Feminine Konstrukte	50.76	21.84

Strukturelle Stärke der einzelnen Konstrukte für Homosexuelle

Tabelle E.3 Strukturelle Stärke für maskuline Konstrukte (HS)

Maskuline Konstrukte	<i>M</i>	<i>SD</i>
Nicht selbstständig - Sehr selbstständig	65.40	12.76
Sehr passiv - Sehr aktiv	50.27	15.62
Nicht kämpferisch - Sehr kämpferisch	53.70	16.44
Treffe leicht Entscheidungen - Treffe schwer Entscheidungen	32.71	16.54
Gebe leicht auf - Gebe nie leicht auf	53.38	16.69
Nicht selbstsicher - Sehr selbstsicher	49.94	20.76
Fühle mich minderwertig - Fühle mich überlegen	32.14	16.63
Verliere bei Druck die Nerven - Behalte bei Druck die Nerven	46.34	19.89
Gesamtwert Maskuline Konstrukte	47.97	16.91

Tabelle E.4 Strukturelle Stärke für feminine Konstrukte (HS)

Feminine Konstrukte	<i>M</i>	<i>SD</i>
Nicht emotional - Sehr emotional	46.97	24.02
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen - Fähig, sich völlig anderen zu widmen	58.02	18.01
Sehr grob - Sehr sanft	43.53	18.19
Nicht hilfsbereit - Sehr hilfsbereit	61.14	18.71
Nicht gütig - Sehr gütig	53.34	18.71
Der Gefühle anderer nicht bewusst - Der Gefühle anderer sehr bewusst	57.09	20.29
Nicht verständnisvoll - Sehr verständnisvoll	56.95	15.16
In Beziehungen sehr kalt - In Beziehungen sehr warm	56.44	18.92
Gesamtwert Feminine Konstrukte	54.18	19.00

Strukturelle Stärke der einzelnen Konstrukte für Transsexuelle

Tabelle E.5 Strukturelle Stärke für maskuline Konstrukte (TS)

Maskuline Konstrukte	<i>M</i>	<i>SD</i>
Nicht selbstständig - Sehr selbstständig	69.04	10.91
Sehr passiv - Sehr aktiv	57.15	17.56
Nicht kämpferisch - Sehr kämpferisch	45.78	15.94
Treffe leicht Entscheidungen - Treffe schwer Entscheidungen	29.34	17.82
Gebe leicht auf - Gebe nie leicht auf	60.82	17.57
Nicht selbstsicher - Sehr selbstsicher	47.87	22.79
Fühle mich minderwertig - Fühle mich überlegen	22.25	17.88
Verliere bei Druck die Nerven - Behalte bei Druck die Nerven	54.23	15.35
Gesamtwert Maskuline Konstrukte	48.31	16.97

Tabelle E.6 Strukturelle Stärke für feminine Konstrukte (TS)

Feminine Konstrukte	<i>M</i>	<i>SD</i>
Nicht emotional - Sehr emotional	36.45	25.40
Nicht fähig, sich völlig anderen zu widmen - Fähig, sich völlig anderen zu widmen	49.39	20.15
Sehr grob - Sehr sanft	39.34	20.08
Nicht hilfsbereit - Sehr hilfsbereit	60.99	23.58
Nicht gütig - Sehr gütig	50.84	20.98
Der Gefühle anderer nicht bewusst - Der Gefühle anderer sehr bewusst	45.72	20.38
Nicht verständnisvoll - Sehr verständnisvoll	56.72	19.29
In Beziehungen sehr kalt - In Beziehungen sehr warm	47.61	24.79
Gesamtwert Feminine Konstrukte	48.38	21.83

Erklärungen

Ich versichere, diese Arbeit selbstständig und ohne unzulässige Hilfe Dritter verfasst zu haben. Bei der Abfassung der Dissertation habe ich nur die angegebenen Hilfsmittel genutzt. Alle inhaltlich oder wörtlich übernommenen Aussagen habe ich als solche gekennzeichnet.

Ich versichere weiterhin, dass ich diese Dissertation weder an der gegenwärtigen noch in einer anderen Fassung einer anderen Fakultät einer wissenschaftlichen Hochschule zur Begutachtung im Rahmen eines Promotionsverfahrens vorgelegt habe.

Potsdam, den 01.04.2011
